H. ant. 304^x (2

Aelteste Geschichte der Celten,

insonderheit der

Gallier und Deutschen.

Aus dem französischen des Herrn Pelloutier, mit den Erläuterungsschriften der Herrn Schöpflin, Gibert, Chiniac und anderer,

deutsch herausgegeben von

Johann Georg Purmann.

Zweyter Band.

Frankfurth am Mayn,
bey Johann Gottlieb Garbe. 1778.

Wb+|65|37

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte der Celten.

Drittes Buch.

Von den Religionsbegriffen der Celten.

Erstes Hauptstück.

Einleitung in diese Materie.

Die Religion der Celten ist ohne Zweifel eines der wichtigsten Stücke in der alten Geschichte dieser Völker, und es ist allerdings der Mühe werth zu untersuchen, was unsere Vorfahren für Meinungen darinnen gehabt haben. Bey einer genauern Untersuchung wird man zu seinem grossen Vergnügen gewahr, daß ihre Meinungen von GOTT und göttlichen Dingen weit richtiger und vernünftiger waren,

als der übrigen Heiden, selbsten die Griechen nicht ausgenommen, die sich doch unter allen Völkern für die klügsten und aufgeklärtesten hielten. Indessen kan man auch nicht in Abrede seyn, daß eben diese Völker, die sich einen so edlen Begriff von der Gottheit gemacht haben, gleichwohl auch sehr vielen Irrthümern und abergläubischen Gebräuchen ergeben gewesen sind, die sie sogar unter falschen Namen auf ihre Nachkommen gebracht haben. Allein ein Mensch, der die Wahrheit mit Aufrichtigkeit des Herzens sucht, und der gegen die Ehre des Christenthums nicht gleichgültig ist, wird demohngeachtet ein Vergnügen empfinden, wenn er in den ältesten Zeiten der Barbarey den Ursprung derjenigen Misbräuche entdeckt, die die schönste und reinste unter allen Religionen verunstaltet haben, und zum Theil noch gegenwärtig verunstalten.

Jederman weiß, daß diese Materie, die wir uns zu untersuchen vorgenommen haben, den grösten Schwierigkeiten unterworfen ist, ja daß es in vielen Stücken ganz und gar unmöglich ist, die Wißbegierde eines Lesers zu befriedigen, der die Religion der Celten in ihrem ganzen Umfang zu kennen wünscht. Der Plan, den wir uns in dem gegenwärtigen Werk vorgesetzt haben, ist die Religion der Celten so zu schildern, wie sie war, ehe sie die Gottheiten und Religionsgebräuche der Griechen und Römer haben kennen gelernt. Diese Schwierigkeiten werden noch grösser, wenn man auf der einen Seite die grosse Entfernung von unsern Zeiten, und auf der andern den Mangel der Schrifftsteller bedenkt, die uns einige Nachricht von der Religion der Celten hätten geben können. Ausserdem stunden die Druiden, wie die ägyptische

Prie-

Priester, in den Gedanken, daß sie ihre Wissenschaft äusserst geheim halten müsten. Sie sahen es als ein Verbrechen, welches dem Kirchenraub gleich war, an, wenn man Sachen, die ihre geheime Wissenschaft angiengen, schrifftlich aufzeichnen wollte; sie vertrauten sie blos ihren Schülern, und dies erst nach einer vieljährigen Prüfung, an, und diese musten ihnen auf eine feyerliche Art versprechen, solche niemals bekannt zu machen, und sich aus dieser Ursache des Umgangs aller Fremden zu enthalten. (Cæsar de B. G. VI. 14. Mela III. 2. siehe oben 1. Buch, 13. Hauptst. 2. Buch 9, und 11. Hauptstück.)

Es würde nicht möglich seyn, diese Schwierigkeiten zu heben, wenn die Druiden überhaupt aus ihrem ganzen Lehrbegriff ein undurchdringliches Geheimnis gemacht hätten; allein, man weiß, daß dieses Geheimnis eigentlich zu reden, nur diejenigen Dinge betroffen hat, die die Physiologie und Magie ausmachten. Jene lehrte die Kunst zu wahrsagen, das ist, zukünftige Begebenheiten aus natürlichen Ursachen vorher zu verkündigen, zum Exempel, aus dem Wasser, Feuer, Wind, Vogelflug, Wiehern der Pferde, und dergl. die zukünftigen Schicksale der Menschen zu weissagen; diese zeigte die Kunst durch Zauberey ausserordentliche Begebenheiten hervorzubringen, die noch heut zu Tage der leichtglaubige und abergläubische Pöbel den Hexenmeistern und Schwarzkünstlern zuschreibt. Ausser diesen hatten die Druiden auch noch einen gemeinen und öffentlichen Lehrbegriff. Sie liessen sich ohne Unterschied bey jedermann über die wesentlichen Punkte ihrer Religion frey heraus; sie machten kein Geheimnis daraus, zu sa-

gen, wie man die Gottheit verehren müsse, und was rechtschaffene und fromme Menschen für Belohnungen von derselben zu erwarten haben. Auch aus ihren Opfern, Gebräuchen, und andern Theilen ihres öffentlichen Gottesdienstes läst sich bestimmen, was sie sich für Begriffe von der Gottheit gemacht haben. Es ist also gar wohl möglich, wenigstens die Haupt-Lehrsätze der Celtischen Religion einzusehen, wenn man nur diejenigen Schriftsteller, die zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, mit Einsicht davon geschrieben haben, und deren Werke bis auf uns gekommen sind, recht zu gebrauchen weiß.

Wir würden der verdrüßlichen Arbeit, die Nachrichten, die uns die Alten von dieser Materie gegeben haben, selbst zu sammeln und in ihre gehörige Fächer zu bringen, haben entübrigt seyn können, wenn die Neuern, die davon geschrieben haben, dasjenige wirklich geleistet hätten, was die Aufschrifft ihrer Werke versprach. Wir wollen einige derselben beurtheilen. Stephan Forcatel, Lehrer der Rechtsgelehrsamkeit auf der Universität Toulouse, hat gegen die Mitte des sechzehenten Jahrhunderts ein grosses Werk über das Reich und die Philosophie der Gallier geschrieben. Der Titel des Werks ist: Stephani Forcatuli de Gallorum imperio & Philosophia Libri VII. Man kan nicht leugnen, daß dieser Schrifftsteller eine grosse Belesenheit und ausgebreitete Gelehrsamkeit besessen habe; aber das ist auch das einzige Lob, das ihm ein billigdenkender Leser geben kan; übrigens aber, scheint er weder Redlichkeit genug gehabt zu haben, die Wahrheit aufrichtig zu suchen, noch Ueberlegungskrafft genug, sie gehörig zu beurtheilen. So viel man aus seinen Ausführungen

gen urtheilen kan, scheint er die Absicht gehabt zu haben, einigen berühmten Häussern und Städten zu schmeicheln, und ihnen ein Alter zuzuschreiben, welches sie gewiß nicht gehabt haben. So falsch und unrichtig dasjenige ist, was er von dem Reich der Gallier behauptet, eben so grundlos ist dasjenige, was er von ihrer Philosophie sagt. Wir wollen einige Proben davon anführen. Wenn Diodor aus Sicilien von den Druiden redet, so nennt er sie Sarviden, oder Saroniden, welche Benennung vielleicht aus einem Fehler eines Abschreibers entstanden ist. Hievon nimmt der untergeschobene Berosus Gelegenheit, und erdichtet einen König der Gallier, mit Namen Saron, den er in die Zeiten des Patriarchen Isaac versetzt. Forcadel erzählt die ganze Geschichte dieses Prinzen, und bildet sich daraus einen Roman, der nicht mehr Glaubwürdigkeit hat, als die Abentheuer eines Rolands, oder Amadis. Noch wunderbarer ist, daß Forcadel so gar im Homer die Stadt Toulouse will gefunden haben. Und wo? Es kommt darinnen das Wort Θοωσα, laufend, vor; was ist leichter, als durch Hinzusetzung eines einzigen Buchstabens, Tolosa daraus zu machen? Diese zwo Proben mögen genug seyn, um zu zeigen, was man von der Beurtheilungskrafft dieses Schrifftstellers, und von dem Werth seines Werks zu halten habe. Nimmt man die vielen Episoden weg, die grösten theils am unrechten Ort angebracht sind, und worüber man den Hauptpunkt ganz aus dem Gesicht verliert; nimmt man ferner die vielen Fabeln weg, die er auf Treu und Glauben des Berosus, Manethons, und anderer von dem berüchtigten Annius von Viterbo erdichteten Schrifftsteller, erzählt, und die er zum Theil selbsten erdichtet, um die Ehre seiner Nation zu erheben, oder

eine andere interessirte Absicht dadurch zu erreichen: so würden mehr als drey Viertheil von seinem Buch wegfallen, und das übrige würde mehr die Quellen anzeigen, woraus man schöpfen könnte, als dem Leser einen richtigen Begriff von der Religion und der Philosophie der Celten geben.

Weit mehr Beurtheilungskrafft als Forcadel, zeigt Philipp Cluver, der in seiner Beschreibung des alten Deutschlands gleichfalls von der Religion der Celten redet. Man kan diesem Werk im Ganzen genommen seinen Ruhm nicht streitig machen; es ist wohl ausgearbeitet, und voll wichtiger Untersuchungen; dennoch aber würde der scharfsinnige Verfasser besser für seine Ehre gesorgt haben, wenn er entweder von der Religion der alten Deutschen gar nichts gesagt, oder wenigstens sich darauf eingeschränkt hätte, nur dasjenige anzuführen, was er bey den alten Schrifftstellern gefunden hat, ohne seine eigne Vermuthungen darunter zu mischen. Er sucht durchgängig zu behaupten, daß seine alten Deutschen nicht nur von dem wahren GOtt und der Schöpfung der Welt die richtigsten Begriffe gehabt, sondern auch sogar die wichtigsten Geheimnisse der christlichen Religion gekannt hätten; ja, daß sie sogar von dem Geheimnis der Dreyeinigkeit lange vorher etwas gewust hätten, ehe es in der Bibel deutlich geoffenbaret worden wäre. Es wird der Mühe werth seyn, den Beweiß, den Cluver hievon führt, dem Urtheil des Lesers vorzulegen.

Er sagt: „Cäsar bemerkt, daß die alten „Deutschen keine andere Götter gekannt hätten, „als diejenigen, die sie mit Augen gesehen, und „deren Hülfe sie augenscheinlich erfahren hätten,

„nem=

„ nemlich, die Sonne, den Mond, und das Feuer.
„ Hier sieht man offenbar den einzigen wahren
„ GOTT, und die drey Personen der Gottheit.
„ Die Sonne ist der Vater, der Mond der Sohn,
„ und das Feuer der heilige Geist.“ Cluver thut sich über diese Entdeckung so viel zu gut, daß er beym Schluß dieser Untersuchung sagt: ich würde dem Leser ohnfehlbar beschwerlich fallen, wenn ich eine so deutliche und in die Augen fallende Wahrheit mit mehreren Beweisen unterstützen wollte? Was kann man von einem Schriftster halten, der sich durch solche elende Gründe hintergehen läßt? Indessen ist Cluver nicht der der einzige Schriftsteller, der sich das Vorurtheil hat blenden lassen, überall die Ideen des Juden- und Christenthums zu finden. Viele neuere sind seiner Bahn gefolgt, und wir werden in dem Fortgang dieses Werks noch mehrere kennen lernen, die ihm getreulich nachgeschrieben haben. Alles, bis auf die Eiche Mamre, ist nach Gallien verpflanzt worden, und man hat sich kein Bedenken daraus gemacht, sie in eine Celtische Gottheit umzuschaffen. (Cæsar de B. G. VI. 21. Cluveri Germania antiqua p. m. 202.)

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien vom Elias Schedius ein sehr gelehrtes Werk unter dem Titel: de Diis Germanis, siue de veterum Germanorum, Gallorum, Brittannorum, Vandalorum, religione, Syntagmata quatuor. Wenn auch dieser Schriftsteller in der Untersuchung dieser Materie nicht weiter gekommen ist, als Cluver, so verdient er doch weit mehr Nachsicht. Er war damals, als er es schrieb, noch sehr jung, hatte aber doch die meisten Schriftsteller der Alten, griechische und lateinische, mit

vielem Fleiß gelesen, und aus denselben alles dasjenige sorgfältig gesammelt, was eine nähere, oder entferntere Beziehung auf die Religion der Celten haben konnte. Man kan diese Schrifft deswegen als eine reiche Vorrathskammer ansehen, worinnen Materialien, die von einer ungemeinen Gelehrsamkeit zeugen, zusammen getragen, aber ohne Genauigkeit und Ordnung zusammengehäuft sind. Man darf sich aber auch darüber nicht verwundern. Der Verfasser wurde, ehe er sein Werk zur Vollkommenheit brachte, in dem sieben und zwanzigsten Jahre seines Alters, vom Tode übereilt; er hatte noch nicht Zeit genug darauf gewendet, seine Materialien in Ordnung zu bringen, und diejenigen, die nicht zur Sache gehörten, abzusondern Nach seinem Tode gab man es, so wie es war, heraus, und aus dieser Ursache muß man in vielen Stücken, die nicht mit der gehörigen Sorgfalt ausgearbeitet sind, Nachsicht haben.

Der Vater Lescalopier hat seiner Erklärung, die er über Cicerons Bücher von der Natur der Götter geschrieben hat, eine besondere Abhandlung von der Religion der alten Gallier beygefügt. Der Titel dieser Schrifft ist: Petri Lescaloperii humanitas theologica, siue commentarius in Ciceronem de Natura Deorum. Sie ist sehr kurz gerathen, und dies ist das gröste Verdienst derselben; denn sie enthält schlechterdings nichts neues und merkwürdiges. Ja es scheint, daß der Verfasser die ganze Schrifft blos um folgender Entdeckung willen ausgefertigt habe. Er behauptet nemlich, daß man in der Gegend von Chartres einer Jungfrau, die schwanger werden und gebähren sollte, göttliche Ehre erwiesen habe. Seine Worte sind: Carnutum Dea, Virgo Paritura. Er sagt ferner: das

Bild-

Bildnis dieser Göttin wäre hundert Jahre vor der Geburt Christi daselbst aufgestellt gewesen. Hat es mit diesem Vorgeben seine Richtigkeit, so müssen wahrhaftig die Gallier die Geheimnisse der christlichen Religion eben so früh gewust haben, als die Deutschen. Diese sollen, nach Cluvers Meinung, das Geheimnis der Dreyeinigkeit schon zur Zeit des Julius Cäsars, der funfzig Jahr vor der Geburt unsers Heilandes geschrieben hat, gewust haben; und noch funfzig Jahr früher soll man in der Gegend von Chartres nicht allein gewust haben, daß der Sohn GOttes sollte Mensch werden, sondern auch daß die heilige Jungfrau, die damals noch nicht gebohren war, nach vielen Jahrhunderten einer gottesdienstlichen Verehrung würde gewürdiget werden.

Ausser diesen hier angeführten Schriftstellern hat auch noch der Vater Dom Jacob Martin, ein Benedictiner, ohne sich zu nennen, im Jahr 1727. ein Werk unter dieser prächtigen Aufschrifft herausgegeben: **Von der Religion der Gallier, aus den reinsten Quellen des Alterthums.** Da aber in dem sieben und dreysigsten Band der Bibliotheque germanique eine weitläuftige Beurtheilung davon enthalten ist; so wollen wir gegenwärtig nicht weiter davon reden. Dieser Verfasser hat die Religion der Gallier bey weiten nicht genug gekennt; wenn man ihm blindlings folgt, so bekommt man eine Menge falscher Ideen; denn er thut nichts, als daß er die Götter der Griechen und Römer zu Gallischen Gottheiten macht.

Die Religion der Celtischen Völker ist also bis jetzo noch bey weiten nicht in das reine gebracht. Lieset man blos die neuern, die davon geschrieben haben,

haben, so bleibt man in einer gänzlichen Ungewißheit, was man davon glauben soll. Der Unterschied ihrer Meinungen, oder vielmehr die beständigen Widersprüche, die man bey ihnen antrifft, setzen den Leser in einen unerklärbaren Zweifel. Giebt man sich aber die Mühe, sich besonders bey den Alten Raths zu erholen; so wird man bald finden, daß die neuen, anstatt aus den reinen Quellen des Alterthums zu schöpfen, wie sie doch hätten thun sollen, und welches sie auch gethan zu haben fälschlich vorgeben, blos sich ihrer Einbildungskrafft überlassen, oder sich durch Vorurtheile haben blenden lassen; daher sie auch in der Religion der Celten alles gefunden haben, was sie haben finden wollen, bald die Religionsgebräuche der Juden und Phönicier, bald die Religion der Griechen, Römer und Aegyptier, bald die philosophischen Meinungen eines Pythagoras, Platons und der Stoiker, und Gott weiß, was sonsten noch mehr. Ich schmeichle mir in dem gegenwärtigen Werk unleugbar darzuthun, daß die Celtischen Völker eine ganz andere Religion gehabt hatten, als man sich insgemein einbildet, und als sie die vorhingenannten Schrifftsteller geschildert haben. Ich werde mich bemühen die Religion der Celten so vorzustellen, wie sie gewesen ist, ehe fremde Ceremonien und ihnen bisher unbekannter Aberglaube, von andern Völkern unter ihnen eingeführt worden ist.

Dies ist der Plan, den ich mir auszuführen vorgenommen habe. Ich werde zuerst die vornehmsten Lehrsätze der Celtischen Religion untersuchen, was sie für Begriffe von GOtt und seinen Vollkommenheiten, von dem Ursprung der Welt, von den Pflichten des Menschen, und seinem Zustande nach dem Tode, gehabt haben. Zweytens werde

ich das Aeusserliche ihrer Religion vorstellen, und bey dieser Gelegenheit von den Druiden, von den heiligen Zeiten und Orten, von den Opfern, gottesdienstlichen Gebräuchen der Celten, und andern hieher gehörigen Materien reden. Drittens werde ich von dem Aberglauben der Celten, von ihren Zaubereyen von den verschiedenen Arten die Wahrheit heraus zu bringen, von ihren Weissagungen, von den Zweykämpfen, vom Loos, von den Wahrsagungen aus den Opferthieren, aus dem Blitz, von der Wasser- und Feuerprobe, handeln. Viertens werde ich eine kurze Geschichte der vornehmsten celtischen und scythischen Philosophen, z. E. des Orpheus, Zamolxis, Abaris, Toxaris, Anacharsis und anderer beyfügen; und endlich werde ich noch von der Art reden, wie das Christenthum unter den Celten eingeführt worden ist.

Zweytes Hauptstück.

Ob die Celten Gottesläugner gewesen sind?

Die Alten geben den Scythen, Celten und andern Völkern, die sie aus Stolz Barbaren nennten, das Lob, daß sie alle nur einen Gott verehrt, und daß man unter ihnen weder erklärte Gottesleugner, noch solche Personen gefunden habe, die den geringsten Zweifel in jene wichtige Wahrheiten gesetzt hätten, die den Grund aller Religion ausmachen, nemlich das Daseyn und die Vorsehung Gottes. Maximus von Tyrus sagt: Alle Barbaren nehmen einen Gott an. Damit

mit stimmt auch Aelian überein, der folgende gegründete Anmerkung macht: „Wer sollte nicht „die Weißheit der Barbaren loben? Niemand „unter ihnen hat jemals geleugnet, daß ein Gott „sey; ja es hat nicht einmal jemand gezweifelt, „ob es Götter gebe oder nicht, ob sie sich um das „menschliche Geschlecht bekümmerten, oder nicht; „weder Indianer, noch Celten, noch Aegyptier, „sind jemals auf solche thörigte Meinung verfallen, als Evemerus der Messenier, Diagoras, „Sosias, Hippo, Diogenes der Phrygier, Epicur, welche theils die Gottheit schlechterdings „geleugnet, theils an ihrem Daseyn gezweifelt, oder „ihr die Sorge für die Welt abgesprochen haben. (Max. Tyrius Diss. XXXVIII. p. 455. Æliani Var. Hist. L. II. c. 31.)

So einleuchtend nun diese Zeugnisse sind, so fehlt es doch auch nicht an solchen Schriftstellern, die einigen Celtischen Völkern Schuld geben, daß sie die Gottheit gänzlich geleugnet hätten, und folglich ohne alle Religion gewesen wären. Strabo sagt, daß nach dem Zeugnisse einiger Schriftsteller, die Einwohner von Gallicien von einer Gottheit gar nichts gewust hätten. Dieser Schriftsteller giebt aber seiner Beschuldigung nicht das geringste Gewicht, ja er widerspricht sich in einer andern Stelle offenbar. Er sagt, daß alle Völker in Lusitanien, wovon doch Gallicien einen Theil ausmachte, den Wahrsagungen ausserordentlich ergeben gewesen wären. Silius stimmt damit vollkommen überein. Er sagt, daß die Einwohner von Gallicien in den Wahrsagungen, die man aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Flug der Vögel, und aus dem Feuer machte, sehr erfahren gewesen wäre. Justin redet von einem Berg in Gallicien,

cien, den man aus dem Grunde nicht hätte anbauen dürfen, weil er den Göttern geheiligt gewesen wäre. Wie kan man also diesen Celtischen Völkern nur unter einem Schein von Wahrscheinlichkeit Schuld geben, daß sie keinen Gott erkannt hätten? (Strabo L. III. p. 154. 164. Silius Italicus L. III. v. 344. Justin. L. XLIV. cap. 3.)

Mit eben so wenig Grund macht Cicero allen Galliern den Vorwurf, daß sie gar keine Religion gehabt hätten. Wir wollen seine Beweise, auf welche er eine so harte Beschuldigung gründet, untersuchen. Man findet sie in derjenigen Rede, worinnen er den Fontejus, den Statthalter von Gallia Narbonensis, gegen die Anklage, daß er die Einwohner zu sehr bedrückt habe, vertheidigt. Die Stelle die hieher gehört, ist diese: „Glaubt ihr „wohl, daß die Gallier gegen die Heiligkeit des „Eides eine Verehrung haben, oder daß die Furcht „für den unsterblichen Göttern sie rühren würde, „wenn sie aufgefordert werden, ein Zeugnis für „Gericht abzulegen? Sehet doch nur, ich bitte „euch, ihre Gemüthsart und ihre Sitten an, die „den Sitten aller andern Völker schnurstracks „entgegen sind. Andere Völker ergreiffen die „Waffen, um ihre Religion zu vertheidigen; die „Gallier im Gegentheil, um allen Religionen den „Krieg anzukündigen: andere Völker rufen den „Schutz und Beystand der Götter an, wenn sie „in das Treffen gehen; diese führen selbsten gegen die Götter Krieg. Dieses sind eben die Völ„ker, die ehemals aus den entferntesten Gegen„den der Erde hervorgekommen, und bis nach „Delphi gedrungen sind, wo sie das Orakel des „Pythischen Apollo, welches von allen Völkern der „Erde für heilig gehalten wird, feindlich ange„tastet,

„ tastet, und seinen Tempel zerstört haben. Das „ sind eben die Völker, die ehemals das Capitol „ belagert, und den Tempel desjenigen Jupiters „ zerstöret haben, den unsere Vorfahren als den Be- „ schützer des Eides und Rächer des Meineids ver- „ ehrt haben. Und wir sollten von ihnen glauben, „ daß sie gegen die Heiligkeit des Eides einige „ Hochachtung haben würden? Kan wohl für sol- „ che Völker etwas heilig und verehrungswürdig „ seyn, die auch sogar alsdenn, wenn sie die Noth „ zwingt, allerhand Mittel anzuwenden, den „ Zorn der Götter zu besänftigen, ihre Tempel „ und Altäre mit dem Blut von Menschenopfern „ besudeln? die keine Handlung der Religion vor- „ nehmen können, welche nicht zugleich ein Ver- „ brechen und eine neue Beleidigung der Götter „ wäre? Ist es nicht eine jedermann bekannte Sa- „ che, daß die Gallier noch bis auf diese gegen- „ wärtige Stunde die grausame und barbarische „ Gewohnheit haben, Menschen zu opfern? Was „ kan man nun von der Treue und Redlichkeit „ eines Volks glauben, welches den Zorn der „ Götter durch unmenschliche Verbrechen und Ver- „ giessung des Blutes der Menschen zu stillen sucht?“ Dieses ist die berühmte Stelle, aus welcher gefol- gert werden soll, daß Cicero den Galliern alle Re- ligion und Verehrung der Gottheit abspreche. Wir wollen sie untersuchen.

Die Absicht, die Cicero bey seiner Vertheidi- gung hatte, war, den Richtern die Aussage der Zeugen, die man aus Gallien zur Unterstützung der Anklage gegen den Fontejus hatte kommen lassen, verdächtig zu machen. Anstatt, daß er gegründete Widersprüche gegen die Glaubwürdigkeit der Zeu- gen hätte vorbringen sollen, so fällt er in den de- clama-

clamatorischen Ton, und kleidet seine falsche Schlüsse in eine Menge prächtiger Worte ein, um die Richter zu verblenden, daß sie die schwache Seite derselben nicht einsehen sollten. Erstlich ist es ein offenbarer Widerspruch zu behaupten, daß daß die Gallier schlechterdings keine Furcht vor den Göttern gehabt hätten, und ihnen zugleich vorzuwerfen, daß sie den Göttern die abscheulichen Menschenopfer gebracht hätten. Nur eine übertriebene Furcht vor den Göttern war die Ursache, daß sie auf diese abscheuliche Gewohnheit verfallen waren. Zweytens behauptet Cicero, daß die Gallier die Religion aller andern Völker feindlich angegriffen hätten. Wir wollen ihm diesen Satz einsweilen zugeben, ob er gleich einer genauern Einschränkung nöthig hätte. Aber folgt denn daraus, daß die Gallier selbsten gar keine Religion gehabt haben? Keinesweges; sie glaubten vielmehr, daß sie die einzige wahre Religion hätten. Sie erklärten den Krieg gegen die Götter der Griechen und Römer, weil sie sie für falsche Gottheiten hielten, welche nirgends, als nur in der verdorbenen Einbildungskrafft ihrer Verehrer vorhanden wären. Sie zerstörten die Tempel und Götzenbilder, weil sie es für eine Gottlosigkeit hielten, die Gottheiten in Mauern einzuschliessen, und sie unter menschlichen Gestalten vorzustellen. Die Gallier waren ohngefähr in eben den Umständen, wie ehemals die Iconoclasten, oder Bilderstürmer, die man mit eben so wenig Grund für Religionsfeinde und Gottesleugner hielt, als die Gallier. Es ist wahr, ihr Eifer war vielleicht blind und übertrieben; anstatt die Bilder, welchen der Abgötter göttliche Verehrung erweist, zu zerbrechen, hätten sie besser gethan, wenn sie ihnen die falschen Begriffe,

die

die sie sich von der Gottheit gemacht hatten, benommen, und ihnen den Aberglauben ihres Religionsdienstes gezeigt hätten. Aber anstatt der vernünftigen Vorstellungen siehet man blinden Eifer, auf der einen Seite mit Rednerkünsten, auf der andern durch Gewaltthätigkeit unterstützt. Drittens behauptet Cicero, die Gallier hätten den Göttern Menschen zu Opfern gebracht. Wenn der Schluß, den Cicero daraus ziehet, richtig wäre, so würde folgen, daß weder Treue noch Religion in der ganzen Welt gewesen wäre, denn dieser schreckliche Aberglaube war den Celten nicht allein eigen, sondern man trifft ihn beynahe bey allen Völkern des Erdbodens an. Wir werden in der Folge sehen, daß die Römer sowohl vor, als nach den Zeiten des Cicero, eben solche Abscheulichkeiten ausgeübet haben.

Es ist also nicht nur ausgemacht, daß alle Celtische Völker einen Gott erkannt haben, sondern die alten Schriftsteller geben ihnen auch insgesammt das Zeugnis, daß sie in der Verehrung ihrer Götter einen grossen Eifer bewiesen haben. Ihre Anhänglichkeit an ihren Religionsgebräuchen, und ihre Hochachtung gegen dieselben, war so groß, daß sie sich auch nach vielen Jahrhunderten nicht entschliessen konnten, die geringste Veränderung darinnen vorzunehmen. Es scheint, daß ihre Religion den Ausländern sehr erbaulich muß vorgekommen seyn, weil die heiligsten Religionsgebräuche der Griechen, und insonderheit diejenigen, die man mit so vielem Pomp zu Eleusine begieng, ursprünglich aus Thracien dahin gebracht worden sind. Man behauptet so gar, daß die ganze Religion der Griechen, und alle ihre abergläubischen Gebräuche, aus ..en diesem Land ihren Ursprung genom-

genommen haben. Man gründet diese Vermuthung auf die Abstammung und Bedeutung des griechischen Worts Θρησκευειν, welches, dem Strabo und Suidas zu folge, so viel bedeuten soll, als den Thraciern nachahmen, und so wohl überhaupt den Dienst, den man einer Gottheit erweiset, als auch eine übertriebene und abergläubische Verehrung derselben, anzeigt. (Plin. Hist. Nat. IV. c. 12. Solin. c. 35. Cæsar B. G. VI. 16. Livius L. V. c. 46. Dionys. Halicarn. Lib. VII. p. 474. Plutarch. de Exul. Opp. Tom. II. pag. 607. Herod. IV. c. 33. Plut. vita Alexandri, Opp. Tom. I. pag 665. Suidas, voce Θρησκευειν, Tom. II. p. 205.

Ob es nun gleich ausser allen Zweifel ist, daß die Celtischen Völker eine Religion gehabt haben; so muß man doch auch dieß eingestehen, daß sie von der Religion aller andern Völker unterschieden gewesen ist. Dieser Unterschied, oder besser zu sagen, dieser gerade Widerspruch ist so groß, daß Lucan kein Bedenken trägt, den Galliern in das Gesicht zu sagen: Wenn ihr die Götter erkennt, wenn ihr einen richtigen Begriff von ihnen habt; so muß man eingestehen, daß alle übrige Menschen schlechterdings keine richtige Erkenntnis von ihnen haben.

Solis nosse Deos & cœli numina vobis,
Aut solis nescire datum.

Aus dieser Ursache suchten die Scythen und Celten alle andere Religionen an allen Orten, wo sie den Meister spielten, auszurotten, und sie belegten diejenigen, die einen fremden Gottesdienst unter ihnen einführen wollten, mit den grausamsten Strafen.

Einem Könige der Scythen, mit Namen Scyles kostete es das Leben, weil er an dem Dienst des Bacchus in einer griechischen Colonie Theil genommen hatte. Der berühmte Anacharsis muste gleiches harte Schicksal erfahren, weil er unter den Scythen diejenigen Gebräuche einführen wollte, die die Griechen bey dem Dienste der Mutter der Götter beobachteten. (Lucan. I. v. 452. Herodot. IV. 76. 79. 80.)

Vor allen Dingen wollen wir uns bemühen, den Begriff fest zu setzen, den die Scythen und Celten von der Gottheit, als dem Gegenstand ihrer Religion, hatten. Dies ist das einzige und wahre Mittel ihre Religion gründlich kennen zu lernen, und den Unterschied derselben von andern Völkern zu beurtheilen.

Drittes Hauptstück.

Von dem Begriff, den die Celten von der Gottheit hatten.

Die Celtischen Völker hatten einen wahren Begriff von Gott und seinen Eigenschaften. Wir werden in der Folge die Frage untersuchen, ob sie nicht vielleicht nahe an die Vielgötterey gränzten? Gegenwärtig aber setzen wir zum Grund, daß sie reine, ewige, unveränderliche und geistige Wesen, die von aller Materie frey, und unsichtbar gewesen sind, angebetet und verehrt haben. Sie schrieben ihnen einen unendlichen Verstand, eine uneingeschränckte Macht, und eine unwandelbare Gerechtigkeit zu.

Es

Es war eine unter allen Secten ausgemachte Wahrheit, daß die Götter alles dasjenige, was über die Kräffte des menschlichen Geistes erhaben ist, vollkommen erkennten. Wenn sie demnach das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, mit einem Wort, alles, dessen Kenntnis dem Menschen nur einigermassen wichtig war, deutlich und sicher wissen wollten; so sahen sie es als das einzige Mittel hierzu zu gelangen, an, daß man die Gottheit befragte, von welcher sie glaubten, daß sie bey allen Creaturen gegenwärtig sey, und auf tausend verschiedene Arten denjenigen, die die Wissenschaft der Wahrsagerey verstünden, Antwort gäbe.

Der Begriff, den sie von der Macht der Gottheit hatten, war eben so groß und erhaben. Sie sagten, alles, was die menschlichen Kräffte übersteige, sey der göttlichen Macht niemals unmöglich. Sie zogen daraus den Schluß, wenn der Mensch grosse und wunderbare Dinge verrichten wollte, so müste er das Geheimnis suchen, von der Macht des allmächtigen Wesens, die in allen Creaturen würksam wäre, Gebrauch zu machen, um sie nach seinem Willen anzuwenden. Dies war der Grund, worauf ihrer Meinung nach, ihre Zauberey beruhete. Hiedurch glaubten sie im Stande zu seyn, sich zum Exempel unverwundbar zu machen, den natürlichen Wirkungen des Feuers zu widerstehen, Sturmwinde zu erregen, einen Rechtshandel zu gewinnen, andere Menschen rasend zu machen, und was dergleichen mehr war.

Sie waren ferner auch überzeugt, daß es unmöglich sey, daß sich Gott in seinem Urtheile irren, das Recht verkehren, und einer bösen Sa-

che beystehen könne. Hieraus schlossen sie, daß das einzige Mittel, niemals eine Ungerechtigkeit zu begehen, dieses wäre, daß man dem höchsten gerechten Wesen die Entscheidung der Rechtshändel und der Streitigkeiten, die sich dann und wann unter den Menschen ereigneten, überliese. Dies ist der Ursprung der berüchtigten Wasser- und Feuerprobe, und vieler anderer abergläubischen Handlungen, denen man den Namen eines göttlichen Urtheils gab. Wenn auch die Folgen, die man aus den angeführten Grundsätzen zog, manchmal falsch und unrichtig waren; so muß man doch wenigstens eingestehen, daß die Grundsätze selbsten wahr und gewiß waren, und daß also die Celten von den wesentlichsten Eigenschaften der Gottheit einen richtigen Begriff hatten.

Diese Grundsätze sind noch kein unterscheidendes Merkmal von der Religion der Celten, sondern sie sind allen Religionen, und allen Völkern auf dem ganzen Erdboden, gemein. Selbsten diejenigen Völker, welche sichtbare und cörperliche Gottheiten verehrten, und ihnen Schwachheiten, Laster und Gebrechen der menschlichen Natur zuschrieben, haben sie demohngeachtet als mächtige und verständige Wesen verehrt, sie um ihre Hülfe und Beystand angefleht, und bey ihrem Namen einen Eid geschworen. Wenn sie sich auch niedrige Vorstellungen von ihren Göttern machten, so haben sie ihnen doch auch solche Eigenschafften beygelegt, die diesen schnurstracks entgegen gesetzt sind; ich meine Allwissenheit, Allgegenwart, und alle Vollkommenheiten, die man von einer Gottheit annehmen muß, welcher man einen Religionsdienst erweisen will.

Die

Die Religion der Celten gründete sich nicht auf die Vorstellung, die ihnen die Dichter von der Gottheit gaben, sondern auf diejenige, die sich die gesunde Vernunft von dem unendlichen Wesen macht, welches diese Welt erschaffen hat. Diese Vorstellung ist in allen seinen Werken sichtbar, und zeigt überall die deutlichsten Merkmale der unendlichen Weisheit, Macht, Güte und anderer Vollkommenheiten. Die Celten hatten aber vor allen andern Völkern dieses voraus, daß sie ihren Grundsätzen gemäß urtheilten, und auch das practische ihrer Religion darnach einrichteten. Wir wollen es umständlich beweisen.

Die Celten beteten geistige Götter an, und gaben durchaus nicht zu, daß man die Gottheit unter cörperlicher Gestalt vorstellen sollte. Sie spotteten über diejenigen Völker, die sich Götzenbilder machten, und das Werk ihrer Hände anbeteten. Tacitus giebt ihnen dieses Zeugnis. „Die Deutschen, sagt er, halten es der Grösse der himmlischen Götter für unanständig, sie in Mauern einzuschliessen, oder sie unter menschlicher Gestalt vorzustellen. Sie heiligen ihnen Hayne und Wälder, und nennen die geheimen Orte nach den Namen der Gottheit, die sie nur im Geist durch ihre Verehrung sehen.“ Wir werden unten, wenn wir von dem äussern Gottesdienst der Celten reden werden, Gelegenheit haben, zu beweisen, daß sie alle mit einander von den ältesten Zeiten her, eine gleiche Abneigung gegen alle Bilder und Statuen gehabt haben. In dem folgenden Capitel werden wir die Gründe untersuchen, warum sie sich ein Gewissen machten, der Gottheit Tempel zu bauen.

Wir können nicht umhin, hier anzumerken, daß die Uebersetzer des Tacitus gröstentheils den

rechten Sinn der vorhin angeführten Stelle verfehlt haben. Die Urschrifft ist: Lucos ac nemora consecrant, Deorumque nominibus adpellant secretum illud, quod sola reuerentia vident. Einer übersetzt diese Stelle also: Sie begnügen sich nur ihnen Wälder zu heiligen, worinnen sie dasjenige, was am verborgensten ist, anbeten, und nur in Gedanken sehen. Ein anderer umschreibt diese Stelle auf folgende Art: In diesen schwarzen und dunkeln tiefen Wäldern bilden sie sich, von einem heiligen Schauer gerührt, etwas erschreckliches ein, und nennen dasjenige, was sie nicht sehen, Gott. Beyde Uebersetzungen sind falsch. Tacitus will nichts anders sagen, als daß in den geweiheten Wäldern, ein geheimer und heiliger Ort gewesen sey, wo niemand, als nur allein die Opferpriester hingekommen, und wo kein sichtbarer Gegenstand einer gottesdienstlichen Verehrung anzutreffen gewesen sey; dieser geheime Ort wurde nach dem Namen desjenigen Gottes genennt, welcher daselbst verehrt wurde, und das Volk stellte sich dessen Gegenwart blos aus Ehrfurcht vor, mit welcher sie von weiten ein Heiligthum, wo Gott wohnte, verehrten. Wir werden in der Folge aus mehrern Gründen beweisen, daß die Celtischen Völker ihren heiligen Orten den Namen derjenigen Gottheiten beylegten, die sie daselbst verehrten, ja, daß sogar die Priester den Namen desjenigen Gottes führten, dessen Diener sie waren.

Eine andere Folge, welche die Celten aus dem Begriff, den sie sich von einem geistigen und ewigen Gott machten, war diese, daß sie es für eine ausschweifende Gottlosigkeit hielten, männliche und weibliche Gottheiten zu verehren, ihre

Geburt

Geburt und Verheyrathung feyerlich zu begehen, ihnen bey ihren Gräbern einen heiligen Dienst zu leisten, und sie in Tempeln anzubeten, welche über ihre Leichname erbauet wären. Von den Persern sagt Herodot, daß sie die Gewohnheit nicht hätten, Bildsäulen, Tempel und Altäre zu errichten, und hielten diejenigen, die solches thäten, für sehr grosse Narren; er giebt zur Ursache davon an, weil sie nicht nach der Meinung der Griechen glaubten, daß die Götter von den Menschen abstammten. Eben dieses behauptet Plutarch, indem er sagt, daß die Magi die Meinung derjenigen, die einen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Gottheiten machten, mit Verachtung verwürfen. (Herodot. I. 131. Diogen. Laert. p. 5. seq.)

Zu diesen Schlußsätzen, welche die Celten aus dem Begriff, den sie sich von der Gottheit machten, zogen, kan man noch einige andere hinzufügen, die ganz natürlich aus ihrer Theologie folgen. Man behauptet ohne allen Grund und Wahrscheinlichkeit, daß sie den Jupiter, Apollo, und andere Götter der Griechen und Römer angebetet hätten. So irrt Herodot offenbar, wenn er vorgiebt, daß die Scythen der Vesta, dem Jupiter und der Erde, die sie für die Frau des Jupiters gehalten hätten, ingleichen dem Apollo, der Venus Urania, dem Mars, dem Hercules, Gottesdienst geleistet hätten; er behauptet mit der grösten Dreustigkeit, daß die Scythen alle diese Gottheiten angenommen, ausser dem aber diejenigen Scythen, die man die königlichen (Basilii) zu nennen pflegte, auch dem Neptun Opfer gebracht hätten. (Herodot. IV. 59.

Wenn dieses Vorgeben des Herodots wahr ist, so muß nothwendig die Religion derjenigen

Scythen, die er kannte, bereits durch den Umgang mit den Griechen, die ihre Colonien an dem schwarzen Meere errichtet hatten, verdorben worden seye. Dem ohngeachtet getraue ich mir zu behaupten, daß diejenigen Scythen, die zunächst an Griechenland wohnten, zur Zeit des Herodots von der Vesta, der Schwester oder Tochter des Saturnus, vom Jupiter, dem Vater des Apollo, des Mars, des Hercules und der Venus, schlechterdings nichts gewußt haben. Sie gaben ihren Göttern ganz andere Namen, und machten sich von ihnen einen Begriff, der von den Vorstellungen der Griechen ganz unterschieden war. Herodot selbst scheint die erste Wahrheit vollkommen eingesehen zu haben. „ Sie nennen, sagt er, in „ ihrer Sprache, die Vesta Tabiti, den Jupiter „ Papäus, die Erde Apia, den Apollo Oetosyrus, „ die Venus Urania Artimpasa, den Neptun Thamimosades. " Was die andere Wahrheit anbelangt, so ist sie eben so gewiß. Man sage nicht, daß die Vesta, dem Zeugnis des Herodots zu Folge, die vornehmste Gottheit der Scythen gewesen sey; man führe nicht an, daß die Scythen nach dem Zeugnisse eben dieses Schrifftstellers nur allein dem Mars Altäre erbauet hätten; in der Folge werden wir umständlich sehen, daß ihre Vesta nichts anders war, als das Element des Feuers, ihr Apollo die Sonne, und ihr Neptun das Wasser. Es ist wahr, sie verehrten alle diese Theile der sichtbaren Welt, aber nicht, weil sie sie als Gottheiten ansahen, sondern weil ihrer Meinung nach, ein Geist, oder eine Untergottheit, in diesen Elementen ihren Sitz, oder ihre Wohnung hatte. (Herodot. IV. 59.)

Herodot fällt hier in einen Fehler, worein auch viele neuere Schrifftsteller fallen. Er sucht unter

unter den Scythen die Götter, die von seinem Volk verehrt wurden, mit vieler Mühe auf, so wie die neuern die Lehrsätze und Gebräuche der Juden und Christen unter den Celten wollen gefunden haben. Eben dieser Geschichtschreiber bemerkt, daß die Perser dem Jupiter und der Venus Urania Opfer gebracht hätten. Da er nun aber selbsten behauptet, daß der Dienst dieser Venus ursprünglich von den Assyrern und Arabern auf die Perser gekommen sey; so ist es nicht nöthig, daß wir uns weitläufig dabey aufhalten. Nur dieses einzige wollen wir anmerken, daß sich Herodot irre, wenn er behauptet, daß man diese Venus in Persien Methra genennt habe. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob unter Methra oder Mithras, die Sonne verstanden werde, wie es Strabo glaubt; oder der höchste Gott, welche Meinung Hesychius annimmt; oder ein Mittelgott zwischen dem guten und bösen Grundwesen, wie es Plutarch erklärt: so viel ist aber doch ausgemacht, daß der Gott Mithras in den ältesten Zeiten in ganz Persien verehrt worden, und Herodot sich also irret, wenn er ihn mit der Venus Urania verwechselt, deren Dienst von den Assyrern herkommt. Was den Jupiter der Perser anbelangt, so kan man ihn gewiß nicht als eine griechische Gottheit ansehen, wenn man dasjenige bemerkt, was Herodot bey der angeführten Stelle hinzusetzt, daß die Perser nemlich den Namen Jupiter dem ganzen Gewölbe des Himmels beylegten. (Herodot. I. 131. Strabo XV. p. 732. Hesychius in Lexico, sub voce Mithra. Plutarch. de Iside & Osiride Opp. Tom. II. p. 369.)

Julius Cäsar behauptet ebenfalls, daß die Gallier zuvörderst den Mercur, und nach diesem den Apollo, Mars, Jupiter und die Minerva verehrt hätten. „Sie haben, sagt er, von „diesen Göttern beynahe eben die Meinungen, „welche die andern Völker davon haben.“ Wenn die Gallier zu den Zeiten des Cäsars alle diese Götter in der That angenommen und verehrt hätten; wie hätte den Cicero einige Jahre vorher haben sagen können, daß die Gallier gegen alle Götter, und die Religion anderer Völker, den Krieg erklärt hätten? wie hätte Lucan mehr als ein halbes Jahrhundert hernach haben behaupten können, daß die Gallier von den Göttern ganz andere Vorstellungen hätten, als andere Völker? (siehe oben, Cap. 2.) Gewiß ist es, daß sich Cäsar hierinnen, wie in mehrern andern Stücken, geirret hat, und daß man ihn nur durch den Zusatz beynahe, den er zu seiner Erzählung hinzufügt, entschuldigen kan. Diese Einschränkung hat er allem Anschein nach der Beschreibung einiger Gallier zu danken, die, um die Religion der Ueberwundenen mit der Religion der Sieger, so viel als es möglich war, in einige Aenlichkeit zu stellen, ihm bey ihrer Aufwartung einen solchen schwankenden Begriff beygebracht haben. (Cæs: B. G. I. 13.) Uebrigens darf man nur diese Stelle des Cäsars mit einiger Aufmerksamkeit lesen, so wird man leicht gewahr werden, daß er sich selbsten widerspreche. Er behauptet zwar, daß die Gallier von dem Mercur, Apollo, Mars, Jupiter, Minerva, beynahe eben so dächten, wie die andern Völker; setzt aber sogleich hinzu, daß nach der Erklärung der Gallier, Mercur der Urheber des menschlichen Geschlechts sey, Jupiter aber nur die Herrschaft

über den Himmel habe. Wenn wir in der Folge Gelegenheit haben werden, diese Meinungen weitläuftiger zu erklären, so werden wir zeigen, wie sehr die Religion der Gallier von der Religion aller andern Völker verschieden gewesen sey.

Da die Celten nur allein geistige und unsichtbare Götter verehrt und angebetet haben; so thut man ihnen höchst unrecht, wenn man ihnen Schuld giebt, daß sie die Elemente vergöttert, und ihnen die Ehre der Anbetung erwiesen hätten. Wir werden so gleich im folgenden Hauptstück sehen, aus welchem Grund diese Beschuldigung hergeflossen ist. Sie glaubten nemlich, daß das ewige Grund-Wesen mit einem jeden Theil der Materie einen gewissen Geist verbunden habe, der denenjenigen, die ihm mit Andacht dienten, Unterweisung geben, und ihnen Gnade erweisen könnte; aber sie leugneten schlechterdings, daß sie einen Gegenstand, der in die Sinne fiel, göttliche Ehre erwiesen. Weil sie nun über dieses alle diejenigen, die sichbare und cörperliche Götter verehrten, einer unbändigen Gottlosigkeit beschuldigten; so erklärten sie eben dadurch deutlich genug, daß keine Sache, die man mit den Augen des Cörpers empfinden könnte, eine Gottheit seyn könnte.

Endlich, weil die Celten nicht zugaben, daß man die Gottheit unter einer cörperlichen Gestalt vorstellen sollte; so folgt daraus nothwendig, daß die Bilder und Statuen, die man heut zu Tage in Gallien findet, gar nicht zu der alten Religion dieser Völker gehört haben. Wo man dergleichen angebliche Celtische Götzenbilder an-

antrifft, da ist ihre alte Religion bereits verändert, und mit fremdem Religions-Meinungen und Gebräuchen vermischt worden. In den entferntesten Zeiten war der Gebrauch der Götzenbilder in Spanien, Grosbrittannien, und andern Europäischen Reichen, gänzlich unbekannt.

Vierdtes Hauptstück.

Von der Verehrung der Elemente bey den Celten.

Obgleich die Celten nur allein geistige und unsichbare Götter anbeteten; so hatten sie doch für die Elemente und alle Theile der sichbaren Welt eine tiefe Ehrfurcht. Wir werden davon Beweisse genug geben, wenn wir von ihrem Aberglauben, und Verehrung des Feuers, des Wassers, der Winde, der Erde, der Bäume, der Felsen rc. reden werden. Damit wir indessen dem Leser einen vorläufigen Begriff von diesem Hauptpunkt der Celtischen Religion geben können, so wollen wir wenigstens einige allgemeine Beweise anführen.

Wir haben in dem vorhergehenden Hauptstück eine Stelle aus dem Herodot angeführt, wovon der Hauptinhalt dahin gegangen ist, daß die Scythen der Vesta den vorzüglichsten Dienst geleistet haben, nach dieser dem Jupiter, der Erde, dem Apollo, der Venus Urania, dem Mars, dem Hercules und dem Neptun; daß sie in ihrer Sprache die Vesta Tabiti, den Jupiter Papäus

päus, die Erde Apia, den Apollo Oetosirus, die Venus Urania Artimpasa, und den Neptun Thamimasades genennt haben. Unter der Vesta verehrten sie das Element des Feuers, unter dem Thamimasades das Wasser, unter der Apia die Erde, unter den Oetosirus die Sonne, und unter der Artimpasa vielleicht den Mond. Der Geschichtschreiber setzt hinzu; daß die Scythen in der Meinung stünden, daß man unter allen Göttern keinem Bildnisse, Tempel und Altäre weihen dürfe, als nur allein dem Mars. Zu seiner Zeit werden wir finden, daß das Sinnbild des Mars ein Schwerd, oder eine Hellebarde, sein Alter ein Bündel Reisig, und sein Tempel ein offenes Feld war. Wir begnügen uns nur hier noch anzumerken, daß die Scythen mit der Verehrung des Mars, als ihrer grösten Gottheit, auch noch den Dienst des Feuers, des Wassers, der Erde, der Sonne und des Monds verbunden haben. (Herodot. IV. 59. Vossius de origine idolol. II. c. 21.

Die Perser sind in diesem Stück von den Scythen gar nicht unterschieden, vielleicht weil sie Abkömmlinge von ihnen waren. Sie hatten nach dem Bericht des Herodots die Gewohnheit, auf hohen Bergen dem Jupiter, „worunter sie das ganze Gewölbe des Himmels verstunden, Opfer zu bringen. Ausserdem opferten sie auch der Sonne, dem Mond, der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Dieses sind die einzigen Gottheiten, die sie von den ältesten Zeiten her verehrt haben.“ Strabo stimmt mit dieser Nachricht vollkommen überein, setzt aber noch hinzu, daß die Perser die Sonne Mithra nennten, und vorzüglich dem

Wasser

Wasser und Feuer Opfer brächten. (Herodot. I. 131. Strabo XV. p. 732.)

Zu den Scythen und Persern setzen wir noch die Türken, ein anderes orientalisches Volk, welches um den Berg Caucasus herum wohnte. Theophylactus Simocatta, ein Schrifftsteller des achten Jahrhundertes sagt, daß sie eine grosse Hochachtung gegen das Feuer gehabt, ausserdem Luft und Feuer verehrt, und auch zu Ehren der Erde Loblieder gesungen hätten. Indessen setzt er hinzu, erwiesen sie doch die Ehre der göttlichen Anbetung niemanden, als demjenigen, der Himmel und Erde gemacht hätte. Diesem einzigen Gott opferten sie Pferde, Ochsen und Schafe; sie brauchten zu diesem Dienste ihre Priester, denen sie die Gabe künftige Dinge vorher zu sagen, zuschrieben. (Theophyl. Simocatta L. VII. c. 3. p. 176.)

Die Verehrung der Elemente und anderer verschiedenen Theile der Welt war auch ein in allen Abendländern allgemein angenommener Gebrauch. Die Gallier verehrten den Mercur, als den obersten der Götter; aber sie beteten auch ausser ihm den Apollo und Jupiter an, das ist, die Sonne, ferner auch einen Gott, der über die Luft regierte. Canut, ein König von Engelland, verbot einstens in einer öffentlichen Schrifft die heidnische Abgötterey, die noch nicht gänzlich in seinem Lande ausgerotten war, und erklärt sich darüber auf folgende Art: „Wir „verstehen unter der heidnischen Abgötterey, „wenn man Götzenbilder, das ist die Götter „der Heiden verehrt, zum Exempel die Sonne, „den Mond, das Feuer, die Flüsse, die Quel„len, die Steine, mit allen Arten von Bäu-

„men

„ men und Wäldern.“ Hieraus sieht man, daß die Abgötterey der alten Britten den nemlichen Gegenstand einer göttlichen Verehrung hatte, als die Religion der Scythen, Perser und Türken. Cäsar sagt von den Deutschen, „daß „ sie ebenfalls keine andere Götter annähmen, „ als diejenigen, die sie sähen, und deren Hülfe „ und Beystand sie augenscheinlich empfänden, „ zum Exempel, die Sonne, den Mond, und „ Vulcan, oder das Feuer. Von andern Göt„ tern wissen sie nichts, haben auch nicht einmal „ etwas davon gehört.“ (Cæſ. B. G. VI. 21.)

Obgleich Cäsar weder die Deutschen noch ihre Religion genau kannte; so ist es doch ungezweifelt, daß sie der Sonne, dem Mond, und dem Feuer eine Art einer göttlichen Verehrung erwiesen haben. Agathias, der im sechsten Jahrhundert schrieb, und seine Erzählungen aus sehr guten Quellen schöpfte, bemerkt, daß die Allemannen, nachdem sie bereits den Franken unterwürfig geworden waren, dennoch den Bäumen, Flüssen, Bergen und Thälern, einen gewissen Dienst geleistet, und ihnen Pferde und andere Thiere, denen sie die Köpfe abgehauen hätten, zum Opfer gebracht hätten. Die Deutschen waren für diese Religionsgebräuche so sehr eingenommen, daß man ganze Jahrhunderte brauchte, ehe man sie gänzlich abschaffen konnte. „Dieses Volk, „ (sagt Gregor von Tours, wenn er von den Fran„ ken redet,) ist jederzeit einem fanatischen Got„ tesdienst ergeben gewesen, und hat GOtt nicht „ erkannt. Sie erdichteten sich Wälder, Was„ ser, Vögel, Thiere, und die Gestalten anderer „ Elemente, als Götter, und gewöhnten sich ih„ nen zu dienen, und ihnen Opfer zu bringen,

„ als

„ als wenn es wahre Gottheiten wären. Des-
„ wegen verbieten die Capitularien der Kayser,
„ und die Schlüsse der Kirchenversammlungen
„ so ernstlich, daß man sich nicht bey Bäumen,
„ Felsen, Quellen, Kreutzwegen, versammeln,
„ und Lichter und Fackeln daselbst anzünden, oder
„ sonst einige abergläubische Handlungen vor-
„ nehmen soll.“ Die Sachsen, welche jen-
seits der Elbe wohnten, hatten noch im dreyze-
henden Jahrhundert diesen Aberglauben nicht
gänzlich abgelegt. Helmold sagt von ihnen:
sie sind in Ansehung der Verehrung der Wälder
und Brunnen sehr verblendet und begehen damit
vielen Aberglauben. (Agathias L. I. p. 18. Gre-
gor. Turon. L. II. 278. Capitul. Carol. M. L.
I. tit. 64. p. 239. L. VII. tit. 236. p. 1093. Bur-
chard. collect. Canon. L. X. c. 32. L. XIX. pag.
270. ap. Lindenbrog in Glossar. p. 1357. 1390.
Helmold. chron. Slav. c. 48. p. 106.)

Diese Verehrung der Elemente hatten auch die
alten Griechen mit den übrigen Einwohnern von
Europa gemein. „ so viel ich einsehen kann,
„ (sagt Plato,) dienten die ersten Einwohner von
„ Griechenland eben den Göttern, die noch heut
„ zu Tage die meisten Barbaren annehmen, nem-
„ lich der Sonne, der Erde, den Gestirnen, und
„ dem Himmel.“ Epicharmus, ein Schüler
des Pythagoras, hat eben diese alte Idee, wenn
er sagt, „ daß die Winde, die Sonne, die Erde,
„ das Wasser, das Feuer, und die Gestirne Göt-
„ ter wären.“ (Plato in Cratylo. Euseb. Præ-
par. Evang. L. III. c. III. c. 11.

Endlich waren auch die Sarmaten mit den
Celten in diesem Punkt vollkommen einstimmig,
ob sie gleich sonst sehr von ihnen unterschieden
waren.

waren. Dem Zeugnisse des Procops zu Folge, nahmen sie nur einen einzigen Gott an, nemlich den Wetterstrahl, und hielten ihn für den Herrn der ganzen Welt; sie brachten ihm Ochsen und andere Opferthiere: aber sie verehrten auch die Flüsse, die Nymphen und andere Untergottheiten, denen sie ebenfalls Opfer brachten; die Absicht aller dieser Opfer war, die Zukunft zu erforschen. Aus den Schlägen des Pulses, und aus den Eingeweiden der Opferthiere nahmen sie die Gründe ihrer Vorherverkündigungen. (Menander apud Stobæum, Serm. 228. Procop. Goth. L. III. c. 14.)

Aus dem, was wir bisher umständlich angeführt haben, erhellet also, daß die Celten folgende Stücke zum Gegenstand ihrer gottesdienstlichen Verehrung gemacht haben; erstlich, dasjenige, was die Philosophen Elemente zu nennen pflegen, Feuer, Wasser, Luft und Erde; zweytens alle verschiedenen Theile der sichbaren Welt, Sonne, Mond, Sterne, das Gewölb des Himmels, Bäume, Wälder, Flüsse, Quellen, Steine, Felsen; drittens, was aus der Verbindung, oder auch dem Streit der Elemente entsteht, Winde, Donner und Blitz; und endlich vierdtens erstreckte sich ihre heilige Ehrfurcht biß auf den Flug und Gesang der Vögel, und das Wiehern der Pferde. Gregorius von Tours giebt es in der vorhin schon angeführten Stelle nicht undeutlich zu erkennen, und wir werden Gelegenheit haben, noch mehrere Beweise davon beyzubringen.

Demohngeachtet sahen sie diese materiellen und sichbaren Dinge nicht für eigentliche Gottheiten an. Wir haben oben schon bemerkt, daß

man ihnen diese Thorheit Schuld gegeben habe; und wir können auch nicht leugnen, daß sie selbsten dadurch Gelegenheit zu dieser Beschuldigung gegeben haben, weil sie jederzeit einen sichbaren Gegenstand ihrer Verehrung gehabt haben. Einige Schrifftsteller behaupten so gar, daß die Celten ohne Umschweife bekannt hätten, daß sie die oben angeführten Dinge für wirkliche Gottheiten gehalten hätten. Caßiodor sagt, daß die Perser diejenigen Mager genennt hätten, welche die Elemente vergötterten. In dem Diogenes Laertius findet man eine Stelle aus dem Clytarch, woraus erhellet, daß sich die Mager über das Wesen und den Ursprung der Götter weitläuftig herausgelassen hätten, und daß sie in den Gedanken gestanden wären, daß die Erde, das Feuer, und das Wasser Götter wären, oder daß die Götter aus Feuer, Erde und Wasser zusammen gesetzt wären. Allein, alle die Schrifftsteller, die es behauptet haben, haben sich ohnfehlbar geirrt. Der Widerspruch fällt auf der einen Seite gar zu stark in die Augen. Wie ist es doch in aller Welt möglich, daß Völker, welche geistige und unsichtbare Götter anbeteten, die nicht zugeben wollten, daß man Götter unter menschlicher Gestalt vorstellen sollte, daß solche Völker, sage ich, zu gleicher Zeit haben behaupten können, daß diese sichtbaren Gegenstände ihrer Ehrfurcht wirkliche Götter wären? Auf der andern Seite widersetzten sich die Celten denenjenigen mit aller Macht, die sie überreden wollten, die materiellen Elemente wären Gottheiten; wie haben sie also selbsten etwas dergleichen behaupten können? Nichts fällt deutlicher in die Augen, als die Erklärung der Türken, die wir oben schon angeführt haben: sie beteten niemand an, nennten auch niemand Gott, als denjenigen, der

Himmel und Erde erschaffen hatte. Die Perser drückten sich auf eine eben so entscheidende Weise aus, wie es Beausobre in seiner Geschichte des Manichäismus deutlich bewiesen hat. So viele Widersprüche dieses Werk auch hat ausstehen müssen, so ist es doch und bleibt allemal ein schätzbares Werk für alle diejenigen, die nicht nur die Irrthümer des Manes, sondern überhaupt die alte Geschichte der Kirche wollen kennen lernen. Wir werden in dem folgenden Hauptstück deutlich beweisen, daß überhaupt alle Celtische Völker nur einen Gott, nur ein höchstes und ewiges Grundwesen, angenommen haben, ob sie gleich auch ihre Theogonie gehabt haben, das ist, eine Reihe von Untergottheiten, denen sie ihre Wohnungen in den verschiedenen Theilen der sichtbaren Welt angewiesen hatten. (Cassiodor. histor. tripart. L. X. cap. 30. Diogen. Laert. in procem. p. 5. seq. Beausobre histoire du Manicheisme. L. II. ch. I. L. IX. c. I.)

So ausgemacht es nun ist, daß die Celten die Elemente nicht als eigentliche Gottheiten verehrt haben; eben so gewiß ist es, daß sie sie nicht als Sinnbilder der Gottheiten angesehen haben. Einige von den Alten haben ihnen wirklich diesen Vorwurf gemacht, und behauptet, daß nicht nur die Celten, sondern überhaupt alle Barbaren, zum Theil die Bäume angebetet, und sie als Sinnbilder einer wohlthätigen Gottheit, die alles ernährte und beschützte, angesehen, zum Theil Wasser und Feuer verehrt hätten, dessen Geschwindigkeit und starke Würkung ein Sinnbild derjenigen Krafft sey, mit welcher das höchste Wesen in alle Theile der Welt würke. Diese Beobachtung macht **Maximus von Tyrus**. „Die ersten Menschen, sagt

„ er, haben dem Jupiter die Gipfel der höchsten
„ Berge geheiligt, dergleichen der Berg Olymp
„ und Ida war. An andern Gegenden verehrten
„ sie die Flüsse. So erweisen die Aegyptier dem
„ Nil göttliche Ehre, wegen des Nutzens, den sie
„ daraus ziehen; die Thessalier dem Peneus, we-
„ gen seiner Schönheit; die Scythen der Donau,
„ wegen ihrer Grösse. Alle Barbaren erkennen
„ nur eine Gottheit, aber eine jede Nation hat
„ seine besondere Bilder, unter denen es dieselbe
„ verehrt. Bey den Persern ist es das Feuer, die-
„ ses fressende und unersättliche Element, das aber
„ nicht länger, als nur einen Tag dauert. Sie
„ beweisen ihm göttliche Ehre, und indem sie ver-
„ brennliche Sachen in das Feuer werfen, so be-
„ dienen sie sich dabey dieser Worte: verzehre die-
„ ses, o Herr! Die Celten beten auch Gott an,
„ aber das Bildnis ihres Jupiters ist eine Eiche.
„ Die Pöonier verehren die Sonne, und das Bild,
„ worunter sie dieselbe vorstellen, ist eine kleine
„ Scheibe, die an einer langen Stange befe-
„ stigt ist. Die Phrygier, die in der Gegend
„ von der Stadt Celene wohnen, verehren
„ Gott unter dem Bild zweyer Flüsse, Mar-
„ sias und Menander, die ich selbst gesehen ha-
„ be. Sie nehmen das Fleisch von den Schen-
„ keln der Opferthiere, und werfen es in das
„ Wasser, und nennen dabey den Namen des
„ Flusses, dem sie das Opfer bringen. Die Ca-
„ padocier legen einem Berg den Namen Gottes
„ bey; sie schwören bey demselben, und sehen ihn
„ als das Sinnbild desjenigen Gottes an, den
„ sie verehren. Diejenigen Völker, die an den
„ Palus Möotis wohnen, haben für diese See
„ eine gleiche Ehrfurcht, so wie die Massageten,
„ für den Tanais.“ Clemens von Alexandrien
führt

führt eine Stelle aus einem alten Geschichtschreiber, Dimon, an, welcher gleichfalls versichert, daß die Meder und Mager der Perser Feuer und Wasser, als die einzigen Sinnbilder der Gottheit, angesehen hätten. (Maxim. Tyrius diss. 38. pag. 451. Clemens Alexandr. cohort. ad gent. p. 56.)

Ich kan nicht leugnen, daß ich lange Zeit eine ganz andere Meinung gehabt habe. Ich will die Gründe meiner Vermuthung anführen. Einmal ist es gewiß, daß die Scythischen und Celtischen Völker sowohl ihre bürgerlichen als gottesdienstlichen Versammlungen in der freyen Luft, auf hohen Bergen, in Wäldern, nahe bey Flüssen und Quellen, oder bey einem grossen Haufen Steine, und dergleichen, gehalten haben; zweytens ist es eben so gewiß, daß sie ihren heiligen Orten den Namen des Gottes beygelegt haben, der daselbst verehrt wurde. Hieraus habe ich geschlossen, daß man davon Gelegenheit genommen habe, ihnen Schuld zu geben, daß sie Bäume, Berge, Flüsse, Quellen, Steine, u. dergl. verehrten. Ferner vermuthete ich, daß man sie aus dem Grund beschuldigt habe, als wenn sie das Feuer verehrten, weil sie ihre Versammlungen gröstentheils bey Nacht hielten, wo jeder sein Licht, und seine Fackel mitbrachte, und wo sie sich während des Gottesdienstes bey einem grossen Feuer wärmten. Aber ich habe gefunden, daß ich mich in meiner Meinung geirrt habe, und daß meine Vermuthungen eben so ungegründet waren, als einige der vorhergehenden. Denn diese Völker warfen einen Theil der Opfer in das Wasser und die Quellen, sie besprengten die geheiligten Bäume mit ihrem Blut, sie gaben dem Feuer Nahrung, mit den Worten: Verzehre es, o Herr! Solche abergläubische Hand-

Handlungen beweisen deutlich, daß sie das Feuer, das Wasser und die Bäume, nicht für blose Sinnbilder der Gottheit gehalten haben. (Max. Tyr. diss. 38. p. 451.)

Die wahre Ursache, warum die Celtischen Völker verschiedenen Theilen der sichtbaren Welt eine gewisse Art einer gottesdienstlichen Verehrung erwiesen haben, ist ohnstreitig in ihren besondern Meinungen von dem Wesen und der Beschaffenheit der Elemente zu suchen. Sie glaubten nemlich, daß in einem jeden Element ja in einem jeden cörperlichen Wesen, eine gewisse Untergottheit wohne, die daselbst ihren Sitz, und gleichsam ihren Tempel habe, die alle Veränderung desselben regiere, und es gleichsam zum Werkzeug seiner Güte gegen die Menschen mache. Diesem geistigen Wesen, und nicht dem sichtbaren Gegenstand, erwiesen sie eigentlich gottesdienstliche Verehrung. Wir haben oben schon einige Beweise dieser Wahrheit angeführt; wir wollen hier noch einige andere hinzufügen. Hieher gehört unter andern, was die Einwohner der Insel Thule, nach dem Zeugnisse des Procops, eines Schrifftstelles des sechsten Jahrhundertes, über diese Materie dachten. Ctesias, Pytheas von Marseille, und noch viele andere Geschicht- u. Erdbeschreiber, haben von dieser Insel viel ungewisses und fabelhaftes Zeug in die Welt hinein geschrieben. Unter der Regierung des Kaysers Justinian wurde sie den Europäern erst besser bekannt, da die Heruler, welche Anastasius, einer von den Vorfahren dieses Kaysers, aufgenommen und in eine Gegend von Illyrien versetzt hatte, ihren König in einer Meuterey getödet, und Abgesandte in diese Insel geschickt hatten, wo sich ein Theil ihrer Nation schon vorher niedergelassen hatte, um daselbst

Für-

Fürsten von Königlichen Geblüt aufzusuchen. Was diejenigen Personen, die bey dieser Gesandschaft gewesen waren, dem Procop von der Beschaffenheit dieser Insel sagten, paßt ziemlich auf Ißland. „Sie liegt, sagt er, über Dännemark hinaus, „Gros-Brittannien gegen Mitternacht. Die „Sonne gehet daselbst vierzig Tage lang im Som„mer nicht unter, und eben so viele Tage im Win„ter, nicht auf.“ Grotius im Gegentheil behauptet, daß unter dem Thule der Alten, nicht Island, sondern Scandinavien zu verstehen sey, weil man daselbst die Schritifirmen, und Gauten anträfe, welchen Procop in der Insel Thule ihre Wohnplätze anwiese. Dem sey wie ihm wolle, an der Entscheidung dieser Frage liegt uns hier nicht viel. Man mag eine Meinung ergreifen, welche man will, so ist so viel gewiß, daß die Isländer, oder die Schweden, im sechsten Jahrhunderte mit den übrigen gesitteten Nationen von Europa wenig Umgang gehabt haben, und folglich auch ihre Lehrsätze von GOTT, noch nicht durch fremde hineingebrachte Ideen verändert worden sind. Hievon nun macht Procop folgende Schilderung: „Sie dienen mehrern Göttern und „Untergottheiten, Dämonen, Genien, denen sie „im Himmel, auf der Erde, in der Luft und in „dem Meer ihre Wohnung anweisen. Aber sie „haben noch andere minder beträchtliche Gott„heiten, die nach ihrer Meinung in fliessenden „Wassern und Quellen wohnen. Sie sind sehr „sorgfältig, ihnen Opfer von allerhand Art zu „bringen, unter allen aber sehen sie den Menschen „als das gröste und vorzüglichste Opfer an. Der „erste Gefangene, den sie im Krieg machen, wird „dem Mars geopfert, den sie unter allen Göttern für den grösten halten. (Servius ad Virg. Georg.

 I. 30.

I. 30. Bochart Canaan. L. I. c. 40. Strabo L. I. p. 63. L. IV. p. 207. Procop. Gothic. L. II. c. 15. Grotius in præfat. ad Procop.)

Die Religion der Scythen und Celten ist wenigstens in diesem Punkt von der Religion der Chinesen nicht unterschieden. Diese erkennen gleichfalls einen höchsten Gott, und schreiben ausserdem noch einem jeden cörperlichen Wesen ein besonderes geistiges Wesen zu, welches sie den Berggeist, Flußgeist, und so weiter, nennen. Ich getraue mir nicht gerade zu zu behaupten, wie es wirklich einige gethan haben, daß Pythagoras den grösten Theil seiner philosophischen Meinungen, und insonderheit, seine Lehre von den Elementen und Geistern, von den Celten angenommen habe. So viel ist indessen gewiß, daß dieser Weltweise bey seinen Herumwanderungen in der Welt, auch eine Reise nach Thracien gemacht habe. Der Geschichtschreiber Hermippus, auf den sich Josephus beruft, bemerkt, daß Pythagoras in vielen Stücken die Meinungen der Thracier angenommen habe. Ferner weiß man, daß dieser Weltweise die letzten Jahre seines Lebens in Groß-Griechenland, das ist, in dem heutigen Königreich Neapel, zugebracht habe. Und auf diese Weise ist es gar nicht unmöglich, daß er die Religion der Samniter, und anderer Celtischen Völker, die in der Nachbarschaft von Croton und Metapont wohnten, kennen gelernt hat. Diese Vermuthung wird durch eine Stelle eines Pythagoräers, welchen Clemens von Alexandrien anführt, bestättigt. Dieser sagt, sein Lehrmeister habe die Gallier verstanden. Allein Pythagoras hatte auch Aegypten, Phönicien und Assyrien durchreist, und man sieht gar deutlich in den Nachrichten

ten, die uns die Alten von seinen Lehrsätzen geben, daß er sie gröstentheils von den Chaldäern, Magern, und Aegyptischen Priestern entlehnt habe. Warum sollte er dieses nicht auch von den Celten haben thun können? (Josephus contra Appion. L. I. c. 22. Clemens Alexandr. Stromat. L. I. c. 15.)

Man kan nicht in Abrede seyn, daß die Theologie des Pythagoras in vielen Stücken mit den Celtischen Begriffen übereinstimme. Wir werden es in der Folge umständlicher beweisen. Hier bemerken wir nur dieses einzige, daß dieser Weltweise die Gottheit, als die Seele der Welt, angesehen habe. Er nennet Gott einen Geist, „der „durch die verschiedene Theile der Welt ausge„breitet sey, und allen lebendigen Dingen Leben „und Würksamkeit gebe." Eben dieses ist die Meinung der Celten, nur mit dem Unterschied, daß Pythagoras nur einen einzigen Geist, der durch die ganze Welt ausgebreitet sey, anzunehmen scheint, die Celten im Gegentheil eine ganze Menge Intelligenzen, oder Geister, behaupteten, wovon ein jeder seinen besondern Würkungskreis unter der Regierung des höchsten Wesens habe. Beyde kommen darinnen mit einander überein, daß Gott alle cörperliche Dinge, besonders aber die lebendigen, durchdringe, belebe, und regiere, diese lebten und bewegten sich nur in so ferne, als sie an dem Leben der Gottheit Antheil hätten. Diesen Grundsatz nahmen so wohl die Pythagoräer, als die Druiden, an; hierauf gründeten sie ihre Wahrsagungen, die sie alle beyde mit einander gemein hatten, und wovon wir zu seiner Zeit weiter reden werden. Gegenwärtig wollen wir nur noch einige Folgen anführen, die aus diesem von allen Celten insgemein angenommenen Grundsatz fließen.

Die Celten beteten geistige Götter an, von denen sie glaubten, daß sie genau und eng mit allen verschiedenen Theilen der sichbaren Welt vereinigt und verbunden wären; und hieraus schlossen sie, daß man ihnen weder Tempel bauen, noch Bilder und Säulen widmen dürfe. Sie sagten: „Die Gottheit wohnet weder in Tempeln, noch „Bildern, die von Menschenhänden gemacht sind; „nur diese allein ist es, welche Würkungen hervor „bringt, und Aussprüche über geheime und zu„künftige Dinge thut. Sie ist durch die Natur „nothwendig mit ihren eigenen Werken verbunden; „sie hat keinen andern Tempel, als die Welt; sie „kan sich nicht mit den Würkungen der Menschen „vereinigen, die allzu unvollkommen sind, als daß „sie eine Fähigkeit zur Vereinigung haben sollten, „und viel zu klein, als daß sie sie fassen könnten. „Man muß also Gott an denen Orten dienen und „ihn anbeten, wo er wohnt, und wo er denen, die „ihn fragen, Antwort ertheilt, nicht aber in den „Tempeln, wo er gewiß nicht eingeschlossen ist. „Wenn man die Theile der sichbaren Welt von „einander trennt, so hindert man die Würkung „Gottes. Man muß ihm einen freyen und of„fenen Gang lassen, wenn man will, daß er die „Materie durchdringen, und seine Krafft an ihnen „beweisen soll.“ Daß dieses die Lehre der alten Deutschen gewesen sey, haben wir bereits im vorhergehenden Hauptstück gezeigt. Sie hielten es der Grösse der himmlischen Götter für unanständig, sie in Mauern einzuschliessen, und unter menschlichen Gestalten abzubilden. Eben diese Meinung hatten auch die Perser. Sie gestatteten nicht, sagt ein alter Ausleger des Cicero, „daß „man den Göttern Tempel baue, weil die ganze „Welt kaum für die einzige Sonne hinreichend

„seyn

„seyn würde, das ist, weil dieser einzige Gott „mit seinem Licht und Wärme die ganze Welt „erfülle, und auch vielleicht noch andere Welten „damit erfüllen könnte.“ Cicero bemerkt, daß Xerxes auf den Rath seiner Priester alle Tempel der Griechen aus dem Grund verbrennt habe, „weil diese Völker die Götter in Mauern ein„schlössen, denen doch alles frey und offen seyn „sollte, und die die ganze Welt, so weit sie wä„re, zum Tempel und zur Wohnung hätten.“ Auf gleiche Weise haben alle Celtische Völker, anstatt Tempel zu bauen, solche, wo sie sie antraffen, zerstört. Sie hielten auch deswegen ihre Versammlungen auf dem freyen Felde, nahe bey einem Baum, einem Fluß, oder einer Quelle. Sie trieben ihre Gewissenhaftigkeit in diesem Stück so weit, daß sie nicht einmal an ihren heiligen Orten die Erde umgraben wollten, aus Furcht, sie möchten die Würkung derjenigen Gottheit, die daselbst wohnte, stören. (Asconius Pedianus in Verrem. II. Cicero de legibus L. II.)

Da die Celten einmal den Grundsatz angenommen hatten, daß in den Elementen und allen Theilen der sichbaren Welt eine Gottheit wohne, deren Erkenntnis und Macht die menschlichen Kräffte weit übersteige; so zogen sie daraus zween Schlußsätze, die wir oben schon angeführt haben, und hier nur noch kürzlich berühren wollen. Der eine derselben war, daß die Menschen die Gottheit um Rath fragen, von derselben Antwort bekommen, und durch das Feuer, das Wasser, die Sterne, und andere cörperliche Dinge, in welchen die Gottheit wohnte, ihre künftigen Schicksale erfahren könnten, wenn sie nur die Kunst der Wahrsagung verstünden. Die andere

andere Folge, die sie daraus zogen, war, daß die Menschen viele ausserordentliche Dinge hervorbringen könnten, wenn sie nur in den Geheimnissen der Magie eingeweihet wären, einer Wissenschaft, welche lehre, wie man die Kräffte der geistigen Wesen, die in den Theilen der sichbaren Welt wohnten, nach seinen Absichten anwenden und gebrauchen könne.

Endlich leiteten die Celten aus dem vorhin angeführten Grundsatz noch eine andere Folge her, die auch an sich betrachtet, vollkommen daraus folgt, daß nemlich alles, was durch die Gesetze der Natur hervorgebracht wird, eigentlich nichts anders, als ein Werk der Gottheit, keineswegs aber eine blose Würkung der mechanischen Einrichtung der Cörper sey. Sie sagten: „Man darf „den materiellen Wesen schlechterdings nicht die „Krafft zuschreiben, sich zu bewegen, und nach einer gewissen Ordnung zu handeln; sondern „der Geist, den Gott mit den Cörpern verbunden hat, der ist es, der sie durchdringt, der „sie bewegt, und alle Veränderungen und Bewegungen bestimmt.“ Sie setzten ferner hinzu, „daß der Mensch oft ohne Vorsicht und Absicht handele; daß seine Absichten allemal sehr kurz „und eingeschränkt seyen; daß alles, was er „thue, jederzeit die Merkmale der menschlichen „Schwachheit an sich habe. Aber man müste „die Gottheit nicht kennen, wenn man glauben „wollte, daß sie das geringste Geschöpf ohne Ursache und Absichten hervorbrächte. Alle ihre „Absichten sind groß, edel, weitsehend, der Güte, „Macht und Weisheit eines unendlichen und über „die Menschen erhabenen Wesens vollkommen würdig.“ Dieses ist das Glaubensbekenntniß, welches

ches die Celten überhaupt von dem Begriff, den sie sich von Gott machten, ablegten.

Bis hieher urtheilten die Celten vollkommen vernünftig; aber nun trieben sie die Sache zu weit, und verfielen darüber in abgeschmackte Irrthümer. Sie behaupten nemlich erstlich, daß das Zittern der Blätter an den Bäumen, das Funkeln und die Farbe des Feuers, das Einschlagen des Blitzes gerade an diesem, und nicht an einem andern Ort, nicht nur eine Würkung jenes denkenden Wesens sey, sondern daß es auch von dem darinnen wohnenden Geist in der Absicht hervorgebracht würde, damit die Menschen sich Mühe geben sollten, den darunter verborgen liegenden Willen der Gottheit zu entdecken. Ihrer Meinung nach waren diese Würkungen lauter Unterweisungen, die Gott dem Menschen gebe, und deren sich ein Weisser wohl zu nutz machen müsse. Aus eben dieser Ursache, und nicht aus der mechanischen Einrichtung des Cörpers, noch aus dem natürlichen Instinct, leiteten sie auch zweytens die Handlungen der unvernünftigen Thiere her. Sie behaupteten nemlich, daß der Mensch aus dem Flug und Gesang der Vögel, aus dem Bellen eines Hundes, aus dem Wiehern eines Pferdes, aus dem Zischen einer Schlange, aus dem Lauf eines Hasen, eine unendliche Menge Vorherbedeutungen und guter Lehren nehmen könne. Zestinsi, ein deutscher Fürst, der in der Wahrsagerkunst wohl erfahren war, hörte einstens einen Vogel auf einem Baum krächzen, und legte dieses als eine Vorbedeutung aus, daß er nach vierzig Tagen sterben werde. Desgleichen sahe einstens die Frau eines Thraciers, die mit ihrem Mann in der Sclaverey der Römer war, daß sich eine Schlange ihrem Manne, da er schlief,

um den Kopf wand, und erklärte dieses dahin, daß ihr Mann einstens ein fürchterliches Ansehen bekommen würde. Man wande diese Vorbedeutungen drittens auch gewissermassen auf die Menschen an. Man sagte nemlich, daß alles, was der Mensch natürlicher Weise, maschinenmäßig, aus einer unwillkührlichen Bewegung, ohne daß sich Vorsatz und Ueberlegung darein mischte, thäte, ihm nicht zugeschrieben werden könnte, sondern als eine Würkung der Gottheit, die dem Menschen hierdurch sein Schicksal zu erkennen gäbe, angesehen werden müsse. So fande man Vorbedeutungen in den unwillkührlichen Zittern der Augen oder anderer Glieder, in den heftigern oder langsamern Schlägen des Pulses, in dem Niesen, in dem Geräusch, welches die in den Eingeweiden eingeschlossene Winde verursachen, und in noch weniger bedeutenden Vorfallenheiten bey den Menschen. Tacitus bemerkt, daß die Deutschen in der Meinung stünden, die Weiber hätten etwas göttliches in ihrer Natur, und wären weit geschickter die Gabe der Weissagung zu empfangen, als die Männer. Und warum? Die Ursache, die sie anführen, gereichen dem weiblichen Geschlecht zu keiner grossen Ehre. Sie sagen, es geschehe deswegen, weil in den Weibern die Natur weit stärker würke, als die Ueberlegung. Einen andern Beweiß von dieser angenommenen Meinung bey den Celten, führt Procop an. Zwo Armeen, die gegen einander stunden, und im Begriff waren, alle Augenblicke ein Treffen zu liefern, wurden plötzlich alle beyde von einem panischen Schrecken, wovon sie keine Ursache angeben konnten, überfallen. Beyde schlossen, daß diese heilsame Furcht eine Würkung der Gottheit sey, die nicht gewollt hätte, daß sich die Gepiden und Longobarden unter einander aufreiben sollten.

(Aelian.

(Aelian. Var. hist. L. II. c. 31. Procop. Goth. L. III. c. 18. L. IV. c. 20. Plutarch. in vita Crassi. Opp. Tom. I. p. 547.. Tacit. Germ. cap. 8.)

Dieser bey den Celten allgemein angenommene Satz, daß in allen cörperlichen Wesen eine Gottheit wohne, war eine Quelle unzähliger abergläubischer Meinungen und Gebräuche. Da sie das Wesentliche ihrer Religion ausmachten, so wendeten die Druiden unsägliche Mühe auf die Untersuchung derselben. Man darf sich deswegen gar nicht wundern, daß der Adel der Gallier, dessen Erziehung gröstentheils den Priestern überlassen wurde, sich bis in das zwanzigste Jahr mit solchen feinen Wissenschaften beschäfftigte. Sie hätten Jahrhunderte darauf wenden können, ohne daß sie einen Schritt weiter gekommen wären. Die alten Einwohner von Toscana, von denen wir oben bewiesen haben, daß sie ein Celtisches Volk wären, sind den Wahrsagungen eifrig ergeben gewesen. Die Perser hielten gleichfalls sehr viel auf die Zauberey und Vorherverkündigung der künftigen Schicksaale; da sie von den Scythen abstammten, so behielten sie diesen Aberglauben sehr lange bey. Plinius kan nicht begreiffen, woher es komme, da die Grosbrittannischen Völker so weit von den Persern entfernt wären, daß sie gleichwohl in diesem Stück so viele Aenlichkeit mit ihnen haben. Die Ursache läßt sich leicht einsehen. Sie kannten zwar einander nicht, hatten keinen Umgang mit einander; hatten aber diesen Aberglauben aus einer und eben derselben Quelle bekommen. (Cæs. Bell. Gall. L. VI. C. 14. Plin. hist. nat. L. XXX. Cap. 1.)

Es wird hier nicht undienlich seyn, eine Anmerkung beyzubringen, die aus den bisherigen

Beob-

Beobachtungen eine grosse Stärke erlangt. Da die Celtischen Völkern den Elementen eine gottesdienstliche Verehrung erwiesen haben; so läst sich nunmehr leicht begreifen, wodurch diejenigen alten Schrifftsteller hintergangen worden sind, die vorgegeben haben, diese Völker beteten den Apollo, Neptun, Vulcan, die Diane und die Nymphen, an. Sie verehrten wirklich und ohne Widerrede das Feuer, das Wasser, die Wälder, und dergl. Dieser Dienst gründete sich auf die Meinung, daß in den Elementen eine Gottheit wohne. Aber sie hatten von diesen Gottheiten nicht die nemlichen Vorstellungen, welche die Griechen und Römer davon hatten. Neptun zum Exempel, war bey ihnen nicht ein Mensch, der nach seinem Tode unter die Götter war versetzt worden, und dem man die Herrschaft über das Meer übergeben hatte; sondern man sahe ihn als ein geistiges Wesen, das aus dem ersten und obersten Grundwesen ausgeflossen war, an, und der niemals einen andern Cörper gehabt hätte, als selbsten das Element des Wassers. Und die nemliche Beschaffenheit hatte es mit den übrigen Gottheiten. Vulcan war nichts anders, als das Element des Feuers, und die Diana und die Nymphen, waren die Wälder und Berge.

Fünf-

Fünftes Hauptſtück.

Fortſetzung von dem Begriff des einigen höchſten Gottes bey den Celten.

Wir wollen nunmehr weiter fortfahren, die Lehrſätze der Celtiſchen Religion zu unterſuchen, und im gegenwärtigen Hauptſtücke feſt ſetzen, was ſie für Begriffe von der Einigkeit GOttes gehabt haben, ſo wohl in Gegenſatz gegen die Vielgötterey der übrigen Heiden, als auch gegen die zwey angenommene Grundweſen, oder den böſen und guten Gott der Morgenländer.

Es iſt gewiß, daß die Celtiſchen Völker alle mit einander nur einen allerhöchſten Gott verehrt haben, und wir werden in der Folge umſtändlich beweiſen, daß ſie ihn ſo wohl für den Schöpfer der Cörper, als der mit denſelben verbundenen Geiſter, erkannt haben. Nach dem Zeugniſſe des Julius Cäſars verehrten die Gallier vornehmlich den Mercur. Von den Deutſchen ſagt Tacitus eben dieſes, obgleich andere behaupten, daß unter den letztern Mars für den gröſten Gott gehalten worden ſey. Wenn Procop von den Völkern redet, die auf der Inſel Thule wohnten, ſo verſichert er eben dieſes; und in der Rede, welche Tacitus einem Geſandten der Tenchtherer an die Einwohner der Stadt Cölln in den Mund legt, drückt er ſich alſo aus: „Wir danken unſern gemeinſchaftlichen Göttern, „und beſonders dem gröſten Gott, Mars, daß „ihr

„ihr euch mit den deutschen Völkern vereinigt,
„und ihren Namen angenommen habt. (Cæs. B. G. L. VI. c. 17. Tacit. Germ. c. 9. Procop. Goth. II. 15. Tacit. hist. IV. 64.

Die Schwierigkeit, die man dagegen machen könnte, ist von geringer Erheblichkeit; denn die Namen des Mars und Mercurs, die in allen Celtischen Ländern ganz unbekannt gewesen, und nur von Fremden gebraucht worden sind, bezeichneten beyde nur einen und eben denselben Gott. Wir werden unten Gelegenheit haben, solches zu beweisen. Hier bemerken wir nur, daß unter den Göttern, welche die Deutschen verehrten, auch einer war, den sie den Herrn der ganzen Welt, dem alles unterworfen und unterthänig sey, nennten. Wenn Herodot von den Thraciern redet, so drückt er sich folgendermassen aus:
„Wenn es donnerte und blitzte, so schossen diese
„Völker mit ihren Pfeilen gegen den Himmel,
„gleichsam als wenn sie der Gottheit drohen
„wollten; denn sie stunden in den Gedanken,
„daß kein anderer Gott sey, als der ihrige."
In einer andern Stelle drückt er sich also aus:
„Mars, Bacchus und Diana, sind die einzigen
„Gottheiten, welchen die Thracier einen Dienst
„erweisen. Ausser diesen Göttern verehren
„die Könige noch den Mercur; gegen diesen
„haben sie unter allen Göttern die gröste Hoch-
„achtung. Sie schwören niemals anders, als
„bey seinem Namen, und behaupten so gar, daß
„sie von ihm abstammten." Es ist wahr, Herodot legt den Thraciern wunderliche Urtheile bey. Sie erkennen nur einen Gott, und behaupten, daß es keinen andern, als diesen, gebe; deswegen giengen sie, in ihrer, soll ich sagen, Ausschweifung,

fung, oder Gottloſigkeit? ſo weit, daß ſie ihm ſogar droheten, wenn er ſeine Blitze auf die Erde ſchickte. Ferner iſt zwiſchen den erſt angeführten beyden Stellen ein offenbarer Widerſpruch. Wenn die Thracier keinen andern Gott annahmen, als ihren Mercur, (denn von dieſem iſt in dieſer Stelle eigentlich die Rede,) wie kan man ihnen noch den Dienſt des Mars, des Bacchus und der Diana zuſchreiben? So viel ſieht man wenigſtens aus dieſen Stellen, daß die Thracier eine gewiſſe Gottheit vorzüglich vor andern Göttern verehrt, und niemals anders, als bey ſeinem Namen geſchworen haben. Eben dieſe Meinung hatten auch die Scythen, als welche niemanden, als dem Mars, Bildniſſe heiligten, und Tempel und Altäre baueten. (Tacit. Germ. c. 39. Herodot. IV. 94. V. 7.)

Die Scythiſchen und Celtiſchen Völker nahmen nicht nur ein allerhöchſtes Grundweſen, einen höchſten Gott, an; ſondern ſie nennten ihn auch in gewiſſem Verſtand den einzigen und wahren Gott. Obgleich die Türken Feuer, Luft, Waſſer und Erde verehrten; ſo behaupteten ſie doch zugleich, daß ſie nur denjenigen anbeteten und für den wahren Gott erkennten, der Himmel und Erde gemacht habe. Die Thracier ſagten ebenfalls, daß kein anderer Gott wäre, als der ihrige. Von den Sarmaten haben wir ſchon oben aus einer Stelle des Procops angeführt, daß ſie eben dieſe Sprache führten. Sie machten es ſo gar zu einem unterſcheidenden Merkmal von ſich, daß ſie nur einen Gott erkennten, der den Donner regiere, und die ganze Welt erſchaffen habe; und dennoch erwieſen ſie auch den Flüſſen und Nymphen gottesdienſtliche

Verehrung. Noch zur Zeit des Helmolds, das ist, im eilften Jahrhunderte erklären sich die Sarmaten auf folgende Weise: „Ob sie gleich Götter von verschiedenen Ordnungen hätten, so gestünden sie doch zugleich ein, daß nur ein einziger GOtt im Himmel seye, von dem die andern alle abhiengen.“ (Helmold. L. I. c. 84. p. 182.)

Nur einen Gott zu erkennen, und doch zugleich mehrere Gegenstände einer gottesdienstlichen Verehrung zu haben, ist offenbar widersprechend. Allein die Celten halfen sich durch eine subtile Distinction, die derjenigen ähnlich ist, die man heut zu Tage zwischen Latreia und Duleia macht. Ob sich gleich Zeit und Ausdrücke geändert haben; so sind doch die Ideen, die man damit verbindet, noch eben dieselben. Dem sey wie ihm wolle, so setzt der heilige Augustin die Persischen, Scythischen, Gallischen und Spanischen Philosophen ausdrücklich unter diejenigen Weisen, die nur einen höchsten Gott erkannt und angenommen haben. (August. de civitate Dei L. VIII. c. 9.)

Die Celten verehrten also keinesweges mehrere Götter, die an Macht und Würde einander gleich waren, sondern nur einen einzigen allerhöchsten unumschränkten Gott, und ausser diesen noch eine grosse Menge Untergottheiten. Wir müssen ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und sie noch in zwey andern Absichten von der Vielgötterey freysprechen.

Erstlich hat man die Zahl ihrer Götter ohne allen Grund und Ursache vermehrt, indem man

man dasjenige, was man ſonſten Local-Götter nennt, zu wirklichen Gottheiten gemacht hat. Um dieſes recht zu verſtehen, muß man ſich an dasjenige erinnern, was wir bereits oben geſagt haben, daß nemlich die Celtiſchen Völker ihren heiligen Orten den Namen derjenigen Gottheit beygelegt haben, die daſelbſt verehrt wurde. Zum Exempel, ein Menſch, der in einem geheiligten Wald ſein Gebet zu dem Gott Teut verrichten, oder die Prieſter, die ſeinen Dienſt beſorgten, um Rath fragten wollte, ſagte, daß er den Teut beſuchen wollte. Um dieſe heiligen Orte noch genauer zu beſtimmen, gab man ihnen von ihrer Lage, oder andern Umſtänden, noch eine beſondere Benennung. So war der Gott Penius keine beſondere Gottheit, ſondern derjenige Gott, der auf den Gipfeln der Alpen verehrt wurde, führte dieſen Namen. Die Urſache dieſer Benennung iſt dieſe: Das Wort Pinna, oder Penne, bedeutet noch heut zu Tag in Deutſchland und Nieder-Bretagne eine Spitze, oder Gipfel, daher bekam die Gottheit, die ſie auf den Pinnen oder Spitzen der Alpen verehrt wurde, dieſe Benennung. So war auf gleiche Weiſe der Apollo Grynäus der Möſier in Aſien, keine beſondere Gottheit, ſondern es war nur der Name eines Orts, den die Möſier die grüne Sonne nennten, weil man daſelbſt der Sonne in einem Gebüſch, wo die Bäume beſtändig grün blieben, und die Erde allezeit mit Gras und Blumen bedeckt war, Opfer brachte. (ſ. oben 1. Buch, 15. Hauptſt. III. Buch, 3. Hauptſt. Virg. Eclog. VI. v. 72. Servius ad h. l.)

Wenn man die Theologie der Celten unterſucht, ſo wird man, wie wir ſchon mehrmals bemerkt haben, leicht finden, daß ſie eigentlich zu reden,

den, weder die Elemente, noch die Weltkörper, für wirkliche Gottheiten gehalten haben. Sie drücken ihre Gedanken unter allerhand Bildern aus. „Sie sagen, der sichtbare Gegenstand sey „nur der Tempel, worinnen die Gottheit wohne, „er sey der Cörper, welchen sie belebe, die Decke, „in welche sie sich hülle, das Werkzeug, dessen sie „sich bediene, um ihre Würkungen hervorzu brin„gen.“ Sie versetzten ihre Götter auf eben die Art in die Elemente, wie die übrigen Heiden glaubten, daß die ihrigen in ihren Tempeln und geweiheten Bildern gegenwärtig wären. Aber sie machten jederzeit einen Unterschied zwischen dem Tempel und der Gottheit, die darinnen wohnte; zwischen den geistigen Wesen, und den himmlischen oder irrdischen Körpern, die sie belebten.

Was wir bisher gesagt haben, soll gar nicht dazu dienen, die Vielgötterey der Celten zu rechtfertigen. Es ist ohne Widerrede klar, daß sie ausser einem höchsten Gott, noch eine Menge Geister und Untergottheiten angebetet haben. Diese sollen insgesamt, ihrer Meynung nach, von dem unendlichen Wesen hervorgebracht, und mit den verschiedenen Theilen der Materie vereinigt worden seyn, um sie zu beleben, und zu denjenigen Endzwecken geschickt zu machen, die seine Weisheit zur Absicht gehabt hat. Die Hauptfrage worauf es also hier eigentlich ankommt, ist diese, was sich denn die Celten von diesen Intelligenzen, Geistern, Untergottheiten, Weltseelen, oder wie sie sie sonsten benennten, denen sie besondere Districte und Geschäfte zuschrieben, für einen Begriff gemacht haben. Sahen sie sie vielleicht als Engel an, das ist, als Geister die nur auf Befehl und unter der Regierung des höchsten Gottes, nach dem Grad der

Kräff-

Kräffte, die er ihnen mitgetheilet hatte, handelten, die eigentlich keine gottesdienſtliche Verehrung für die Gnadensbezeigungen, die ſie als bloſe Diener und Werkzeuge erwieſen, verdienten? oder betrachteten ſie ſie als Untergottheiten, die an der Macht und Regierung des höchſten Gottes Theil hätten, und deswegen verdienten, auch an ſeiner gottesdienſtlichen Verehrung einigen Antheil zu nehmen?

Einige Gelehrte haben dieſe Frage auf die erſte Art entſchieden. Sie ſagen zum Exempel, daß die Perſer einem jeden Königreich einen beſondern Schutzengel beygegeben hätten; daß jeder Monath, jeder Tag des Jahrs, unter der Regierung eines gewiſſen Engels ſtehe, u. ſ. w. Wenn wir uns an diejenigen Puncte erinnern, die wir in dem vorhergehenden Hauptſtück abgehandelt haben; ſo werden wir keinen Augenblick Anſtand nehmen, die erſte Entſcheidungsart zu verwerfen, und der zweyten beyzutreten. Die Perſen haben, wie die Scythen und Celten, den Geiſtern, denen ſie ihren Wohnſitz in den Elementen angewieſen haben, ohne Rückhalt den Namen der Götter beygelegt; ſie erwieſen ihnen die Ehre der Anbetung, ſie ruften ſie um Hülfe und Gnade an, fragten ſie um die zukünftigen Schickſale, und brachten ihnen Opfer. Alles dieſes beweiſt hinlänglich, daß ſie ſie als Gottheiten angeſehen haben, die zwar dem ewigen und höchſten Weſen an Macht und Vollkommenheiten weit nachſtunden, aber in den ihnen angewieſenen Diſtricten unumſchränckt regierten, und über den Menſchen eine ſolche Herrſchafft hatten, daß ſie heiligen Dienſt und Verehrung mit Recht von ihm fordern konnten.

Bisher haben wir die Meinungen der Celten von der Einheit Gottes, in Verhältnis mit der Vielgötterey der übrigen Heiden angesehen; nun wollen wir auch untersuchen, ob man ihnen mit Recht die Meinung von zwey Grundwesen, d. i. einem guten und einem bösen Gott, zuschreiben kan. Diejenigen, die ihnen diesen Irrthum schuld geben, haben ihre Meinung nicht einmal auf wahrscheinliche Vermuthungen, geschweige auf gewisse und unleugbare Grundsätze gebauet. Herodot sagt in der bereits oben angeführten Stelle, " daß, wenn es donnerte und blitzte, die Tracier mit Pfeilen gegen den " Himmel schössen, gleichsam als wenn sie der Gottheit drohen wollten, weil sie in der Meinung " stünden, es wäre sonst kein Gott, als der ihrige. " In diesen Worten haben einige diesen Gedanken finden wollen, als wenn die Thracier den Donner und Blitz als Würkungen einer feindseligen Gottheit angesehen, ihr deßwegen gedrohet und mit Pfeilschüssen getrotzt hätten, weil sie unter dem Schutz eines allmächtigen Gottes stünden. Aber diese Vermuthung wird selbst durch die Worte des Geschichtschreibers widerlegt; denn er sagt ja ganz deutlich, " daß die Thracier gar keinen Gott, als den ihrigen, erkennten und annähmen. " Wir werden uns an einem andern Ort deutlicher hierüber erklären, und insonderheit zeigen, was unter diesen vorgeblichen Drohungen, die die Thracier durch ihr Schiessen gegen den Himmel sollen an den Tag gelegt haben, zu verstehen sey.

Hagenberg glaubt, daß die Deutschen zwey Götter, ein gutes und ein böses Grundwesen, angenommen hätten. Den Beweiß davon findet er in der folgenden Stelle des Tacitus. " In dem Lande der Navarhaler zeigt man einen Hayn, der " von alten Zeiten her heilig verehrt worden ist.

" Die

„ Die Gottheit, welche man daſelbſt verehrt, wird „ Alcis genennt. Sie behaupten, daß es eben die „ Gottheit ſey, welcher die Römer unter dem „ Namen des Caſtors und Pollux Gottesdienſt er„ weiſen. Man ſiehet daſelbſt weder Bildniſſe, „ noch ſonſt einige Merkmale, woraus man ſchli„ ſen könnte, daß dieſer Dienſt aus fremden Län„ dern eingeführt worden wäre. Alles, was der„ ſelbe mit der Religion der Römer gemein hat, „ iſt, daß man daſelbſt zwey Jüngling verehrt, „ die man für Brüder hält.“ Jedermann ſieht, daß dieſe Vermuthung allzugewagt ſey, und allzuwenig Grund habe, als daß man nöthig hätte, ſie zu widerlegen. (Hagenberg. Germ. media. diſſ. 8. p. 180. Tacit. Germ. c. 43.)

Der heilige Auguſtin redet gleichfalls von einigen Dämonen, die die Gallier Duſii nennten; er behauptet nach der Ausſage vieler glaubwürdigen Zeugen, daß dieſe böſe Geiſter die Weibsleute ſehr liebten, ihnen auf alle mögliche Art nachſtellten, um ſie zu verführen, und auch ihre Abſicht erreichten. Man weiß, daß viele Kirchenväter dieſe Fabel angenommen haben, ohne deswegen zwey Grundweſen zu behauptet. Iſidor von Sevilien behauptet, daß die Gallier dieſe vorgegebene Duſii, Zottigte (Piloſi) nennten, ein deutlicher Beweiß, daß hierunter nichts anders, als die Satyren der Griechen, verſtanden werde. (Auguſtin. de civitate Dei. Lib. XV. c. 23. Heſychius, ſub voce Δευαδαι. Iſidor. origin. Lib. VIII. cap. vlt. apud Godofredum p. 1032.)

Man kan nicht leugnen, daß die Sachſen und ihre Nachbarn die Sarmaten im achten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, ein böſes Weſen göttlich ver-

verehrt haben; aber man weiß zuverläßig, daß dieser abscheuliche Irrthum nicht eher unter ihnen eingerissen war, als nachdem man angefangen hatte, ihnen die christliche Religion zu verkündigen. Die Prediger redeten beständig von der fürchterlichen Macht des Teufels, und von seiner grossen weit ausgebreiteten Herrschaft; der gemeine Haufe war noch nicht unterrichtet genug, daß er die wahre Lehre von dem Teufel richtig verstanden hätte; man verirrte sich von dem rechten Weg, und sahe den Teufel als eine wahre Gottheit an; die Leute glaubten also schuldig zu seyn ihm zu verehren, damit er ihnen nicht schaden möchte. Die Sachsen nennten ihn den schwarzen Gott, oder Tybilenus, welches offenbar eine Verdrehung des Worts Diabolus ist, so wie im Deutschen noch heut zu Tage, die Worte Dibel, Deubel, Teufel, davon herkommen. (Fabric. origin. Saxon. L. I. ap. Vossium de orig. & progressu idolol. L. I. c. 8. p. 31. & 142.)

Eben diese Anmerkung erstreckt sich auch auf diejenigen Sarmaten, die man sonsten Slaven nennt, und die von den Sachsen nur durch die Elbe getrennt waren. Sie gaben dem bösen Grundwesen den Namen Diabol, oder Zeernebock, welches eben so viel bedeutet, als der schwarze Gott. Diese Benennung entstund aus eben einem solchen Irrthum, als wie aus dem Wort Sanct Veit bey eben den Sarmaten eine andere grosse Gottheit entstanden war. Die Mißionarien aus dem berühmten Closter zu Corvey in Westphalen, hatten ihnen viel von den Wunderwerken dieses Heiligen, der der Schutzpatron dieses Closters war, vorgepredigt. Nach Verlauf einiger Zeit verfielen die neubekehrten Christen wieder zurück in

das Heidenthum, machten aus Sanct Veit eine neue Gottheit, nennten ſie Svantevith, und verehrten ihn als einen Gott von der höchſten Ordnung. (Helmold. chron. Slav. L. I. c. 6. & 53.)

Den Perſern giebt man insgemein Schuld, daß ſie zwey ewige Grundweſen, ein gutes und ein böſes, angenommen hätten. Wir verweiſen unſre Leſer nur auf dasjenige, was der Herr Beauſobre in ſeiner Geſchichte des Manichäismus von dieſer Materie geſchrieben hat. Nur dieſes einzige wollen wir hinzufügen, daß man in den Nachrichten des Herodots und des Cteſias, die ſie uns von der Religion der Perſer gegeben haben, von dieſem angeführten Lehrſatz nicht die geringſte Spur findet. Plutarch ſcheint der erſte zu ſeyn, der etwas davon geſagt hat. Er behauptet ausdrücklich, daß „Zoroaſter den „wohlthätigen Gott Oromazes, und den feind„ſeligen, Arimanius genennt habe. Zwiſchen „dieſen beyden ſetzt er noch einen dritten in die „Mitte, den er Mithra nennt. Daher geben „die Perſer noch jetzo dem Mithra den Namen „des Mittlers.“ Aller Vermuthung nach iſt dieſe Meynung nicht aus Scythien, wie Leibnitz vermuthet, ſondern aus Indien nach Perſien gekommen; denn dort war ſie gänzlich unbekannt, hier aber allgemein angenommen. Herodot erzählt zwar, daß die Königin Ameſtris, die Gemahlin des Xerxes, da ſie zu hohen Jahren gekommen wäre, vierzehen junge Herren lebendig habe begraben laſſen, um dadurch ihrem Gott den man unter der Erde ſein Reich angewieſen hatte, ein Dankopfer zu bringen; allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer griechiſche Geſchichtſchreiber aus der Art dieſes Begräbniſſes Gele-

genheit

genheit genommen habe, auf ein Opfer, das man dem Pluto gebracht habe, zu verfallen, obgleich dieser Gott den Persern gänzlich unbekannt war. Aus eben einem solchen Vorurtheil scheint Plutarch zu behaupten, daß diese jungen Leute dem Pluto geopfert worden wären. (Herodot. L. VII. c. 114. Plutarch. de superst. Opp. Tom. II. p. 171.)

Nunmehr wollen wir von dem höchsten Gott der Celten selbst reden, von dem Namen, womit sie ihn bezeichneten, und von den Vorzügen, die sie ihm beylegten. Darauf wollen wir uns zu den vornehmsten Gottheiten wenden, die diese Völker in die Elemente versetzt haben; endlich wollen wir untersuchen, ob sie auch den Seelen der verstorbenen Helden einigen Dienst erwiesen haben, und ob es wahr sey, daß sie den Hercules, Bachus und andere Helden, denen man nach ihrem Tode die Ehre erwiesen hatte, sie unter die Götter zu zählen, verehrt haben.

Sechstes Hauptstück.

Von dem höchsten Gott der Celten, Teut genannt.

Es ist zu verwundern, daß, nachdem so viele Personen von der Religion der Celten geschrieben haben, noch niemand auf die Entdeckung gerathen ist, daß alle Celtische Völker nur einen höchsten Gott angebetet, daß dieser bey ihnen allen nur einen Namen gehabt, und daß sie

diesem

diesem einerley Vorzüge vor allen andern Göttern zugeschrieben haben. Wir wollen dieses in dem gegenwärtigen Hauptstücke beweisen, und wir hoffen, daß es dem Leser nicht unangenehm seyn werde, wenn wir uns in eine umständliche Untersuchung dieser Sache einlassen, um diese Wahrheit ausser allen Zweifel zu setzen. Auf der einen Seite ist sie neu, und fast bisher gänzlich unbekannt; auf der andern Seite dient sie vortrefflich den Satz zu beweisen, den wir schon mehrmahls geäussert haben, daß ganz Europa ehemals von einem und eben demselben Volk bewohnt gewesen.

Der Name, welchen alle Europäische Völker in den ältesten Zeiten den ersten Grundwesen gegeben haben, ist Teut, oder Tis, woraus das griechische und lateinische Wort Θεος, und Deus entstanden ist. Die Spanier und Gallier nennten ihn Teut, oder zusammengesetzt, Teutat, das ist, Gott, der Vater. Die Deutschen nennten ihn gleichfalls Teut, oder Tis, und oft mit einem allgemeinen Namen, God, Vod, Vodan, Odin, das ist so viel, als der Gute. Die Thracier nennten ihn Tis, oder Gotis, das ist, der gute Tis. Die Griechen Δις, Ζευς, oder Θεος, die Italiäner Dis, Tus, Deus, als ein Doppellauter ausgesprochen, auch manchmal Mantus, das ist der gute Tus. (Pezron. antiq. de la Nation & de langue des Cettes. p. 416. Rostrenen dictionaire Celtiq. p. 712.)

Wir müssen diese Stücke einzeln beweisen. Wir wollen mit den Spaniern anfangen. Livius, wenn er die Belagerung der Stadt Carthagena in Spanien, die sie von dem Scipio Africanus

aus-

ausstehen muste, beschreibt, sagt, „daß nachdem „dieser General über einen Hügel gegangen wä„re, den die Einwohner Mercurius Teutates „genennt hätten,„(*) habe er gemerkt, daß die „Mauern an vielen Orten von Vertheidigern „entblöset gewesen sey." Hieraus siehet man deutlich, daß die Einwohner von Carthagena den Gott Teut verehrt, und ihm an einem offenen Ort, auf einem nahe an der Stadt gelegenen Hügel, Gottesdienst erwiesen; daß sie dem Hügel den Namen desjenigen Gottes beygelegt haben, den sie daselbst anbeteten; und daß endlich die Römer in den Gedanken gestanden waren, daß der Teutates der Spanier eben der Gott sey, den sie Mercur nennten. Wir werden sogleich die Ursache dieses Irrthums anführen. Jetzo gehen wir zum zweyten Beweiß fort. (Livius L. XXVI. c. 44.)

Wenn

(*) Die alten Editionen des Livius haben alle die Leseart: Mercurium Teutatem. J. F. Gronov läst das Wort Teutates aus, und ließ quem Mercurii dicunt. Jac. Gronov tadelt den Uzelius sehr hefftig, daß er bey der Anführung dieser Stelle das Wort Teutates, welches aus einer Randglosse in den Text gerückt worden sey, beybehalten habe. Allein, wenn auch das Wort Teutates, eine blosse Randglosse wäre, welches doch nicht wahrscheinlich ist, indem es nur in einer einzigen Handschrifft fehlt; so würde sie doch richtig seyn, indem es ausgemacht ist, daß die Griechen und Römer den Teutaten der Celten den Namen Mercur zu geben pflegten.

Wenn Strabo von den Celtiberiern und den ihnen auf der Nordseite angränzenden Völkern redet; so sagt er, „daß sie gewohnt gewesen wä-„ren, sich des Nachts, zur Zeit des Vollmonds, „zu Ehren des Gottes ohne Namen, zu versam-„meln, daß sie die ganze Nacht mit Tanzen zuge-„bracht und sich mit ihren Familien vor den Thoren „der Stadt vergnügt hätten. Um diese Stelle recht zu verstehen, muß man anmerken, daß die Griechen und Römer ihren Göttern zweyerley Namen beylegten, erstlich einen allgemeinen, und dann auch einen eigenthümlichen. So findet man zum Exempel in den Inschrifften häufig: Deo Mercurio, Deo Neptuno, Deo Vulcano, in welchem Deus, oder Gott, der allgemeine, Mercurius, Neptunus, Vulcanus, die einer jeden Gottheit eigenthümliche Namen sind. Der Gott der Celtiberier hatte also keinen besondern eigenthümlichen Namen. Wenn man sie nach dem Namen derjenigen Gottheit, die sie anbeteten, fragte, so sagten sie, daß er Gott, oder Teut hiesse. Und das will Strabo eigentlich sagen, wenn er sagt, die Celtiberier beteten einen Gott ohne Namen an. Uebrigens findet man in dieser angeführten Stelle noch mehr Gebräuche, welche die Celtiberier mit den andern Völkern gemein hätten. Sie hielten ihre feyerlichsten Zusammenkünfte des Nachts, und zwar vor den Thoren. Sie begiengen den Tag, oder vielmehr die Nacht, worinnen der Vollmond einfiel, mit besondern Feyerlichkeiten; die Zeit des Vollmonds war eines ihrer Feste; Tanz und Lustbarkeit machten einen Theil des Gottesdienstes aus, den sie ihren Göttern leisteten. (Strabo L. III. p. 164.)

Da die Phönicier sich der Insel Gades, welche heut zu Tage Cadix heißt, bemächtigten; so baue-

baueten sie daselbst zu Ehren des Hercules einen prächtigen Tempel, und gaben der Insel den Namen Gadeira. Dionys mit dem Beynahmen Periegetes bemerkt, daß die ursprünglichen Einwohner dieses Landes vor dieser Zeit die Insel Cotinusa genennt hätten, welches, wie wir schon angemerkt haben, ein Hauß, oder eine Wohnung des Gottes Tis bedeutet. Der Scholiast dieses Schriftstellers behauptet zwar, daß die Insel den Namen Cotinusa davon bekommen hätte, weil man sehr viele wilde Oelbäume daselbst anträfe, die die Griechen in ihrer Sprache κοτινυς, Cotinus, zu nennen pflegten. Allein, die Phönicier waren lang vorher auf der Insel, ehe sie den Griechen bekannt wurde, und noch vorher, als jene eine Colonie dahin schickten, hatte sie schon den Namen Cotinusa; ist es also nicht höchst lächerlich, dieser Benennung einen griechischen Ursprung zu geben? (Dionys. Perieg. v. 450. Eusthatius ad h. l. pag. 74.)

Endlich wollen wir noch dieses hinzufügen, daß man in Spanien, so wie in allen Celtischen Ländern, eigene Namen von Menschen und Städten gefunden hat, die aus den Namen Teut, oder Tis, offenbar zusammen gesetzt sind. Zum Exempel, der Heerführer, der nach dem Tode des Viriatus, das Spanische Kriegsheer anführte, hieß Teutamus. Die Namen der Städte Cottoabriga, Deobrigo, Deobrigula, bezeichnen den Uebergang eines Flusses, bey welchem ein Heiligthum war, das dem Gott Teut oder Tis, gewidmet war. (Diodor. Sicul. XXXII. p. 795. Ptolem. L. II. cap. 5. & 6.)

Die Gallier hatten auch ihren Teutates, dem sie Menschenopfer brachten, wie Luca und Lactans aus-

ausdrücklich bemerken. Das ist eben der Gott, den Cäsar Mercur nennt, wenn er sagt: „Dem Mer„cur sind die Gallier unter allen Göttern am „meisten ergeben, und von ihm haben sie die mei„sten Bilder. Sie sehen ihn als den Erfinder „aller Künste, und Beschützer und Begleiter der „Reisenden an; sie glauben, daß seine Macht „sehr groß sey, besonders zum Besten derjenigen, „welche Geld erwerben wollen, und Handlung trei„ben. Nach ihm verehren sie auch den Apollo, „Mars, Jupiter, und die Minerva." Alles dieses werden wir weiter unten erklären, wenn wir die Ursachen untersuchen werden, warum die Griechen und Römer dem Gallischen Teutates meistentheils den Namen des Mercurs beygelegt haben. Hier begnügen wir uns nur mit der einzigen Anmerkung, daß die Gallier ihren Mercur vorzüglich vor allen ihren übrigen Göttern verehrt haben. Sie sahen ihn als ihren höchsten Gott an. Tertullian und Minutius Felix stimmen mit dem Bericht des Cäsars vollkommen überein. Der erstere sagt, „daß die Gallier dem Mercur ihre alten Leute opferten, da im Gegentheil die Phönicier ihren Göttern lauter Kinder opferten: der andere sagt, daß die Gallier den Mercur verehrten, und ihm menschliche Opfer brachten, die man aber mit mehrern Recht unmenschliche Opfer nennen könnte. (Lucan. L. I. v. 444. Lactant. instit. I. p. 91. Cæsar B. G. VI. 17. Tertullian. Apolog. c. 9. Minutius Felix cap. 6. & 30.)

Uebrigens beschuldigt man den Cäsar nicht ohne Grund, wie wir schon bey mehrern Gelegenheiten gezeigt haben, daß er die Religion der Gallier nicht recht verstanden habe. Wir wol-

len hier einen augenscheinlichen Beweiß davon geben. Er sagt, daß die Gallier vorzüglich den Mercur verehrten. In einem gewissen Verstande ist es wahr. Der höchste Gott der Gallier war der Teutates, worunter die Griechen und Römer meistentheils den Mercur verstanden haben. Aber nun bemerke man, wie sehr er sich versehen hat. Gleich im Anfang des folgenden Hauptstücks setzt er hinzu: „Alle Gallier behaupten, daß sie von dem Vater Dis abstammten, und dieses hätten sie von ihren Druiden gehört; sie messen deswegen ihre Zeiten nach der Anzahl der Nächte, nicht aber der Tage, ab. Sie zählen ihre Geburtstage, ihre Monathe und Jahre jederzeit so, daß der Tag auf die Nacht folgt." Aus diesen Worten sieht man erstlich, daß sich Cäsar durch die Aenlichkeit des Namens habe verführen lassen, und den Dis der Griechen und Römer, welches Pluto war, mit dem Teut, oder Tis, der Gallier verwechselt. Zweytens wuste er nicht, daß der Vater Tis der Gallier eben derjenige sey, den er kurz vorher Mercur genennt hatte. Dieser Gott Teut war es, von dem die Celten überhaupt, und die Gallier insonderheit, ihr Geschlecht herleiteten. Deswegen nennten sie ihn auch Teutat, das ist, Vater Teut. Aus eben dieser Ursach nennten sie sich vor Alters nicht anders als Kinder des Teut, oder Teutosagen, welchen Namen noch zur Zeit des Ausonius ein Volk in dem Narbonnensischen Gallien führte. Die Namen Teutomat, Teutomal, Cotis, welche Gallische Fürsten führten, stammen von eben diesem Ursprung ab. (Cæs. B. G. VII. 31. Epitome Livii L. LXI. Ammian. Marcell. XV. 19. Aurel. Vict. Cæs. c. 5. Sueton in Nerone c. 18. s. oben I. B. 13. u. 14. Hauptst.)

Man

Man irret also gewiß nicht, wenn man mit dem Vater Pezron behauptet, daß die Gallier ursprünglich eben dasjenige Volk waren, welches die Thracier und Pelasger, die Titanen der Alten, waren; denn sie selbsten rühmten sich, daß sie von dem Gott Teut entsprungen wären. Nur wäre zu wünschen, daß Pezron unter den Beweissen eine bessere Wahl getroffen hätte. Wir wollen eine Probe davon geben. Um zu zeigen, daß die Gallier Nachkommen der Titanen wären, beruft er sich auf eine Stelle des Callimachus, wo der Dichter diejenigen Gallier, die einige Jahre vorher den Tempel zu Delphi ausgeplündert hatten, οψιγονοι Τιτηνες, das ist, neue Titanen, oder, wenn man will, Nachkommen der Titanen nennt. Pezron beruft sich zwar auf einen griechischen Scholiasten; dieser aber widerlegt seine Vermuthung mehr, als daß er sie unterstützen sollte. Er sagt, Callimachus nennte die Gallier deswegen Titanen, weil sie nach dem Beyspiel der Riesen die Götter bekrigt hätten. (Pezron antiquité de la nation & de la lanque des Celtes. p. 112. Callimach. hymn. in Delium. V. 174.)

Von den Deutschen sagt Tacitus eben das, was Cäsar von den Galliern gesagt hat. „Unter den Göttern verehren sie vornehmlich den Mercur. Sie opfern ihm deswegen an gewissen Tagen so gar menschliche Opfer." Der Name, den sie ihm in ihrer Sprache gaben, war ebenfalls Teut, oder Tuis. Eben dieser Schrifftsteller sagt: „In ihren Liedern, welches ihre einzige Jahrbücher sind, besingen sie den Gott Tuiston, der aus der Erde hervorgekommen seyn soll, und seinen Sohn Mannus, denen sie den Ur-

sprung und die Stifftung ihrer Nation zuschreiben." Dis, Tuis, Teut, ist also der nemliche Name, und bezeichnet den höchsten Gott der Celten; die Griechen und Römer drückten ihn durch Mercur aus. Tuiston, den man heut zu Tage Tuissohn nennen würde, war der erste Mensch, aus dem die Deutschen einen Helden, oder Halbgott machten, und ihn in ihren Liedern besungen. Da sie in den Gedanken stunden, der erste Mensch sey durch die Macht des Tuis aus der Erde hervorgekommen, so gaben sie ihm deswegen den Namen Tuiston, oder Sohn des Tuis, sich selbsten aber nennten sie Teutonen, Teutonarier, Teutosager; lauter Benennungen, die ehemals allen Völkern in Deutschland gemein waren, wie wir oben in dem ersten Buch dieses Werks umständlich gezeigt haben. Die Taurisker, welchen Namen ehemals die Noriker führten, bewiesen durch diesen Namen ebenfalls, daß sie unter dem Schutz und der Herrschaft des Teut stunden; denn Tau-Rich, will nichts anders sagen, als das Reich des Teut. Der Scholiast des Pindars erklärt eine Stelle aus diesem Dichter, nach diesen Ideen. „Der Dichter sagt, Hercules habe den Oelbaum „an dem Ursprung der Donau geholt, und sein „Ausleger setzt hinzu, wo die Hyperboräer wohn„ten, die von den Titanen abstammten, wie „Pherenicus angemerkt hat." (Scholiast. ad Pindar. Olymp. III. p. 38.)

Nach und nach gewöhnten sich die Deutschen in der Folge der Zeit, ihren Gott Teut, durch den Namen Vodan, Wodan, Guodan, God, welches so viel hieß, als gut, zu bezeichnen. Man sieht dieses aus einer Stelle des Paullus Diaconus, welche verdient ganz hier eingerückt zu werden.

den. „Vodan, welchen einige mit Hinzusetzung eines Buchstabens, auch Guodan nennen, ist eben der Gott, den die Römer Mercur nennen. Alle deutsche Völker beten ihn an. Seine Verehrung ist nicht erst vor kurzen eingeführt worden; man behauptet, daß er ehemals so gar bis nach Griechenland sey verehrt worden." Aus dieser Stelle lassen sich viele Folgen ziehen. Erstlich, von den Zeiten des Tacitus an, haben die Deutschen den Namen Vodan, oder Guodan, an die Stelle des Namens Teut gesetzt. Man kan sich gar leicht vorstellen, wie es mit dieser Veränderung zugegangen ist. So wie einige Celtische Völker den höchsten Gott Tis, oder Cotis, (Godtis,) das ist, den guten Tis, nennten, so nennten ihn andere schlechtweg Guodan, das ist, den Guten; und diese Gewohnheit nahm in Deutschland dermassen überhand, daß sich endlich der alte Name Tis nach und nach gänzlich verlohr, und die Deutschen schon seit langer Zeit den höchsten Gott nicht anders als God, den Guten, oder Gott, nennten. Zweytens, war dieser Vodan der höchste Gott der Deutschen. Hiemit stimmt auch die Edda, oder die alte Mythologie der Isländer überein; denn in derselben heist es: Odin ist der älteste unter den Göttern, er ist der höchste Gott. Drittens wird gesagt, daß dieser Vodan eben der Gott sey, als der Mercur der Römer. Gottfried von Viterbo, und der Verfasser der Lebensgeschichte des heiligen Columbanus, versichern solches eben so, wie Paulus Diaconus. Es scheint, daß alle deutsche Völker überhaupt diese Meinung müssen gehabt haben; denn da sie den Römischen Calender annahmen, so nannten sie den Mittwochen, der bey den Römern dies Mercurii hieß, weil er ihm geheiligt

war, Vonstag, oder, wie ihn die Nordischen Völker aussprachen, Odenstag. Endlich bemerkt auch Paullus Diaconus, und die Schriftsteller, denen er folgt, daß der Mercur der Teutschen ehemals auch von den Einwohnern in Griechenland verehrt worden sey. Wir werden in der Folge von dieser Anmerkung weiter Gebrauch machen. (Paulus Diacon. rer. Longobard. L. I. c. 8. Godofred. Viterb. Part. XVII. p. 446. Fredegar. ap. Du Chesne Tom. I. p. 735. II. 556. Edda Island. mythol. 18. Macov Geschichte der Deutschen, Th. II. S. 263. La Peyrere, relation de l'Islande, dans le recueill. des voyages de Nord, Tom. I. p. 41.)

Wir kommen nunmehro zu denjenigen Völkern, die auf beyden Seiten der Donau, von Bayern an, bis zu ihrer Mündung, wohnten. Auch diese beteten den Gott Teut an. Allein da diese Länder durch eine unzählige Menge verschiedener Völker bewohnt waren, die von Mitternacht und Abend hergekommen waren; so darf man sich gar nicht wundern, wenn diese Völker nach der Verschiedenheit ihrer Mundarten den Namen Teut durch mancherley Veränderungen ausgesprochen haben. Wir haben oben eine Stelle aus dem Herodot angeführt, deren Hauptinnhalt dahin gieng, daß die Könige der Thracier unter allen Göttern dem Mercur die meiste Ehrerbietung erwiesen haben; daß sie niemals anders als bey seinem Namen geschworen, und so gar behauptet haben, daß sie ihren Ursprung von ihm hätten. Dieser Mercur, für dessen Nachkommen sich die Könige der Thracier ausgaben, hatte so wie an allen Celtischen Orten, also auch bey ihnen, den Namen Tis, oder Cotis, das ist, der gute Tis,

wie wir bereits schon mehrmals erinnert haben. Deswegen fanden diese Prinzen an den Namen Cotis, oder Cotison, ein so grosses Vergnügen, weil sie dadurch zu erkennen gaben, daß sie von göttlicher Herkunft wären. Von eben dieser Gottheit muß man auch noch eine andere Stelle im Strabo erklären. „Die Feste, sagt er, die die Thracier zu Ehren des Cotis und Bendis feyern, haben viele Aenlichkeit mit den Festen des Bacchus. Cotis ist derjenige Gott, von dem hier die Rede ist, der allgemeine Geist, die Seele der Welt, oder wie sich die alten Weltweisen ausdrücken, das thätige Grundwesen (principium activum). Bendis, von dem wir an seinem Orte reden werden, war die Erde, das leidende Grundwesen, (principium passivum) welches der Gott Tis belebte, und dessen er sich zur Bildung des Menschen bediente. Die Feste des Cotis und Bendis glichen aus dreyerley Gründen den Bacchanalien der Griechen: erstlich wurden sie, wie diese, bey Nacht gefeyert; zweytens war der Tanz, der einen Theil des Dienstes des Cotis ausmachte, eine Nachahmung der Bacchantinnen; drittens alle Feyerlichkeiten der Thracier und anderer Celtischen Völker waren Zeiten der Ergötzlichkeit und des Wohllebens. Man begieng im Trunk die gröbsten Ausschweifungen, und diese waren nicht allein erlaubt, sondern sie bekamen durch das Fest sogar ein ehrwürdiges Ansehen. Wir haben oben in dem ersten Buch dieses Werks gezeigt, daß die vorgeblichen Riesen, die von den Griechen beschuldigt werden, daß sie den Jupiter und die andern Götter bekriegt hätten, nichts anders waren, als die alten Einwohner von Thracien, die den Namen der Titanen deswegen angenommen hatten, weil sie von dem Gott Tis abzustammen glaubten, und dessen Dienst sie mit ge-

waffnetem Arm vertheigten. Es war also eigentlich kein besonderes Vorrecht der Thracischen Könige, wenn sie sich für Abkömmlinge des Gottes Tis ausgaben; sondern das ganze Volk rühmte sich von eben dem Geschlecht zu seyn, als ihre Könige, die sie beherrschten. (Stobæus Serm. 142. pag. 488. Serm. 149. p. 519. Liv. Libr. XLII. 29. 51. Valesf. in Excerpt. ex Polyb. XXVII. pag. 127. ex Diod. Sic. XXVI. p. 307. Cæs. Bell. Civ. III. 36. Tacit. Annal. II. 64. Dio Cass. LIV. p. 535. & 545. Suidas, sub voce Κοτυς. Florus IV. 12. Horat. Carm. III. 8. Strabo X. p. 470.)

Was wir jetzo von den Thraciern gesagt haben, das muß man auch auf diejenigen Völker anwenden, die auf der Mittagsseite der Donau wohnten, die Dardanier, die Mösier, die Triballer, die Illyrier, die Geten, und andere. Paullus Diaconus versichert uns, daß der Gott Teut, den er Vodan nennt, von allen deutschen Völkerschaften, bis nach Griechenland angebetet worden sey. Und man findet wirklich überall Spuren dieses Namens. Wir würden eine unzählige Menge Beyspiele anführen können, wenn wir nicht befürchteten, den Leser durch ein weitläuftiges Register derselben beschwerlich zu fallen. Doch wollen wir nur einige zur Probe anführen. Die Illyrier nennten zum Exempel die Gegend um Durazzo herum, Taulant, das ist, das Land des Teut. Die Pannonier hatten eine Vestung, die sie Teutoburgum, und eine andere, die sie Taurunum nennten. Die Ursache dieser Benennung giebt sich von selbst. (Paul. Diaconus rerum Longobard. L. I. c. 8. Thucyd. L. I. c. 24. Ptolem. L. II. c. 16. Antonini itiner. p. 15.

Uebri-

Uebrigens glaubt man, daß einige Getische und Dacische Völker, denjenigen Gott, den die andern Völker unter dem Namen Teut oder Tis verehrten, Seuth genennt haben. Der Grund, der zu dieser Vermuthung Gelegenheit giebt, ist der Name Seutchalk, oder Sitalk, welchen viele Fürsten dieses Landes als einen eigenen Namen geführt haben. Jornandes zum Exempel sagt, daß Dicencus unter der Regierung des Sitalcus Boroista in das Land der Geten gekommen wäre; welches ohngefähr in die Zeiten des Julius Cäsars fällt. Thalk, oder Schalk, bedeutet in der Celtischen Sprache einen Knecht, oder Diener. Sitalcus Boroista bedeutet also wahrscheinlicher Weise so viel als Boroista, der Knecht Gottes, oder etwa wie man sich heut zu Tage auszudrücken pflegt: Von Gottes Gnaden. Wir wollen zwar diesen Einfall für nichts mehr, als eine blose Vermuthung ausgeben; aber er wird doch dadurch bestättigt, daß viele Fürsten von dieser Nation, in der Folge der Zeit den Namen Rhömetalces, oder Rymetalces, das ist, Knechte der Römer, aus Schmeicheley gegen die Römischen Kayser angenommen haben. Also ist es auch wahrscheinlich, daß sie sich in den älteren Zeiten, nach dem Gott, den sie verehrten, Seuthalkes haben nennen können, so wie in den neuern Zeiten der Name Gottschalk, etwas sehr bekanntes ist. (Jornandes Cap. 2. Thucyd. L. II. Cap. 29. Tacit. Annal. L. II. C. 67. L. III. C. 38. L. IV. C. 6. & 47. Plutarch. apophthegm. T. II. p. 207. Dio Cassius L. IV. p. 535.)

Hier dürfen wir diejenigen Völker nicht mit Stillschweigen übergehen, die aus den Ländern, von denen wir geredet haben, ausgewandert, und

nach Kleinasien gezogen sind. Wir rechnen hierunter die Lydier, Phrygier, Bithynier, Mariandiner, Carier, Paphlagonier, und noch viele andere, davon wir zu einer andern Zeit reden wollen. Diese alle verehrten die Erde und den Gott Atis. Atis, oder As-tis, heist nichts anders, als der Oberherr Tis, welchen man auch Pappas, das ist, Herrn und Vater, nennte, weil man ihn als den Vater der Menschen ansahe, die er aus der Erde hervorgebracht habe. Diese Völker hatten übrigens von dem Ursprung des Menschen eine Tradition, die derjenigen, die die alten Einwohner Deutschlands davon hatten, sehr ähnlich war. Die Deutschen lobten in ihren alten Liedern den Tuiston, der aus der Erde hervorgekommen war, und seinen Sohn Mannus, welchen beyden sie den Ursprung und Stiftung ihrer Nation zuschrieben. (Servius ad Æneid. L. VII. v. 762. Apollonii Argonaut. L. I. v. 1125. Harpocration in voce Ατις. Diodor. Sic. L. III. C. 134. Tacit. Germ. Cap. 2.

Nach der Mythologie der Phrygier und Lydier, stammten von dem höchsten Gott und der Erde die Asii ab, das ist, die Untergottheiten; ferner die Atis und Cotis, das ist, die Fürsten; und endlich die Manni, oder welches einerley ist, die Mäonier und Lydier, d. i. die gemeinen Männer und Leute. Man sieht dieses aus vielen Stellen der Alten, die wir unten anführen wollen. Aber man muß dabey bemerken, daß die Griechen, durch deren Hände wir die Ueberlieferungen dieser Völker bekommen haben, diese Nachrichten auf mannichfaltige Art verstellt, und zu manchen Irrthümern Gelegenheit gegeben haben. Erstlich haben sie den Gott Atis und Cotis, mit vielen Fürsten

sten und Priestern, die sich nach diesem Namen genennt haben, verwechselt. Jene führten diesen Namen, weil sie den Dienst ihres Gottes besorgten; diese, weil sie ihr Geschlecht von demselben herleiteten. Zweytens haben sie die Namen vieler Celtischen Völker, als zum Exempel der Lydi und Manni, von einigen alten Königen, die solche oder ähnliche Namen geführt hatten, hergeleitet, und sie, um ihnen ein desto grösseres Ansehen zu geben, Nymphen oder Göttinnen heyrathen lassen; wie wir schon oben bemerkt haben. Diese Herleitungen sind eben so lächerlich, als wenn man im Lateinischen homines und populi, von zween lateinischen Fürsten herleiten wollte, davon der eine Humus, der andere Populus geheissen hätte. Dem sey nun aber, wie ihm wolle, (denn man kan die Wahrheit doch nicht vollkommen aus den Fabeln, in welche sie gehüllet ist, herausbringen) so wird man unter den Celtischen Völkern in Kleinasien, so wie an andern Orten, eine Menge eigener Namen finden, die von Tis oder Teut abstammen. Die Gallogräci, die verschiedene Jahrhunderte nach den Lydiern nach Kleinasien kamen, und selbsten die Lydier hatten zween Stämme, davon der eine die Tectosager, und der andere die Teutobodiaker waren. Da wir schon oben die Ursache dieser Benennung erklärt haben, so brauchen wir uns hier nicht damit aufzuhalten. (Dionys. Halicarn. L. I. p. 21. Herodot. L. I. C. 94. L. IV. C. 45. L. VII. C. 74. Steph. de urbibus p. 194. 415. Eustach. ad Dionys. Perieg. p. 99. Diod. Sic. L. III. 134. Plutarch. Isid. Osir. pag. 360. Athen. L. IV. C. 22. Diod. Sic. L. II. pag. 80. Corn. Nep. in Datame C. 2. Athen. L. IV. C. 10. Pomp. Mela I. C. 6. Plin. hist. Nat. L. V. C. 30. & 32. Plutarch. de flum. Opp. Tom. II. p. 1161. Stobæus Sermon. 242. p. 193. s. oben 1. B. 8. Hauptst.)

Wir haben bereits oben bewiesen, daß die Celten in ihrer Sprache das höchste Wesen, eben so wie die Deutschen in der ihrigen, God oder Gott nennten. Nun ist aber dieses eigentlich ein allgemeiner Ausdruck, welcher so viel anzeigt, als der Gute. Es entstehet also hier die Frage, ob der eigentliche Celtische Name der Gottheit, Tis oder Teut, bey den Persern eben so üblich gewesen sey, als bey andern Celtischen Völkern. Wenn man die Wahrheit gestehen soll, so hat man bisher noch nichts gefunden, wodurch man diese Frage auf eine befriedigende Art entscheiden könnte. Alles, was man bisher erhalten hat, sind blose Vermuthungen. Wenn Herodot sagt, daß die Königin Amestris vierzehen junge Persische Herrn lebendig habe begraben lassen, um dem Gott, den man unter die Erde setzt, dadurch ein Dankopfer zu bringen; so ist es offenbar, daß er den Atis der Phrygier, und vielleicht auch der Perser, mit dem Ades oder Pluto der Griechen verwechselt habe. Wir werden gleich einen ähnlichen Irrthum, worein die Römer gefallen waren, entdeckten. (s. oben 1. Buch 15. Hauptst. Herodot. VII. C. 114.)

Wir kommen wieder zurück nach Europa. Diejenigen Völker, die auf der Nordseite der Donau wohnten, und die man insgemein mit dem allgemeinen Namen der Scythen benennt, sind den Alten wenig bekannt gewesen. Dem ohngeachtet weiß man, daß die Scythen den höchsten Gott den Namen Tay, oder Tau beygelegt haben. Aus einer Stelle des Theophylactus Simocatta ergiebt sich, daß die Türken das Feuer, die Luft und das Wasser verehrten; daß sie der Erde zu Ehren Loblieder sangen, aber daß sie niemanden im eigentlichen Verstand anbeteten und Gott nennten,

ten, als denjenigen, der Himmel und Erde gemacht hat. In dem folgenden Hauptstück bemerkt eben dieser Schrifftsteller, daß der oberste Befehlshaber der Stadt Taugas, Tayson geheisen habe; welcher Name in der Scythischen Sprache so viel als Gottessohn heisse. Daraus ist offenbar, daß Tay der Name eben desjenigen Gottes gewesen sey, der Himmel und Erde erschaffen hat. Die Türkischen Fürsten führten also den Namen Tayson, ohne Zweifel deswegen, um dadurch anzuzeigen, daß sie ihren Ursprung von diesem Gott herleiteten, und die Türken hatten aus keiner andern Ursache eine so tiefe Ehrerbietung für die Erde, als weil sie sie als die Mutter aller lebendigen Geschöpfe ansahen. Diese Ideen passen vollkommen auf dasjenige, was Herodot von dem Jupiter der Scythen und Perser sagt: „Die Scythen hielten die Erde für die Frau des Jupiters. Sie gaben ihm eben den Titel, den die Phrygier, die von den Scythen abstammten, ihren Ates gaben. Sie nennten ihn Papäus. Unter dem Jupiter verstunden die Perser nichts anders, als das grosse Gewölbe des Himmels, das ist, die Seele der Welt, die alle übrige Cörper und Theile derselben umgiebt, und durchdringt.“ So entscheidend die Erklärung des Herodots ist, so hat sie doch ihre grosse Schwierigkeiten. Wir haben schon einige angeführt, und die übrigen wollen wir auf das folgende Hauptstück versparen. (Theophyl. Simoc. L. VII. C. 8. & 9. Herodot. IV. 59.)

Diejenige Halbinsel, die die Alten das Cimerische Chersones, und die neuern die Criminische Tartarey, oder die Crimm nennen, wurde von den ältesten Bewohnern des Landes Taurich, das ist, das Reich des Tau (Chersonesus Taurica) genennt,

nennt, und viele Fürsten dieses Volks hatten, wie bey andern Celtischen Völkern, den Namen Cotis und Botis. Ich bin auch sehr geneigt zu glauben, daß der König Targitaus, von dem die Scythen nach der Erzählung des Herodots ihr Geschlecht herleiteten, eben der Gott sey, von dem wir hier reden, und soll eigentlich so viel seyn als Tar-Gith-Taus, oder der gute Taus. Doch das ist nur eine zufällige Vermuthung. (Arrian. peripl. p. 130. Herod. IV. 5.

Nun sind nur noch die alten Einwohner von Italien und Griechenland übrig, von denen wir noch reden müssen. Ehe noch fremde Colonien nach Italien kamen, so beteten die Aborigines, die in der Folge der Zeit Römer genennt wurden, den Vater Dis an; diesem brachten sie nach der Gewohnheit aller anderer Celtischen Völker Menschenopfer. Diese Völker hatten besonders ein grosses Fest, welches sie zu Anfang des Frühlings feyerten, wobey sie die Gewohnheit hatten dreysig Männer, die sechzig Jahr alt waren, in die Tiber zu stürzen. Die lateinischen Schriftsteller versichern uns, daß Hercules diese barbarische Gewohnheit abgeschafft habe, damit er aber die Gemüther, die an diesem alten Aberglauben so gar stark hiengen, nicht so sehr erbittern möchte, so habe er dieses Opfer nur unter einem gewissen Sinnbild beybehalten: man habe alle Jahr dreysig Männer von Stroh in die Tiber geworfen. Servius in seinen Anmerkungen über den Virgil bemerkt, daß die Hetrusker den Gott der Römer Mantus genennt hätten. Man bedeutete in der alten Italiänischen und deutschen Sprache so viel als, gut, stark, tapfer. So heist also Mantus, nichts anders als der

gute,

gute, der mächtige Tus. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieses auch der wahre Ursprung des Namens der Tusker, den die Einwohner von Florenz in den ältesten Zeiten geführt haben. (Servius ad Virg. Georg. I. v. 43. ad Æenid. X. v. 199. Pompon. Fest. p. 143. 312. Varro de lingua latina L. V. p. 4. L. VI. p. 75. & in fragm. Satyr. Menip. p. 279. Dionys. Halic. L. I. c. 4. s. oben 1. Buch 10. Hauptstück.)

Uebrigens muß man nicht, wie es oft geschehen ist, den Dis der Aboriginer, und den Tus der Hetrusker, mit dem Ades, oder dem Pluto der neuern Griechen verwechseln. Der Pluto der Griechen war der Gott des Todes und der Hölle, der Dis aber, oder Tis, war der höchste Gott, der den Menschen gemacht hatte. Man nennte ihn deswegen den Vater Dis, oder Ditis, weil man ihn als den Vater und Schöpfer des menschlichen Geschlechts ansahe. Pluto im Gegentheil, der Bruder des Jupiters und des Neptuns, war gewiß den ersten Einwohnern von Italien gänzlich unbekannt. Die Hercules, das ist, die griechische Fürsten, welche Colonien in dieses Land geführt hatten, gaben sich alle Mühe den Dienst dieser griechischen Gottheit einzuführen. Um desto leichter zu ihrem Zweck zu gelangen, verfolgten und zerstörten sie, so viel als sie konnten, die Religion der Titanen, das ist, der Verehrer des Tis. Es scheint, daß Cicero selbst den Dis der alten Römer nicht für den Gott der Hölle gehalten habe. Er glaubt vielmehr, „daß unter dem Vater Dis nichts anders verstanden werde, als die Krafft der Erde, woraus alles hervorkommt, und auch wieder dahin zurückkehrt.“ Die Celten hatten beynahe eben diese

Ideen,

Ideen; sie sahen den Dis als die Seele der Erde und der ganzen Welt an. Indessen ist es gar kein Wunder, daß viele berühmte alte Schrifftsteller, den so merklichen Unterschied nicht entdeckt, und den Dis der alten Celten mit dem Ades der neuern Griechen verwechselt haben. Zwey Umstände haben sie leicht verwirrt machen können. Erstlich die Aenlichkeit zwischen den Namen Dis und Ades; zweytens die Aenlichkeit des Gottesdienstes, den man beyden leistete. Die Celten brachten ihren Göttern Menschenopfer; sie glaubten sie dadurch zu versöhnen, und sich vom Tode zu erretten, wenn sie Menschen lebendig begruben, oder ersäuften; ihre vornehmsten gottesdienstlichen Versammlungen wurden des Nachts gehalten. Dem Pluto opferten die Griechen gleichfalls Menschenopfer; sie stürzten Menschen von Felsen herab, oder ersäuften sie, um den Gott des Todes und der Hölle zu versöhnen; die den unterirrdischen Gottheiten geweihete Opfer wurden ordentlicher weise des Nachts gebracht. Mehr Aenlichkeiten brauchte man nicht, um zu glauben, daß der Dis der Aboriginer, der Pluto der neuern Griechen sey. Aus ähnlichen Gründen schloß Julius Cäsar, daß der Teutates der Gallier und der Pluto der Griechen einerley Gottheit sey; und aus noch schlechtern Gründen muthmasete Plutarch, einer der gelehrtesten und sinnreichsten Schrifftsteller, daß die Juden die Gottheit des Bacchus verehrt hätten, weil die Lustbarkeiten, die sie bey Gelegenheiten des Festes der Lauberhütten hatten, mit den Bacchanalien der Griechen einige Aenlichkeit hatten. (Cic. de Nat. Deor. L. II. c. 66. Plutarch. sympos. L. IV. quaest. 5.)

Da

Da die alten Einwohner von Italien den Gott Tis oder Teut anbeteten; so darf man sich ganz und gar nicht wundern, daß man hier eben so, wie in dem ganzen übrigen Europa, Teutonen antraf, und daß man das Schlachtfeld, wo die Titanen von den Göttern überwunden worden waren, in die Nachbarschaft des Berges Vesuv setzte. Die Griechen, die in das Königreich Neapel eingedrungen waren, hatten daselbst ihre Absicht erreicht, und ihre Religion daselbst eingeführt und ausgebreitet; ehe sie aber so weit kamen, hatten sie vielen Widerspruch und hefftige Streitigkeiten mit den Einwohnern des Landes, dermassen, daß es oft zu einem offenbaren Krieg kam. Und nunmehr läst sich die Erdichtung der Poeten ganz natürlich erklären. (Servius ad Virg. Æneid. X. v. 179. ad L. III. v. 578. Aristot. de mirab. aud. p. 707. s. oben 1. B. 8. Hauptst.)

Wir machen den Beschluß dieser Untersuchung mit den Griechen. In dem Herodot findet man einige merkwürdige Stellen über die Religion der Griechen. Er sagt zum Exempel, „daß die Benennung der meisten Gottheiten (er redet aber von denen, deren Dienst zu seiner Zeit unter den Griechen üblich gewesen war,) aus Aegypten nach Griechenland gekommen wäre; und setzt noch hinzu, daß die Pelasgen, die die ältesten Einwohner dieses Landes gewesen wären, den Göttern weder Namen noch Beynamen gegeben hätten. Sie hätten sie blos Götter, Θεȣς, genennt, weil sie alles gesetzt, und mit einer Ordnung eingerichtet hätten, (Θειναι.) Dieses will nun ganz und gar nicht sagen, daß die alten Pelasger Gottesleugner gewesen wären. Nein. Der

Schrifftsteller hatte kurz vorher angemerkt, daß die Pelasger den Göttern Opfer gebracht hätten, wovon das wesentlichste Stück in den Gebetern, womit sie begleitet gewesen wären, bestanden hätte. Er will also weiter nichts sagen, als daß die Pelasger, anstatt sich des Namens, Jupiter, Juno, Neptun, Bacchus, und anderer Beynamen, die man diesen Gottheiten gab, und die ihnen gänzlich unbekannt gewesen waren, zu bedienen, sie nur schlechtweg Götter genennt hätten. Herodot nimmt also an, daß das Wort Θεος, Theos, von den Pelasgern herkomme, aber er leitet solches aus der griechischen Sprache her, die zu seiner Zeit die übliche war. Diese Sprache aber hatte sich erst nach der Vertreibung der Pelasger gebildet. Andere leiten das Wort Theos noch von andern griechischen Wörtern her, nemlich von Θεω, Theo, ich laufe, andere von Θεαομαι, Theaomai, ich betrachte; noch andere sagen, daß das Wort Zevs, oder Devs, wodurch Jupiter bezeichnet wird, von dem Wort δευω, devo, ich befeuchte, herkomme. Man hat gar nicht nöthig, sich um diese Ableitungen viele Mühe zu geben, die allem Anschein nach, alle mit einander falsch sind. Denn die verschiedene Namen, Zevs, Devs, Theos, sind offenbar nichts anders, als eine Verdrehung des Namens, Teut oder Tis, und die Anmerkung, welche Paulus Diaconus gemacht hat, daß der Mercur der Deutschen bis nach Griechenland verehrt worden sey, ist vollkommen gegründet. Daher kommt es, daß man auch in Griechenland, wie in dem ganzen übrigen Europa, Titanen und Fürsten findet, die ihren Namen vom Teut herleiten. Die Gewohnheit der Thracier, ihren Fürsten den Namen

men desjenigen Gottes beyzulegen, von dem sie abzustammen glaubten, erstreckte sich in den ältesten Zeiten bis nach Griechenland. Man behauptet sogar, daß dies eine von den Ursachen der groben Abgötterey gewesen sey, worein diese Völker in der Folge der Zeit gefallen waren. Da sie den Menschen göttliche Namen beylegten, so gewöhnten sie sich nach und nach, ihnen auch göttliche Ehre zu erweisen. (Herodot. II. 50. & 52. Suidas Tom. III. p. 479. Isidor. Orig. L. IX. c. 2. Pezron. l. c. 133. Tzetzes ad Lycophron. p. 13. 123. s. oben 1. B. 14. Hauptst.)

Hier wird es nicht undienlich seyn, eine hieher gehörige Anmerkung beyzubringen, woraus man zugleich sehen kan, wie leicht und wie weit die Griechen in Absicht auf fremde Gottheiten zu betriegen waren. Die alte Religion der Pelasger war bereits durch die Niederlage der Titanen aus Griechenland verbannt. Viele Jahrhunderte hernach, zu den Zeiten des Aeschylus und Aristophanes brachten einige Griechen, die sich eine Zeitlang in Thracien aufgehalten hatten, den Dienst des Gottes Cotys mit zurück. Sie fanden zu Athen und Corinth einige Anhänger, und ehe man sich es versahe, so wurde der Dienst allgemein. Diese Religionsversammlungen wurden bey Nacht gehalten, und man begieng dabey im Trunk die gröbsten Ausschweifungen, die andere lasterhafte Dinge nach sich zogen. Der Tanz des Cotys war eine Nachahmung des Dienstes der Bacchantinnen. Und nun war man gleich fertig, den Cotys nicht nur in eine Göttin umzuschaffen, sondern man machte auch eine andere Venus daraus, der die Unreinigkeiten und alle Art venerischer Ausschweifungen

 fungen

fungen, als ein Dienst geweihet wurden. Deswegen drang Aristophanes mit allem Ernst darauf, daß dieser Dienst aus allen gesitteten Städten verbannet werden sollte. (Strabo L. X. p. 470. Suidas Tom. II. p. 197. & 357. Juvenal. Satyr. II. v. 91. Horat. Epad. XVIII. v. 4. Cicero de legib. L. II. c. 37.)

Ich glaube nunmehr hinlänglich bewiesen zu haben, daß alle Europäische Völker ehemals den höchsten Gott unter dem Namen Teut verehrt haben. Ehe wir weiter gehen, wollen wir noch vorher die Gründe untersuchen, warum die meisten alten Schriftsteller den Teut der Celten für den Mercur der Griechen und Römer halten. Zwey Gründe fallen davon ganz deutlich in die Augen.

Erstlich, diejenigen Celten, die sich einen beständigen Wohnsitz in einem Lande, wo keine Wälder waren, aufgeschlagen hatten, hielten ihre bürgerliche und gottesdienstliche Versammlungen nicht in dem Ort, wo sie wohnten, sondern draussen vor ihren Dörfern, nahe bey der Landstrase, oder auf einem Hügel, wenn einer in der Nähe anzutreffen war. Wenn wir unten von den Tempeln, oder vielmehr, von den heiligen Orten, die die Celten ihren Göttern weiheten, reden werden, so werden wir es umständlich beweisen. Wir begnügen uns hier nur eine Anmerkung über eine Stelle des Herodots zu machen. Wenn dieser Schrifftsteller den Zug beschreibt, den das Kriegsheer des Xerxes machte, so sagt er: „Nachdem „die Celten in dem Lande der Edonier angekom„men waren, und hörten, daß der Ort, wo sie „sich gelagert hatten, die neun Wege, genennt „wurde,

„ wurde, so begruben sie daselbst neun Jünglin„ge und eben so viel junge Mägdchen lebendig.“ Dieser Ort war allem Anschein nach ein solcher heiliger Versammlungsort, wo die Einwohner von neun verschiedenen Dörfern, oder Gauen, zusammen zu kommen, und das Fest des Cotys zu feyern pflegten. Der Zusatz, den Herodot dabey macht, beweist es deutlich: „Die Thracier bearbeiten und „ besäen noch bis auf diesen Tag den Weg nicht, „ den Xerxes mit seinem Heer genommen hat, „ sondern haben eine grosse Ehrfurcht für densel„ben.“ (Herodot. K. VII. C. 114.

Man entdeckt hier die beynahe bis zur Narrheit übertriebene Gewissenhaftigkeit der Celten, die wir auch schon bey andern Gelegenheiten bemerkt haben. Sie bearbeiteten die Erde an Orten, die den Göttern geheiligt war, deswegen nicht, weil sie befürchteten, sie möchten die Würkungen derjenigen Gottheit, die daselbst wohnte, stören. Sie trugen deswegen an solchen Orten, wo sie ihre gottesdienstliche Zusammenkünfte zu halten pflegten, grosse Steinhaufen zusammen. Sie brauchten diese Vorsicht, nicht allein, um den Reisenden hiedurch zu erkennen zu geben, daß hier ein Mallus, oder ein Heiligthum sey, sondern auch zu verhindern, daß kein Wagen darüber fahren, noch eine gottlose Hand die Erde umwühlen möchte, damit die Gottheit, die in einer solchen ungebauten Erde ihre Wohnung habe, nicht gehindert werden möge, ihre Orakel zu geben. In verschiedenen Gegenden von Deutschland und England trifft man noch heut zu Tage dergleichen Steinhaufen an, wovon Keyßler einige in seinem gelehrten Werk über diese Materie beschrieben hat; und es ist sehr zu vermuthen, daß auch in Frank-

reich dergleichen angetroffen werden. Kostrenen macht in seinem Celtisch-Französischen Wörterbuch, unter dem Artickel Fee folgende Beschreibung: „Feen- oder Opfer-Orte, werden gewisse „aufgerichtete Steine genennt, die oben mit ebe„nen Steinen bedeckt sind; es werden ihrer in „Bretagne sehr viele angetroffen, und die Hei„den sollen ehemals ihre Opfer darauf gebracht „haben.“ Strabo versichert auf die Aussage des Artemidors, der selbsten an dem Ort gewesen war, daß man auch solche Steinhaufen in Spanien finde, und wenn man dem Quintus Curtius glauben darf, so fand sie Alexander bis nach Scythien. (Strabo L. III. p. 138. 154. Herodot L. VII. c. 114. Keysler antiq. select. sept. p. 189. Curtius L. VII. c. 9.)

Die Griechen hatten einige ähnliche Anordnungen. Sie richteten auf Hügeln, und längs den Landstrasen hin, grosse Haufen Steine auf, die dem Mercur, dem Schutzgott der Reisenden, geheiligt waren; diesem schrieb man besonders die Herrschaft über die Landstrasen zu. Sie hatten auch die Gewohnheit viereckigt gehauene Steine, die unter dem besondern Schutz des Mercurs stunden, auf den Wegen aufzurichten; sie dienten so wohl, um die Weite der Orte von einander, als auch die Namen der Städte, wohin der Weg führte, anzuzeigen. Man sahe auch dergleichen Steinseulen, die die Griechen Hermes nennten, an den Eingängen der Tempel, ja so gar der Privathäusser.

Vielleicht stammten diese Gewohnheiten gröstentheils von den Pelasgen ab, die, wie wir oben bewiesen haben, ein Scythisches oder Celtisches

Volk

Volk waren. Darinnen stimmen alle alte Nachrichten mit einander überein, daß die ersten Einwohner von Griechenland ihre Opfer auf Bergen gebracht, und anstatt der Götzenbilder und Statuen, ihren Göttern blos rohe Steine geheiligt haben. Selbst der Name, Hermes, den die Griechen dem Mercur gaben, stammt vielleicht aus der Celtischen Sprache ab, worinnen die Worte, Heer, Heerstrase, Heer-Mann, (Krieger,) Heerberge, Heerbann, (Zusammenrufung des Kriegsheers) vorkommen, deren Bedeutung aus der deutschen Sprache bekannt ist. Nach dieser Abstammung wäre das Wort Hermes, aus Heer, und messen zusammen gesetzt, und bedeutete also Steine, die dazu gesetzt wären, um den Heer-weg, oder Heerstrase, abzumessen. (Suidas. Vossius de orig. & progr. indolol. L. II. c. 32. Selden de Diis Syriis, synt. II. c. 15. La Martiniere, diction. geograph. unter dem Wort: Mercure. Corn. Nep. Alcib. c. 3. Plutarch. in Alcib. c. 20. Maxim. Tyr. diss. 3. 8. p. 451. Pausan. L. VII. p. 579.)

Man kan diese etymologische Untersuchungen auf ihren Werth und Unwerth beruhen lassen; so viel zeigen aber doch wenigstens die Stellen, die wir angeführt haben, wie es möglich gewesen sey, daß so viele berühmte Schrifftsteller auf den Gedanken haben gerathen können, den Teut der Celten mit dem Mercur der Griechen und Römer für einerley zu halten. Die Griechen und Römer fanden in ihrem Lande eine unendliche Menge Steinhaufen, die dem Mercur geheiligt waren; sie fanden dergleichen Steinmassen auch in allen Celtischen Ländern; sie trugen also nicht das geringste Bedenken, zu glauben,

Mercur werde gleichfalls von allen Celtischen Völkern verehrt. Die Gallier gaben noch mehr Gelegenheit, zu solchen Vermuthungen. Sie selbsten gestunden ein, daß ihr Teut der Wegweiser und Beschützer der Reisenden sey; ihre heiligen Orte, die zugleich das Recht der Freystätte hatten, waren ausser den Thoren der Städte und Dörfer, längs an den Landstrassen hin. Auf ihren Wegen hatten nicht nur die Einwohner des Landes, die die Heiligthümer besuchten, sondern auch alle fremde Reisende vollkommene Sicherheit. Man begleitete sie mit aller Vorsicht von einem Ort zum andern, damit ihnen auf der Reise nichts unangenehmes wiederfahren möge. Dieses ist, so viel man urtheilen kan, die erste und Hauptursache, warum man den Teut der Celten mit dem Mercur der Griechen und Römer insgemein verwechselt hat.

Zu diesen fügen wir noch eine andere Ursache, die wir aber nur kürzlich berühren wollen, hinzu. Unter den verschiedenen Mercuren, die in der heidnischen Mythologie vorkommen, ist auch einer, den man den himmlischen zu nennen pflegte, und den man gleichsam als die Seele der Welt ansahe. Wir werden jetzo gleich sehen, daß dieses gerade eben die Idee war, die die Celten von ihrem Teut hatten. (Ammian. Marcell. L. XVI. p. 115. s. oben 2. Buch, 6. Hauptst.)

Es giebt indessen viele Schrifftsteller, die ganz anderer Meynung sind, und den Teut der Celten nicht für den Mercur, sondern für den Saturn der Alten halten. Dionys von Halicarnaß erzählt, „da die Pelasger aus ihrem Va„terlande, das ist, aus Griechenland wären ver„trie-

„ trieben worden, und nicht gewust hätten, wo
„ sie sich hinwenden sollten, so hätten sie das O-
„ rakel von Dodona um Rath gefragt, und zur
„ Antwort erhalten, sie sollten nach Italien ge-
„ gehen, sich in dem Land der Aboriginer nieder-
„ lassen, dem Apollo den Zehenten von ihren Früch-
„ ten schicken, und zugleich dem Pluto Menschen-
„ Köpfe, seinem Vater aber den übrigen Cörper
„ derselben opfern.“ (Dionys. Halic. L. I. pag. 16. Macrob. Saturn. L. I. C. 7.)

Man siehet leicht ein, worauf die Absicht dieses Orakels gerichtet gewesen. Es wurde denen Griechen, die nach Italien gehen würden, befohlen, auf der einen Seite den Dienst des Apollo nicht zu unterlassen, auf der andern aber, sich dadurch der Religion der Aboriginer zu nähern, daß sie den Göttern des Landes, worunter man den Pluto, und seinen Vater Saturn rechnete, Menschenopfer brächten. Man siehet aber aus eben dieser Erzählung die grobe Unwissenheit desjenigen Betrügers, der dieses Orakel erdichtet hatte. Ein Grieche, welcher vom Hörensagen wuste, daß die Aboriginer dem Vater Dis Menschenopfer brächten, bildete sich ein, daß dieses zwey verschiedene Gottheiten wären, und glaubte, Dis wäre der Ades oder Pluto der Griechen, und der Vater, wäre Saturn, der Vater des Pluto.

Um nun wieder auf den Dionys von Halicarnaß zu kommen, so steht er in den Gedanken, als wenn Saturn nicht allein von den alten Einwohnern Italiens, sondern so gar von allen Celtischen Völkern wäre verehrt worden. Er sagt: „Ehe Hercules nach Italien gekommen

„war, war der Hügel, auf welchem in der fol-
„genden Zeit das Capitol erbauet wurde, dem
„Saturn geheiligt, und wurde auch nach seinem
„Namen benennt. Ja das ganze Land, wel-
„ches man heut zu Tage Italien nennt, war da-
„mals diesem Gott geheiligt. Die Einwohner
„desselben nennten es Saturnia. Dieses sieht
„man ganz deutlich in einigen Gedichten der Si-
„billen, und in andern alten Werken, wo dieser
„Name vorkommt. Es giebt noch sehr viele
„Orte, welche noch heut zu Tage den Namen des
„Saturn führen, und überhaupt Felsen und Ber-
„ge. Man behauptet auch, daß die alten Ein-
„wohner von Italien die Gewohnheit gehabt
„hätten, dem Saturn Menschenopfer zu bringen,
„welche Gewohnheit man auch zu Carthago, so
„lang als diese Stadt gestanden war, beobach-
„tete, und die noch heut zu Tage in Gallien und
„andern Abendländern üblich ist. Da Hercu-
„les diese abscheulichen Opfer abschaffen wollte,
„so bauete er auf einem Hügel des Saturns ei-
„nen Altar, und lehrte die Völker andere recht-
„mäßige Opfer zu bringen, und mit Feuer zu ver-
„brennen. Um ihnen nun aus ihren Gemü-
„thern allen Zweifel zu benehmen, und sie zugleich
„zu verhindern, daß sie nicht wieder in eine Kalt-
„sinnigkeit gegen die neue Religion zurückfallen,
„und die neuen Religionsgebräuche verabsäumen
„möchten; so hielte er es für sehr dienlich, ein
„Bild dieses alten Aberglaubens bey zu behalten:
„er befahl, daß man, um den Zorn des Saturns
„zu besänftigen, dreyßig Männer von Stroh ma-
„chen, und sie, anstatt der dreyßig alten Männer,
„die man bisher mit gebundenen Händen und Füs-
„sen von einer Anhöhe herabgestürzet hatte, in
„die Tiber werfen sollte. Die Römer haben
„noch

„noch bis jetzo die Gewohnheit, und begehen diese „Ceremonie im Frühling, den funfzehenten May, „wenn der Mond, wie sie sagen, zu seiner halben „Grösse gekommen ist, und den Monath in zween „gleiche Theile theilt. An diesem Tage begeben „sich die obersten und gemeinen Priester, die Ve„stalische Jungfrauen, und übrige Bürger, die „das Recht haben, bey dieser Ceremonie zu erschei„nen, auf eine heilige Brücke, nachdem sie vorher „die gewöhnlichen Opfer gebracht haben, und stür„zen diese dreyßig Stroh-Männer, die man Ar„geos nennt, in die Tiber.“ Man nennte diese Strohmänner auch Casnares, welches in der alten Sprache der Osker, alt, bedeutete. (Dionys. Halic. L. I. cap. 4. p. 27. 30. Livius L. I. c. 21. Varro de lingua latina L. VI. p. 72.)

Wir haben nicht nöthig hier noch einmal zu beweisen, daß dieser Saturn der Vater Dis der Aboroginer sey; wir haben oben schon gezeigt, daß die alten Einwohner in der Gegend von Rom diesem Dis alle Jahre dreyßig alte Leute geopfert haben. Eben diesem Dis waren die Hügel und Felsen geheiligt, weil die Aboriginer eben so, wie die andere Scythischen und Celtischen Völker, ordentlicher Weise die Anhöhen zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen erwählt haben. Servius merkt insonderheit an, daß man vor Alters dem Vater Dis auf dem Berg Soracte Opfer gebracht habe, und dieser Berg sey nachher dem Apollo geheiligt worden; er fügt noch hinzu, daß der Vater Dis den Zunamen Soranus bekommen habe. Σωρος, Soros, heist im Griechischen ein Haufe. Die Ursache dieser Benennung ist klar. Die Griechen gaben dem Dis diesen Namen, weil sie an dem Ort, wo er angebetet wurde, nichts

sahen,

sahen, als einen Haufen Steine; eben diese erdichteten die Gedichte der Sibillen und die übrigen Orakel, von denen Dionys von Halicarnaß Meldung thut, und gaben, wie wir schon bemerkt haben, dem Dis der Aboriginer den Namen Saturn, weil sie ihn für den Vater ihres Ades, oder Plutons, hielten. (Servius ad Æneid. L. XI. v. 785.)

Indessen darf man nicht glauben, als wenn alle Römer der Meynung des Dionys von Halicarnaß gewesen wären. Einige hielten zwar den Dis der Aboriginer für den Pluto; man findet aber auch in einem alten Römischen Calender, den Heinsius bey seinem Ovid herausgegeben hat, daß man auf den funfzehenten May dreysig Strohmänner in die Tiber geworfen habe, und daß das Fest selbst dem Mercur geheiligt gewesen sey. Dionys von Halicarnaß glaubt auch, daß die Gallier und andere abendländische Völker eben diesen Mercur Menschen geopfert hätten, und er hat auch Gründe für seine Meynung. Er konnte sich auf den Ausspruch des Cicero berufen, welcher ausdrücklich behauptet, daß man dem Saturn in allen Abendländern Gottesdienst erwiesen hätte; auch auf den Varro, der nach dem Bericht des heiligen Augustins bezeugt, daß die Carthaginenser dem Saturn junge Leute, die Gallier aber alte geopfert hätten. Man sieht auch aus einer Stelle des Suidas daß die Einwohner der Insel Sardinien dem Saturn ihre besten Gefangenen, und diejenigen alten Leute, welche über sechzig Jahre hinaus waren, geopfert haben. Endlich liest man auch beym Diogenes Laertius, daß Pythagoras einen Sclaven mit Namen Zalmoxis gehabt habe, dem die Geten Menschen geopfert hätten, indem sie geglaubt hätten, wie es Herodot erzählt, daß

dieses

dieses selbst der Saturn sey. Es sind in diesen Worten viele Irrthümer. Wir führen sie nur blos in der Absicht an, um nach der Meinung der Griechen zu zeigen, daß die Geten dem Saturn Menschen geopfert haben. (Cic. de Nat. Deor. L. III. C. 44. Augustin. de civit. Dei L. VII. c. 19. Suidas in Sardonius risus Tom. III. p. 287. Diogen. Laert. L. VII. c. 2.)

Diejenigen Schrifftsteller, die von der Religion der Gallier und anderer Europäischen Völker geredet haben, sind also sehr verschiedener Meinung. Einige sagen, daß Mercur der höchste Gott der Gallier sey, und daß sie diesem ihre alten Leute geopfert hätten; andere behaupten, daß sie dem Teutates diesen unmenschlichen und barbarischen Dienst geleistet hätten. Auf der einen Seite giebt man vor, daß man in Gallien dem Saturn diese abscheulichen Opfer gebracht habe; Diogenes Laertius glaubt, daß die Geten dem Saturn Menschenopfer geheiligt hätten. Jornandes im Gegentheil behauptet, daß dem Mars dieses Opfer gebracht worden sey.

So widersprechend nun alle diese Nachrichten sind; so können sie doch leicht erklärt, und mit einander vereinigt werden. Es ist einmal ausgemacht, daß Teut der höchste Gott der Gallier und aller andern Europäischen Völker war; sie waren auch alle mit einander darinnen einstimmig, daß sie ihm die vortrefflichsten Opfer unter allen, die sie wusten, brachten. Nun haben wir bereits gesehen, daß die meisten Fremden diesen Teut für den Mercur gehalten haben, und auch die Ursachen von dieser Meynung angeführt. Andere haben den Teut der Celten für den Mars der

Grie-

Griechen gehalten. Wir werden in dem folgenden Hauptstück sehen, worauf man diese Meinung gegründet habe. Noch andere haben den Teut für den Saturn gehalten; und wirklich hat Saturn mit den Celtischen Göttern viele Aenlichkeit. Man brachte dem einem wie dem andern Menschen-Opfer, nur mit dem einzigen Unterschied, daß die Phönicier junge Personen zu diesem Opfer wählten, da im Gegentheil die Celten alte Leute dazu nahmen. Saturn war der Vater der übrigen Götter, der Mann der Rhea, oder der Ops, d. i. der Erde. Die Scythen und Celten sagten eben dieses von ihrem Teut. Endlich, was das merkwürdigste dabey ist, sagten die Römer, das ihr Saturn die Seele der Welt, und derjenige Geist sey, der die ganze Natur durchdringe und belebe. Und gerade diesen Begriff hatten auch die Celten von ihrem höchsten Gott.

Endlich hat es auch Schriftsteller gegeben, die dem Teut der Scythen und Celten den Namen Jupiter gegeben haben. Im Grund betrachtet, kommen diese der Wahrheit am nächsten, vorausgesetzt, daß sie unter dem Jupiter nicht den Sohn des Saturns, sondern das erste Grundwesen, den Vater der Menschen und Götter, verstehen. Wenn daher Herodot sagt, daß die Scythen den Jupiter und die Erde verehrt hätten, daß sie die Erde als die Frau des Jupiters angesehen, und den Jupiter Pappäus, oder Vater, genennt hätten; so sieht man ganz deutlich, daß dieser Jupiter nichts anders, als der Gott Tai, oder Teut seyn konnte, den die Scythen den Vater der Menschen nennten. Vielleicht muß man den Jupiter der Perser eben so erklären, worunter sie, ihrer eignen Erklärung zu Folge, das

ganze Gewölbe des Himmels, das ist, die Seele der Welt, verstehen, die alles durchdringe, belebe, und die Theile der Materie in Ordnung bringe, und regiere.

Demohngeachtet aber ist dasjenige, was Herodot von dem Jupiter der Scythen sagt, noch vielen Schwierigkeiten unterworfen. Er unterscheidet ihn nicht nur von ihrem Mars, sondern behauptet auch, daß dieser Jupiter eine dem Mars untergeordnete Gottheit sey. „Nur allein dem „Mars, (sagt er,) ist es erlaubt, Bildnisse, Altäre und Tempel zu weihen." Herodot irrt sich, und unterscheidet den Jupiter der Scythen, nicht richtig von ihrem Mars. Wir werden in dem folgenden Hauptstück die Gründe anführen, worauf sich diese Meinung stützt. Herodot selbst, läßt den König der Scythen, den Indathyrsus, auf eine solche Art reden, die deutlich genug zu erkennen giebt, daß dieser Fürst den Jupiter, als die höchste Gottheit ansahe. Darius hatte an ihn geschrieben, und ihn ermahnt, sich dem König in Persien als Vasall zu unterwerfen. Indathyrsus antwortete ihm: „Ich „erkenne niemand für meinen Oberherrn als „den Jupiter, von welchem ich abstamme, und „den Königlichen Thron der Scythen." Wir haben oben eine Stelle aus dem Dionys von Halicarnaß angeführt, vermöge deren nach der Mythologie der Lydier, Masnes, ihr erster König, ein Sohn des Jupiters und der Erde war. Es ist offenbar, daß die Griechen den Namen des Jupiters hier an die Stelle des Tis, oder des Attis gesetzt haben. Masnes, oder Mannus, ist der erste Mensch, der nach der Erzählung der Lydier ein Sohn der Erde und des Gottes

tes Atis war. Eben so, wenn Maximus von Tyrus sagt, daß unter den Galliern das Sinnbild des Jupiters eine grosse Eiche sey, so muß man unter diesem Jupiter niemand anders, als den Teutates, den höchsten Gott der Gallier, verstehen.

Nichts desto weniger aber hat man auch den Namen Jupiter einer Untergottheit gegeben, die nach der Theologie der Celten die Herrschaft über den Himmel, das ist, über die mittlere Gegend der Luft, hatte. Von diesem muß man die Stelle des Julius Cäsars erklären, wenn er sagt, „daß die Gallier vorzüglich den Mercur, „und nach diesem, den Apollo, Mars, Jupiter, „und die Minerva anbeteten" Jupiter hatte die Regierung des Himmels, das ist, ihm war die Einrichtung der Atmosphäre anvertrauet, und in Rücksicht dessen, hatte er den Stürmen und Winden zu befehlen. Vielleicht ist er eben derjenige Gott, den Lucan Taranis nennt, der Donnergott. Wir werden am Ende dieses Hauptstücks sehen, daß die Celten sehr zweifelhaft waren, wem sie die Macht die Donnerkeile zu werfen, zuschreiben sollten, dem höchsten Gott, oder einer Untergottheit. (Cæsar B. G. VI. 17. Lucan. I. 444.)

Dem sey nun wie ihm wolle, so haben wir oben gezeigt, daß die Celten den Winden und der Luft eine Art einer gottesdienstlichen Verehrung erwiesen haben. Es ist daher sehr leicht zu begreifen, wie man verschiedenen Gottheiten den Namen Jupiter, der doch unter den Celtischen Völkern selbst völlig unbekannt war, habe beylegen können. Da die auswärtigen Völker

sahen, daß die Celten einen höchsten Gott anbeteten, so gaben sie ihm den Namen Jupiter. Und dies war ganz natürlich. Andere bemerkten, daß eben diese Völker die Luft, das ist, ein geistiges Wesen, welches über die Winde, Stürme und alle andere Veränderungen der Luft regierte, anbeteten; so gaben sie auch diesem den Namen Jupiter. Es war fast unvermeidlich, daß die Römer, die, anstatt die Religion der Celten genau zu kennen, den Kopf mit ihrer eigenen Mythologie angefüllt hatten, sich in diesem Punkt nicht leicht hätten betriegen sollen, und eben dadurch, daß sie sich geirrt, und unter dem Namen Jupiter so wohl den Gott Teut, als auch eine Untergottheit, die in der Luft wohnt, verstanden haben, ist es nicht möglich genau zu bestimmen, wer denn der Jupiter der Perser gewesen sey. „Sie benennten mit diesem Namen, sagt Herodot, das ganze Gewölb des Himmels." Man kan natürlicher Weise darunter das höchste Wesen verstehen, welches die ganze Welt umgiebt, und in sich begreift. Eine Stelle des Hesychius erklärt sich ganz deutlich darüber. „Die Perser nennen so wohl den Himmel, als auch „die Insel, die jetzo Naxus heist, das grosse und „herrliche Dia, das heist, so wohl der grosse „und herrliche Gott, als auch die Insel, die „ihm geheiligt ist, werden beyde mit dem Namen Himmel benennt." Will man darunter lieber ein geistiges Wesen von einer niedern Ordnung verstehen, so wollen wir uns nicht dagegen setzen; indessen ist doch so viel gewiß, daß der Jupiter der Scythen, den sie den Mann der Erde und den Vater des Menschen nennen, nichts anders war, als der Gott Teut.

Bayerische Staatsbibliothek München

Uebrigens beteten die Mysier, die sich in Kleinasien niedergelassen hatten, auch einen Jupiter an, den sie Abrektenus nennten; und die Thracier noch einen andern, den sie mit dem Beynamen Urius, oder Syrius bezeichneten. Der erste bekam seinen Namen von dem Ort, wo er verehrt wurde; aber wo der andere seinen Zunamen herbekommen habe, hat man bißher noch nicht zuverläßig entdecken können. Man verehrte ihn in einem Tempel; daraus folgt, daß es eine fremde Gottheit sey, deren Dienst vielleicht aus Phönicien dorthin gebracht worden. Ur, heist im Hebräischen das Licht, und Zur war der phönicische Name der Stadt Tyrus. (Strabo L. XII. Cic. orat. in Luc. Pison. p. 1842.)

Wir machen den Schluß dieses langen Hauptstücks mit der Untersuchung der Vollkommenheiten und Vorzüge, die die Celten dem Gott Teut zugeschrieben haben. Wir haben gröstentheils schon von ihnen geredet, und wollen sie hier nur kürzlich zusammen fassen.

Erstlich sahe man ihn als den höchsten Gott an. Man nennte ihn im gewissen Verstand, den wahren und einzigen Gott, und aus dieser Ursache wurde er vorzüglich vor allen andern Göttern verehrt und angebetet. Man widmete ihm die meisten Heiligthümer, und brachte ihm die meisten Opfer. Die Könige von Thracien schwuren niemals anders, als bey seinem Namen.

Zweytens schrieb man dem Teut die Schöpfung der Welt zu. Nicht allein die Scythen, ob sie sich gleich für weit älter hielten, als die Aegyptier, waren mit diesen einstimmig, daß alle Dinge einmal einen Anfang gehabt haben, sondern auch die Türken bekennten ausdrücklich, daß

der höchste Gott Himmel und Erde gemacht habe. Ob wir gleich oben bewiesen haben, daß die Celten keine zwey ewige und denkende Grundwesen, ein gutes und ein böses, angenommen haben; so haben wir doch starke Vermuthung, daß ihre Philosophen die Ewigkeit der Materie behauptet haben. Die Lehre der Druiden brachte nach dem Zeugnisse des Strabo mit sich, daß zwar die Welt unverweslich sey, daß aber Feuer und Wasser zu seiner Zeit die Oberhand bekommen und sie verderben werde. Man siehet daraus, daß die Celten die Welt zwar in Absicht auf die Materie, woraus sie bestehe, aber nicht in Absicht auf ihre Gestalt, für ewig gehalten haben. (Justin. L. II. c. 2. Strabo L. IV. p. 197.)

Der dritte Vorzug, den die Celten ihrem Gott Teut zuschrieben, war, daß sie ihn als den Schöpfer und Vater der übrigen Götter ansahen. Alle Celtische Völker hatten eine gewisse Theogonie, oder Geschlechtsfolge der Götter; diese war den Innhalt ihrer heiligen Gesänge; aber diese Untergottheiten waren keine Menschen, die nach ihrem Tode unter die Götter versetzt worden waren; sondern es waren solche Intelligenzen, oder denkende Wesen, die das erste und ewige Grundwesen hervorgebracht, und mit einem jeden Theil der Materie vereinigt hatte, um solchen zu bilden, und zu regieren. Man kan nicht zweifeln, daß die Theogonie, welche uns Hesiodus beschrieben hat, ein Ueberbleibsel von jener alten Theogonie der Pelasger sey. Nach derselben sind Götter und Menschen aus der ehelichen Verbindung des Himmels mit der Erde entstanden. Der Himmel, den die ganz alten Griechen Ades nennten, ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Teut

der Celten, der Jupiter, oder Ates der Phrygier. Die Erde, die Frau des Himmels, ist die Materie, woraus die Götter und Menschen hervorgebracht worden sind. Ob nun gleich die Theogonie des Hesiodus, was den wesentlichen Punkt anbelangt, mit der Theogonie der Celten überein kommt, indem er die Götter und Menschen aus der Ehe des Himmels und der Erde entspringen läßt; so geht sie doch in vielen andern Stücken wieder davon ab. Der griechische Dichter nimmt den Himmel nicht als das erste Wesen an, sondern sagt, die Erde habe den Himmel hervorgebracht; und dieses ist ganz und gar nicht die Lehre der Scythen, als welche zu den Zeiten des Hesiodus in Griechenland schon verändert war. Es scheint in der That, daß nach der Meinung der Celten nicht allein die Menschen, sondern auch die Götter, das ist, die Untergottheiten, aus der Materie heraus gezogen worden sind. Auf gleiche Art behaupteten die alten Einwohner von Island viele Götter, viele Genien und Dämonen, himmlische, luftige, irrdische, und See-Genien, welches man entweder von der Materie verstehen kan, aus welcher sie hergekommen seyn sollen, oder auch von dem Element, worinnen sie ihre Wohnung haben. Wenn die Mager in Persien von der Substanz und dem Ursprung der Götter redeten, so sagten sie, daß sie aus Wasser, Feuer und Erde gebildet wären. Man sieht also, daß Manes, welcher von Geburt ein Perser war, gewisser massen die Philosophie seiner Nation gemildert habe. Dieser Erzketzer lies aus der Materie nichts als Dämonen, und feindselige Wesen hervorkommen, da im Gegentheil die Mager behaupteten, daß ohne Unterschied alle Untergott-

heiten

heiten ihren Ursprung aus der Materie genommen haben. (Herodot. L. I. c. 132. Hesiod. theog. v. 44. Pindari Nemea IV. s. oben 4. Haupt.)

Im übrigen stimmte die Sarmatische Theologie mit der Celtischen in diesem Artickel vollkommen überein. „Sie bekennen, (sagt Helmold) „daß ein Gott im Himmel sey, von welchem „alles abhängt. Dieser allmächtige Gott sorgt „blos für die himmlischen Sachen; die andere, „wovon ein jeder sein besonderes Geschäffte hat, „sind ihm alle unterworfen. Sie sind aus „seinem Blut entsprungen, und jeder Gott ist „mehr oder weniger vollkommen, nachdem er von „dem allerhöchsten Wesen weiter oder näher ent„fernt ist.“ Die Lehre von einem Ausfluß aus dem göttlichen Wesen, ist den meisten heidnischen Völkern eigen. (Helmold. chron. Slav. c. 84.)

Ausser der Hervorbringung der Untergottheiten, die in den Elementen ihre Wohnung haben, wird vierdtens auch dem Gott Teut die Schöpfung des Menschen zugeschrieben. Wir haben es bereits oben umständlich bewiesen. Die Gallier sagten, daß sie von diesem Gott herkämen, und nennten ihn deswegen Teutat, das ist, den Vater Teut. Die Deutschen nennten den ersten Menschen, woraus sie einen Helden, oder Halbgott machten, Tuiston, das ist, Sohn des Tuis. Die Könige in Thracien gaben vor, daß sie von ihrem Mercur, das war der Gott Tis, abstammten. Die Scythen nennten ihren Jupiter Pappäus, das ist, Vater der Menschen. Die Italiäner und Gallier verbanden beständig den Namen Vater mit dem Namen ihres Dis. Sie nennten ihn Dis pater, oder Ditis pater. Die

Beweise von allen diesen Sätzen sind in dem vorhergehenden schon da gewesen.

Es war eine gemeine Meinung, daß der Gott Teut den Menschen aus der Erde hervorgebracht habe; auch hiervon haben wir verschiedene Beweise gegeben. Die Deutschen sagten, daß Tuiston aus der Erde hervorgekommen sey. Sie hatten deswegen gegen einen Wald, in dem Lande der Semnonen eine besondere Ehrfurcht, weil sie glaubten, daß ihre ganze Nation daselbst ihren Ursprung habe, und der Herr der Welt daselbst wohne. Die Phrygier liessen den ersten Menschen, Masers vom Jupiter, oder Atis, und der Erde abstammen. Die Scythen, welche den Jupiter den Vater der Menschen nennten, sagten, daß die Erde, die sie Apia nennten, seine Frau wäre, und von beyden wäre das menschliche Geschlecht gezeugt worden.

Wir haben bereits oben angemerkt, daß die Namen, Vater, Mann, Frau, deren sich die Celten bey dieser Gelegenheit bedienen, in einer figürlichen Bedeutung müssen genommen werden. Dann diese Völker spotteten über die Erzählungen der Griechen von den Heyrathen ihrer Götter. Teut ist die Seele der Welt, das thätige Grundwesen, welches die Materie durchdringt und fruchtbar macht; die Erde ist die Materie, deren sich der Teut bedient hat, um Menschen und Creaturen daraus zu bilden. Ohne Zweifel haben die alten Hetrusker von dem Ursprung des Menschen eine ähnliche Lehre gehabt. Man entdeckt sie zum Theil in ihren Erzählungen von ihrem Tages, der ihre Nation die Kunst, das Zukünftige vorher zu sagen, gelehrt haben soll. Ein

Bauer

Bauer hatte im Ackern sein Pflugschaar zu weit in die Erde gestossen, und siehe! da kam der Tages unter einer Erdscholle hervor. Auch die Mythologie der Griechen zielte dahin ab. Vermöge derselben wurden aus der Ehe des Himmels und der Erde drey Söhne von einer ungeheuern Grösse und einer ausserordentlichen Stärke gebohren, Cotus, Briareus und Giges, und hernach die Riesen und Titanen. Alles dieses zielte dahin ab, den höchsten Gott als Schöpfer der Menschen darzustellen. (Cicero de Divinat. L. II. c. 10. Hesiod. theog. p. 147. Apollodor. L. I. p. 1. Diod. Sic. L. III. p. 132.)

Der Unterschied, den die Celten zwischen dem Gott Teut, den sie den Vater der Menschen nennten, und zwischen der Erde, die sie als die Mutter des menschlichen Geschlechts ansahen, machten, widerlegt die Meinung derjenigen offenbar, die geglaubt haben, Teut sey nichts anders, als die Erde selbst. Sie gründen sich hauptsächlich auf diesen etymologischen Beweiß, daß die Celten der Erde einen Namen gäben, der mit dem Namen Teut sehr viele Aenlichkeit habe. Die Einwohner in der Grafschaft Wallis, die die alte Celtische Sprache dem gemeinen Vorgeben nach sollen beybehalten haben, nennen noch heut zu Tage die Erde Tud. Die Einwohner in dem alten America, das ist in Bretagne, nennen sie Duar, oder Tit. Nach dem Zeugnisse des Tacitus hatten die meisten Völker in Deutschland gegen die Göttin Herthus eine besondere Ehrfurcht, und verstunden darunter die Erde; Herthus, soll so viel seyn, als Hert Tus. (Cambden in collect. Leibnitz. Tom. II. p. 143. Dictionnaire de Rostrenen. p. 916. Tacit. Germ. c. 40.)

Man müste von Sprache der Grafschaft Wallis eine viel vollkommnere Kenntnis haben, wenn man genau bestimmen wollte, ob das Wort Tud, welches in derselben vorkommt, alt oder neu sey; so viel ist aber doch gewiß, daß man in diesem Land, so wie in allen Celtischen Provinzen, ehemals die Erde, nicht Tud, sondern Ar, Er, Erd, und mit dem Artickel, Day-Ar, Du-Ar, die Erde, genennt habe. Diejenigen, die sich davon überzeugen wollen, dürfen nur folgendes anmerken. In der dritten Bitte des Vater unser beteten die Belgen: Cervan be Cala, Curcean Ere, wie im Himmel, also auch auf Erden; die Wällschen beteten: megis yn y net, felly Ar, oder yddaiar chefyd; die alten Britten arridayer, auf Erde; die Einwohner von Nieder-Bretagne: en dauar evel en euf, auf der Erde, wie im Himmel. (Mülleri alphabeth. ac notæ diverf. linquar. p. 37. & 43. Biblia Cambric. edit Lond. 1677.)

Was Nieder-Bretagne insonderheit anbetrifft, so scheint es nicht, daß das Wort Tit jemals in dieser Sprache die Erde bedeutet habe. Der Vater Rostrenen gesteht zwar ein, daß es jetzo nicht mehr in der armenischen Sprache vorhanden sey; aber er vermuthet doch, daß es ehemals in derselben müsse üblich gewesen seyn. Er beweist es durch das Wort Titan, welches so viel bedeute, als Erden-Söhne. Aber hierinnen liegt eine Zweydeutigkeit, die der sonst scharfsinnige Schriftsteller nicht gemerkt und entschieden hat. Die Titanen nennten sich zwar Erden-Söhne, das ist wahr: aber folgt denn daraus, daß der Name der Titanen von der Erde seinen Ursprung habe? Ich glaube es nicht. Sie hatten ihren Namen nicht von der Erde, sondern

von dem Gott Teut, den sie den Mann der Erde nennten.

Was den Namen Herthus anbelangt, den man beym Tacitus liest, so ist ja das Wort Erde, aus der jetzigen deutschen Sprache bekannt genug. Die alten Sprachforscher geben uns nicht undeutlich zu verstehen, daß dieses Wort ehemals etwas rauer, mit einer Aspiration ausgesprochen worde, Herde. Die Römer nahmen das Wort, wie sie es hörten, an, setzten eine lateinische Endigung daran, und bildeten daraus das Wort: Herthus. Im übrigen aber ist es ohne allen Zweifel, daß die Deutschen den Gott Wodan, von der Freya, das ist, von der Erde, seinem Weibe, unterschieden haben; eben so wie die Scythen einen Unterschied machten zwischen dem Jupiter und der Apia, die Phrygier, zwischen dem Titias und der Rhea, die Italiäner zwischen dem Dis, oder Saturn, und der Aps, die Thracier zwischen dem Cotis und der Bendis, und die Samathracier zwischen dem Himmel und der Erde. Ob nun gleich die Celten beyde Gottheiten dem Namen nach unterschieden; so unterschieden sie sich doch in Ansehung des Dienstes, und dies ohne Zweifel deswegen, weil sie glaubten, die eine würde ohne den Beystand der andern gänzlich unfruchtbar seyn; im Gegentheil ihre Verbindung, welche sie durch das Bild der Ehe ausdrückten, habe überhaupt die Welt, und insonderheit das menschliche Geschlecht hervorgebracht. Hieraus sieht man, daß wir diese Anmerkung im Vorbeygehen machen, warum die alten Gesetze bey den Atheniensern verordnet haben, daß Verlobte, ehe sie ihre Heyrath vollzogen, vorher dem Himmel und der Erde ein Opfer

bringen musten. Dies war noch ein Ueberbleibsel von der alten Gewohnheit der Pelasger, welche dieses Opfer dem Vater und der Mutter des menschlichen Geschlechts brachten, um von ihnen die Fruchtbarkeit zu erhalten. (Bophorn. ad Tacit. Germ. c. 40. Paul. Diac. hist. Longobard. L. I. pag. 356. Varro de lingua latina L. IV. pag. 15. Auson. Idyll. 12. Servius ap. Virg. Æneid. VI. v. 325. Proclus commentar. in Timæum Platonis, ap. Vossium de orig. idolol. L. II. c. 58.)

Der fünfte Vorzug, den die Celten ihrem Teut einräumten, war, daß sie ihn als die Seele der Erde, ja der ganzen Welt ansahen. Da er alles erschaffen hatte, so war er auch allen seinen Werken gegenwärtig. Anstatt daß die Untergottheiten mit nichts beschäfftigt waren, als mit der Regierung desjenigen Cörpers oder Elementes, mit dem sie vereinigt waren; so hatte im Gegentheil der höchste Gott die ganze Welt unter seiner Herrschaft, mit allen Cörpern und Geistern, die dieselbe ausmachen. Auf gleiche Art sagten die Römer von ihrem Saturn, daß er die ganze Natur in sich begreife; auch in diesem Verstand sagten die Perser, daß ihr Jupiter das ganze Gewölbe des Himmels sey. In dem Ammianus Marcellinus liest man, „daß als „sich der Kayser Julian in Gallien aufgehalten habe, er allemal um Mitternacht aufgestanden sey, um zu dem Mercur seine Andacht „zu verrichten, den die Gallischen Gottesgelehrten als ein denkendes Wesen angesehen hätten, der mit einer unglaublichen Geschwindigkeit die ganze Welt durchdringe, die menschliche „Seele erwecke und in Bewegung setze.“ Dieser

ser Mercur war niemand anders, als der Teut der Gallier, den die Druiden dem Kayser Julian, als den Gott der Geister vorstellten, den man anrufen müsse, um zu grossen Thaten geschickt zu werden. Julian betete ihn des Nachts an; denn die Gewohnheit der Gallier erforderte solches, und diese Gewohnheit kam der Verstellung dieses Prinzen vortrefflich zu statten, der erst nach dem Tode des Kaysers Constanz öffentlich vom Christenthum abfiel. (Ammian. Marcell. L. XVI. p. 115.)

Von ihrem Mercur sagten die Gallier nach der Beobachtung des Julius Cäsars, daß er der Erfinder aller Künste sey, daß er eine grosse Macht über diejenigen habe, die Geld gewinnen und sich der Handlung widmen wollten. Die Ursache davon fällt deutlich in die Augen. Von ihm glaubten sie jenen lebhaften und durchdringenden Geist zu erhalten, ohne welchen weder der Kaufmann, noch der Gelehrte in seiner Kunst etwas vortreffliches leisten kan. Pythagoras erklärte die Gottheit, durch einen Geist, welcher in den verschiedenen Theilen der Welt ausgedehnt sey, und von welchem unser Geist seinen Ursprung habe. Die gemeine Meinung ist zwar, daß Numa Pompilius von diesen Weltweisen die Ideen entlehnt habe, die er von der Gottheit hatte; allein es ist ein offenbarer Fehler gegen die Zeitrechnung. Numa starb in der sieben und zwanzigsten Olympiade, und Pythagoras lebte erst in der zwey und sechzigsten, das ist, ohngefähr hundert und vierzig Jahre später. Aber es läst sich daraus ein anderer Schluß ziehen, der ganz natürlich daraus folgt; weil beyde, Numa und Pythagoras so genau in den Stücken, die die

Reli-

Religion angehen, mit einander übereinstimmen, so müssen sie alle beyde den Celtischen Begriffen gefolgt seyn: und dieses haben wir auch oben umständlich bewiesen. (4. Hauptst. Clemens Alexandr. Strom. L. I. c. 15. Dionys. Ital. L. III. initio. Euseb. Præpar. Evangel. L. X. c. 2.)

Haben die Celten ihren Teut auch siebentens zum Donnergott gemacht? Wir getrauen uns nicht gerade zu zu behaupten, daß die Celten in den Gedanken gestanden seyn, wie die Sarmaten, die nur dem höchsten Gott die Macht, Blitz und Donner zu schaffen zugeschrieben haben. Man findet daß die Thracier gröstentheils dieser Meynung waren. Man sieht es aus einer Stelle des Herodots, die wir oben schon einmal angeführt haben. „Wenn es donnerte und blitzte, so schossen sie mit Pfeilen gegen den Himmel, gleichsam um den Himmel, gleichsam um der Gottheit zu drohen, weil sie in den Gedanken stunden, es sey kein anderer Gott, als der ihrige.“ Was Herodot von dem seinigen hinzusetzt, ist, daß die Thracier die Absicht gehabt hätten, indem sie mit Pfeilen gegen den Himmel geschossen hätten, der Gottheit zu drohen. Dieß war gewiß ihre Meinung nicht; sie suchten vielmehr hiedurch ihre Ehrfurcht gegen den Herrn der Welt an den Tag zu legen; ihn für diese herrliche Zeichen seiner Macht, die er durch den Donner und Blitz gebe, zu preisen, und ihm zugleich zu erklären, daß sie, als seine Kinder gar nicht aus der Art geschlagen wären, daß sie eben so gut zu schiessen wüßten, als er selbst. Man wird hieran gar nicht zweifeln, wenn man bedenkt, daß alle Celten überzeugt waren, daß der höchste Gott, der nach ihren Religionsbegriffen der oberste Regent über den Krieg war, nicht nur gegen die Krieger über-

überhaupt eine besondere Neigung habe, und besonders die Bogenschützen einer besondern Gnade würdige, sondern auch die in einem Treffen, oder sonst auf eine gewaltsame Art stürben, vor allen besonders liebe. Herodot selbst giebt dieses nicht undeutlich zu verstehen, da er anmerkt, daß die Thracier alle fünf Jahre einen Boten an den Zamolxis in die andere Welt schickten, damit er daselbst einige Aufträge besorgen sollte. Hiemit gieng es folgender Gestalt zu. Man erwählte einen Boten durch das Loos, und weihete ihn zu dieser Gesandtschaft ein. Alsdenn warf man ihn in die Luft, und den Augenblick, schossen drey Männer, die besonders dazu erwählet waren, Pfeile auf ihn. Waren sie so glücklich ihn zu treffen, so sahe man es als einen Beweiß an, daß das Opfer Gott angenehm sey; fehlten sie im Gegentheil, so wurde der Bote als ein Böswicht angesehen und verworfen, und sogleich ein anderer Bote durch das Loos gewählt, mit den eben diese Ceremonie vorgenommen wurde. Man glaubte, daß man zu dieser Stufe der Ehre und Glückseligkeit nicht anders als durch einen gewaltsamen Tod gelangen könne. (Herodot. IV. 94.)

Da Marc Aurel jenen bekannten Sieg über die Quaden und Marcomannen erhielte, wozu ein Regen, der die Römische Armee sehr erquickte, viel beygetragen hatte, so breitete sich ein Gerücht aus, „daß ein ägyptischer Zauberer, der in dem „Gefolge des Kaysers gewesen sey, durch seine „geheimen Künste den Luftmercur beschworen, „und durch dessen Hülfe diesen Regen erhalten „habe.“ Jedermann weiß, daß die Christen diesen günstigen Regen und den Sieg, der darauf erfolgte, dem Gebete der sogenannten donnernden Legion zugeschrieben haben. Die Römer schrieben

eben

eben diese Vortheile ohne Zweifel dem Schutz ihrer Götter, und der Tapferkeit ihrer Soldaten zu. Man hat alle Ursache zu vermuthen, daß die Deutschen, um den Schimpf der durch diesen Sieg auf sie gefallen war, von sich abzuwenden, und sich wegen des erlittenen Verlustes einigermassen zu trösten, selbsten die Nachricht ausgesprengt haben, daß ein fremder Zauberer Mittel gefunden habe, durch seine Beschwörungen ihre Götter, ja selbst ihren höchsten Gott den Mercur, in das Interesse der Römer zu ziehen. (Xiphil. ex Dion. L. LXXI. p. 805.)

Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß andere Celtische Völker, den höchsten Gott, von dem der seine Donner auf die Erde schickte, unterschieden haben. Lucan sagt zum Exempel, daß die Gallier den Teutates, den Hesus, und Tauranis verehrt hätten. Teutates ist derjenige Gott, dem die auswärtigen Völker den Namen Mercur gaben; Hesus soll so viel heisen, als Mars, und Taranis, der Gott des Donners; denn Daran bedeutete in der Grafschafft Wallis so viel als Donner. Es läst sich noch manches gegen diesen Beweiß einwenden. Wir werden in dem folgenden Hauptstück zeigen, daß Teutates und Hesus eine und eben dieselbige Gottheit gewesen sey. Man könnte also auch sagen, daß der Name Taranis unter den Galliern ein blosser Zunamen des höchsten Gottes sey, so wie die Römer ihren Jupiter gleichfalls Fulminator, den Donnerer, nennten. Allein wir haben noch einen andern Beweiß, der weit mehr entscheidend ist. Die Isländer, die Schweden, und die Deutschen machten einen sorgfältigen Unterschied unter dem Gott Odin, oder Wodan und unter dem Gott Thor. Der erste, war der

der höchste Gott, und der zweyte der Gott des Donners. Daher kommt es, daß diese Völker denjenigen Wochentag, den die Römer dem Mercur widmeten, Vonstag, oder Odenstag nennten; im Gegentheil aber demjenigen, dem die Römer von Jupiter benennten (dies Jovis) den Namen Thorstag, oder Donnerstag gaben, weil dieser Gott Thon über den Donner zu gebieten hatte. Wir glauben also gar nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß dieser Thon eben derjenige Gott sey, den Julius Cäsar, Jupiter, und Lecar Taranis nennt. Gleichwie im übrigen die Britten den Donner Lurum nennten, so scheinet es ziemlich wahrscheinlich zu seyn, daß der Gott Cermunus, dessen Bildniß man zu Paris gefunden hatte, und welches Leibnitz für ein Bild des Bacchus hält, eben dieser Donnergott sey: wenn diese Benennung nicht neuer, und vielleicht aus dem griechischen Cernaunius gemacht ist. (Hagenberg, Germ. med. diss. 8. Bochart Canaan. L. I. c. 42. Adam Bremens. hist. eccles. c. 233. Ericus Olaus L. I. sub initio. La Pegrere, relation de l'Island. p. 41. Leibnitz collect. Tom. II. p. 80.)

Wenn man von einem Fragment eines Hetruskischen Schriftstellers, welches Suidas aufbehalten hat, einen Gebrauch machen kan; so hat dieses Volk eine Schöpfungsgeschichte gehabt, die von derjenigen, die wir in unsern heiligen Büchern haben, wenig unterschieden ist. Sie ist folgenden Inhalts: „Gott der Schöpfer aller Dinge habe zwölf tausend Jahre zu seinen Werken bestimmt, und diesen ungeheuern Zeitraum in zwölf Theile getheilt; in dem ersten Jahrtausend habe er den Himmel und die Erde gemacht; in dem zweyten das Firmament, das sich un-

„sern

„ sern Augen zeigt, und dieses habe er den Himmel genennt; in dem dritten macht er das Meer „ und die Wasser auf der Erde; in dem vierdten „ schuf er die Sonne, den Mond, und die Gestirne; in dem fünften alle Thiere, so wohl die „ Vögel, als die kriechende Thiere, die vierfüßige „ Thiere, die in der Luft, auf der Erde, und im „ Wasser sind; in dem sechsten, den Menschen: „ die sechs ersten Jahrtausende wären vor der „ Schöpfung des Menschen verflossen; das menschliche Geschlecht daure die übrigen sechs hindurch, „ und also wär die ganze Dauer der Welt zwölf „ tausend Jahr.“ (Suidas in Τυῤῥηνια χωρα.)

Man siehet ganz deutlich, daß diese vorgegebene Hetruskische Geschichte von einem Juden oder Christen untergeschoben ist. Die ersten sechs Jahrtausende sind die sechs Tage der Schöpfung. Der Hetruskische Schrifftsteller, der den grösten Theil seiner Geschichte aus dem ersten Buch Mose genommen hat, mischt etliche mal einige Ausdrücke von seinen eignen hinein. Die letzten sechs Jahrtausende machen die Zeit aus, welche die Welt nach der Meinung der Rabbinen stehen soll. Wir wären geneigt zu glauben, daß dieser fromme Betrug das Werk eines Juden wäre, wenn das Wort συντελεια, welches kaum anderswo, als in dem Neuen Testament, wenigstens nicht in der Bedeutung, die man ihn hier giebt, vorkommt, einen Menschen verrieth, der die Evangelische Schrifften gelesen hat. Man müste denn sagen, daß vielleicht ein Jude die Schrifften der Christen gelesen, und die Worte daraus entlehnt habe. Es bleibt also immer ungewiß, ob ein Jude, oder ein Christ, diese Stelle untergeschoben habe.

Siebentes Hauptstück.

Von der Verehrung des Mars bey den Celten.

Wir würden hier gar nicht von dem Mars, das ist, einem Helden, der nach der Lehre der Griechen und Römer nach seinem Tode unter die Götter versetzt worden ist, reden, wenn wir nicht gewiß wüsten, daß dieser vorgegebene Mars niemand anders wäre, als eben der Teut, von dem wir in dem vorhergehenden Hauptstück geredet haben. Wir wollen die Gründe dieser Meynung hier anführen, vorher aber kürzlich bemerken, was die Griechen und Lateiner von der Verehrung dieses Mars bey den Celten erzählen.

Die Celten waren kriegerische Völker, die keine andere Lebensart kannten, als diejenige, die sich mit den Waffen beschäfftigte. Man darf sich also gar nicht wundern, daß man insgemein sagte, der Kriegsgott sey ihre höchste Gottheit. So sagt zum Exempel Strabo, daß die Lusitanier, oder die heutigen Portugiesen, dem Mars Ziegen, Pferde, und die Gefangene die sie im Krieg machten, opferten. Macrob erzählt von einem andern Spanischen Volk, daß es ein Bildnis des Mars verehre, dessen Kopf mit Strahlen besetzt sey. Cäsar sagt mit deutlichen Worten, „ daß die Gal„ lier den Gott Mars verehrten. Sie stehen „ in der Meinung, daß er die oberste Sorge für „ das Kriegswesen habe. Wenn sie sich dem„ nach entschlossen haben, ein Treffen zu liefern,

„ so thun sie meistens ein Gelübde, ihm alles zu
„ opfern, was sie im Krieg erobern und fan-
„ gen würden. Sie opfern ihm die besten
„ Thiere, die sie dem Feind abgenommen haben;
„ die übrige Beute bringen sie an einen Ort zu-
„ sammen. Man trifft viel Städte an, wo
„ dergleichen aufgehäufte Beute an heiligen Or-
„ ten verwahrt wird. Es geschieht selten, daß
„ jemand seines Gelübdes uneingedenk, oder gar
„ aus Verachtung desselben, etwas von der ge-
„ lobten Beute heimlich zurückbehalten, oder von
„ dem Ort, wo sie als Siegeszeichen hinterlegt
„ worden, etwas entwenden sollte, denn ein sol-
„ ches Verbrechen wird als ein Kirchenraub an-
„ gesehen und auf das härteste bestraft.“ Wenn Florus von einem Treffen redet, worinnen die Gallier von den Römern geschlagen worden; so sagt er ebenfalls, daß sie ein Gelübde gethan hätten, in dem Falle, wenn sie den Sieg davon tragen würden, alle Beute, die sie machen würden, ihrem Gott Mars auf einem Hügel zu heiligen. Wir wollen uns hier nicht auf die Tempel berufen, die dieser Gott den alten Reisebeschreibungen zu Folge in Gallien gehabt haben soll; denn aller Vermuthung nach sind diese in dem Narbonnensischen Gallien erst ganz spät von den Römern erbauet worden. (Strabo L. III. pag. 155. Macrob. Saturn. L. I. c. 19. Cæs. B. G. L. VI. c. 17. Florus II. 4. Anton. itines. p. 22. 24. Itiner. Burdigal. p. 40.)

Die Deutschen verehrten den Gott Mars beynahe eben so, wie die Gallier. Sie versöhnen, sagt Tacitus, den Hercules und Mars, mit Opfern von reinen Thieren. Da aber die Deutschen zu den Zeiten des Tacitus viel kriege-

rischer

rischer und wilder waren, als die Gallier; so brachten sie ihm auch viel grausamere und barbarischere Opfer. Dieser Geschichtschreiber giebt es selbsten in seinen Annalen zu verstehen. Er redet von einem Treffen, welches im acht und funfzigsten Jahr der christlichen Zeitrechnung zwischen zwey mächtigen deutschen Völkern vorfiel, und sagt, daß dieser Krieg für die Hermundurer glücklich, für die Catten aber unglücklich ausgefallen wäre, weil die Sieger die feindliche Armee dem Mars und Mercur geheiligt, und in Folge dieses Gelübdes, Menschen und Pferde und alles, was ein Leben in sich gehabt hätte, diesen Göttern zu Ehren umgebracht hätten. (Tacit. Germ. c. 9. Tacit. Annal. XIII. c. 57.)

Auch aus einer Stelle des Procops, die wir oben im vierdten Hauptstück schon angeführt haben, erhellet deutlich, daß noch im sechsten Jahrhundert die Einwohner von Island dem Mars Menschenopfer gebracht haben. Nicht weniger bemerkt Jornandes, daß die Gothen den Gott Mars mit dem grausamsten Dienst zu versöhnen gesucht, und ihm alle Gefangene, die sie im Krieg machten, geopfert hätten. Witikind, sagt in seiner Sächsischen Chronick, daß die alten Sachsen dem Mars Ehrensäulen aufgerichtet hätten, die sie in ihrer Sprache Hermin, oder Hermes genennt hätten. Der Götze der Sachsen, den Carl der Grosse zerstörte, wurde wirklich Irminsul, das ist, nach der Erklärung Witikinds, die Säule des Mars, genennt. Irmin, oder Herrmann, heist im Deutschen, ein Krieger, und Sul, eine Säule. Diese Herleitung ist weit natürlicher, als diejenige, welche Adam von Bremen giebt; dieser glaubt, daß

Hermansul, oder Irminsul, so viel sey, als Jedermanns Sul, eine allgemeine Säule, ein Bild dessen, der die ganze Welt erhält. Alle Scythische Völker überhaupt verehrten den Gott Mars. Dieses war ihre gröste und gewissermassen einzige Gottheit, weil sie nach der Erzählung des Herodots glaubten, daß man keinen andern Göttern, als nur diesem allein, Bildnisse, Tempel und Altäre, weihen dürfe. (Jornand. cap. 4. Vitikin. Corbej. Ann. L. I. p. 633. Adam. Bremens. c. 6.)

Alle Scytische Völker waren darinnen einig, daß sie den Mars Menschenopfer brachten, und das Bild, unter welchem sie ihm verehrten, war ein Schwerd. Die alten Einwohner von Italien verehrten eben diesen Gott unter dem Namen Mamers, und das Bild, das sie ihm heiligten, war von demjenigen, dessen sich die Scythen bedienten, nicht unterschieden; es war eine Streitart. Uebrigens war unter allen Scythischen und Celtischen Völkern keines, welches dem Dienst des Mars mehr ergeben gewesen war, als die Thracier. Wenn man den Dichtern glauben darf, so war dieser Gott in Thracien gebohren; daselbst wohnte er, daselbst war er auch begraben. Da er sein Vaterland zum Schauplatz gemacht hatte, worauf er gewöhnlich seine grösten Thaten verrichtete, so fand man auch daselbst auf den Bergen, bey den Flüssen, und in den Wäldern die meisten Heiligthümer, die ihm geweihet waren. (Herodot. IV. 62. V. 7. Pompon. Mela. II. 1. Solin. c. 25. Varro de lingua latina L. IV. c. 18. Clemens Alex. cohort. ad gent. p. 41. Arnot. contra gentes L. IV. & VI. Stuson. Idyll. 12. Minut.

Felix,

Felix, c. 25. Prudent. contra symmach. L. II. v. 449. Sidon. Apollin. carm. IX. v. 174. Claudian. de raptæ Proserp. L. I. v. 147. Virg. Æneid. II. v. 35. Homer. odyss. VIII. v. 360. Sil. Ital. I. 433. XVII. 492. Clemens Rom. recognit. L. X. c. 24. Statius Thebaid. L. III. v. 220. VII. 40. Herodot. VII. 76. Val. Flac. Argon. v. 121.)

Die Schriftsteller, aus denen wir diese Nachrichten genommen haben, erzählen alle mit einander einstimmig, daß die Celtischen Völker den Gott Mars wirklich angebetet haben. Ja sie geben größtentheils nicht undeutlich zu verstehen, daß der Mars der Celten eine von ihrem Mercur ganz verschiedene Gottheit sey. Aber sie haben sich geirrt, und haben diesen Völkern mit Unrecht Schuld gegeben, daß sie nebst dem Mercur, welcher ihre höchste Gottheit war, auch noch eine Untergottheit, welcher das Kriegswesen anvertrauet wäre, verehrt hätten. Wir wollen die Gründe untersuchen.

Erstlich ist es unstreitig, daß der Name Mars unter den Scythen und Celten gänzlich unbekannt war. Diejenigen, welche sagen, daß diese Völker dem Mars, oder der Bellona, Opfer gebracht haben, sind hierinnen der Gedenkungs- und Redensart der Griechen und Römer gefolgt, die ihre Kriegen dem Schutz dieser Gottheiten übergaben. Viele von den alten Schriftstellern haben dieses wirklich eingesehen. Vegez, zum Exempel, sagt, daß Mars für den Gott der Thracier und Scythen gehalten würde, weil diese Völker sehr kriegerisch wären, und sich durch ihre Stärke und Tapferkeit von andern Völkern

unterschieden; dies sey auch die Ursach, warum man Thracien als das Vaterland des Mars angebe. Clemens von Alexandrien und Phurnutus haben eben diese Beobachtung gemacht. Was kann man nun also aus den Stellen, die wir angeführt haben, und die von einer Verehrung des Mars bey den Celten reden, schliessen? nichts, als daß diese Völker wirklich eine Gottheit gehabt haben, die nach ihren Begriffen, das Kriegswesen unter ihrem Schutz und Herrschaft habe. Man stellte ein Schwerdt, oder eine Streitart, in der Mitte des Lagers auf, die Kriegsheere versammelten sich um dieselben, und erwiesen auf diese Art ihrem Kriegsgott seinen Dienst. (Clemens. Alex. cohort. ad gent. p. 56. Phurnutus, p. 57.)

Wenn man aber zweytens untersucht, wer denn eigentlich nach der Theologie der Celten dieser Mars, dieser Kriegsgott, gewesen sey; so wird man finden, daß solches Wodan, oder Odin, das ist, der höchste Gott war, den die Auswärtigen insgemein Mercur zu nennen pflegten. Diesem heiligte man die Beute, die man von den Feinden gemacht hatte; diesem brachte man Menschenopfer, und insonderheit, die Gefangenen, die man im Krieg gemacht hatte; zu diesem hofften die Krieger, die auf dem Schlachtfeld starben, zu kommen, und in seiner Gesellschaft die gröste Glückseligkeit zu geniessen. Regner Lodbrock, König in Dännemark, wollte einstens seinen Leuten auf dem Schlachtfeld Muth zusprechen, und bediente sich dieser Ausdrücke: „Bald werden „wir in den Pallast des grossen Odins kommen, „und in seiner Gesellschaft aus den Hirnschädeln unserer Feinde trincken.“ Die Edda der

Islän-

Isländer, worinnen viele wichtige Stücke der nordischen Mythologie enthalten sind, sagt unter andern, „daß alle diejenige, welche vom Anfang der Welt im Krieg geblieben wären, zu dem Odin in die Vahhalle kommen würden.“ (s. oben 2. B. 3. Hauptst.)

Es entsteht daraus ein merklicher Widerspruch in der Theologie der Celten. Sie sahen den Odin als ein gutthätiges Wesen an, sie nennten ihn nur den Guten, den Vater der Menschen. Wie konnte er nun ein Vergnügen daran finden, wenn sich seine Kinder unter einander aufrieben? Allein im Grund betrachtet, könnte man eben diese Schwierigkeit gegen die Ausdrücke der Juden und Christen machen. Auch in unsern heiligen Büchern, wird GOTT, der Schöpfer der Welt und der Menschen, ein Herr der Heerschaaren genennt. Wir pflegen diese Schwierigkeit damit zu heben, daß wir sagen, daß GOtt die gerechten Kriege billige, sie alle mit der grösten Weisheit und Gerechtigkeit regiere; indem er sich zu weilen der Gottlosigkeit der Menschen und ihres wüthenden Zorns bediene, um seine gerechten Gerichte auszuführen und die weissen Absichten seiner Vorsehung zu erreichen. Die Celten im Gegentheil suchten diese Schwierigkeit damit zu heben, daß sie sagten, Gott habe den Menschen auf die Erde, gleichsam als auf einen Wahlplatz gesetzt, um seine Stärke und Tapferkeit auf die Probe zu setzen; hier auf dieser Welt würde den Stärkern alles zu Theil, und den Tapfern, die mit dem Degen in der Faust, in dem edlen Gebrauch der Waffen stürben, sey in jener Welt ihre besondere Glückseligkeit vorbehalten.

ten. So suchten sie sich aus der oben angeführten Schwierigkeit zu helfen.

Noch ein anderer Beweiß von dem Satz, daß der Kriegsgott oder Mars der Celten kein anderer, als ihr höchster Gott, oder Teut sey, und der eine besondere Untersuchung verdient, ist dieser: Die Alten, die sich oft in so vielen Stücken widersprechen, machen selbst manchmal aus dem Mars den höchsten Gott der Scythischen und Celtischen Völker. So sagt Julius Cäsar, daß Mercur der höchste Gott der Gallier sey; aber ein römisches Gesetz giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß dieses der Mars sey. Dieses Gesez verbietet, Götter zu Erben einzusetzen, ausgenommen den Jupiter, in Absicht auf die Römer, und den Mars in Absicht auf die Gallier, und dies ohne Zweifel deswegen, weil man den letzten als den höchsten Gott der Gallier ansahe, dem sie seit undenklichen Jahren einen Theil derjenigen Güter heiligten, die sie im Krieg eroberten. Tacitus sagt, daß die Deutschen vorzüglich den Mercur verehrt hätten; und in einer andern Stelle giebt der doch auch zu erkennen, daß Mars der oberste unter allen Göttern sey. An einem Ort sagt er, daß die Deutschen nur allein dem Mercur Menschenopfer brächten; und an einem andern redet er von einem Gelübde, wodurch der Sieger die feindliche Armee dem Mercur und Mars aufgeopfert hätte. Wie kan man diese widersprechende Nachrichten mit einander vereinigen? Die Sache ist ganz leicht. Die fremden Namen, Mercur und Mars, zeigten nichts anders an, als Teut, oder Odin, die die Celten als den höchsten Gott, und zugleich als den obersten Beschützer der Kriegsleute ansahen.

Wenn

Wenn man sich die Mühe geben, und die angeführten Schriftstellen mit einander vergleichen will; so wird man einen entscheidenden Beweiß daraus ziehen können, daß der vorgegebene Mars der Celtischen Völker kein anderer, als der höchste Gott selbsten sey, eben derjenige, den die Celten in ihrer Sprache Teut, God, Wodan, Odin, zu nennen pflegten. Jornands sagt, daß die Gothen ihre Gefangene und die Erstlinge ihrer Beute dem Mars geopfert, und den Raub ihrer Feinde an geheiligte Bäume gehängt hätten. Paulus Diaconus giebt diesem Gott den Namen, den er unter den deutschen Völkern hatte, und sagt, daß sie dieses Opfer dem Vodan oder Wodan gebracht hätten. Procop sagt von eben diesen Völkern, daß sie dem Mars ihre Gefangene geopfert, und ihn als den grösten unter allen Göttern angesehen hätten. Die Mythologie der Isländer nennt ihn Odin, und beschreibt ihn als den höchsten unter allen Göttern. Herodot versichert, daß die Scythen unter allen Göttern keinem, als dem Mars, Tempel und Altäre geweihet hätten. Dies war also ihr höchster Gott. Die Türken, die einen Theil dieser Scythen ausmachten, und welche nach der gemeinen Meinung eben diejenigen Völker sind, die Herodot Yircä nennt, sagen, daß ihr höchster Gott Tay genennt werde. Nun haben wir ja oben bewiesen, daß dieses eben derjenige sey, den die andern Völker Mercur nennten; und diesem giebt Herodot hier den Namen Mars, und rechnet den Mercur nicht unter die Götter, die von den Scythen angebetet worden wären. (s. oben, 3. 4. u. 6. Hauptst. Herodot. IV. 22. Pompon. Mela. I. 19.)

Wir haben nunmehr umständlich bewiesen, daß man mit Unrecht den Mars der Celten von ihrem Mercur unterschieden habe. Diese beyden Namen bezeichnen nur eine und eben dieselbe Gottheit. Es ist also nichts mehr übrig, als daß wir noch folgende Frage entscheiden: Woher ist es denn gekommen, daß die Alten fast alle mit einander einmüthig behauptet haben, daß nach dem Lehrbegriff der Celten, Mars und Mercur zwo verschiedene Gottheiten wären? Wir wollen die Gründe aufsuchen, wodurch sie zu diesem Irrthum haben verleitet werden können.

Der erste liegt in den verschiedenen Namen, welche die Celtischen Völker dem höchsten Gott beylegten. Sie nennten ihn nicht allein Teut, als welches sein eigenthümlicher Name war, sondern auch God, Guod, Vodan, Wodan, Odin, der gute; ingleichen Hes, oder mit einer lateinischen Endigung, Hesus, das ist Herr. Lactanz und Lucan sagen, daß die Gallier dem Hesus und Teutates Menschenopfer brächten. Der gemeine Haufe der Schriftsteller erklären den ersten durch den Mars, und den andern durch den Mercur. Vielleicht hat Lucan, und Lactanz, welcher dem ersten nachschreibt, den Hesus und den Teutates als zwey verschiedene Gottheiten angesehen. Sie konnten leicht in diesen Irrthum fallen, weil sie nicht wusten, daß das Wort Hesus, ein bloser allgemeiner Name sey, womit man ehemals in ganz Europa, einen jeden Fürsten, oder grossen Herrn bezeichnete. Man legte den Namen ohne Unterschied den Helden und Göttern bey.

Die Mythologie der Isländer erklärt sich zum Exempel also, daß zwölf Götter und zwölf

Göttin=

Göttinnen wären, welche göttliche Ehre verdienten; jene wurden Asá, und diese Asyniá genennt; allein Odin wäre älter und grösser als alle Götter. (Asá.) Arngrim-Janas bemerkt, daß die Häupter einer grossen Schwedischen Colonie, Aser wären genennt worden, und setzt hinzu, daß dieses Wort in der einfachen Zahl, As oder Aas hiesse, und daß man dasselbe dem Odin, mit dem Zusatz, dem allmächtigen, beylege. Man sieht auch bey dem Olaus Rudbeck, daß Fan-As ehemals bey den Schweden so viel bedeutet habe, als Gott der Herr, und Fan-Aesir, die Götter, die Herrn. Die Hetruskische Sprache ist hierinnen von der nordischen nicht unterschieden. Sie nennten einen grossen Herrn Bannas, und die Götter Aesi, und Aesar. Diejenigen Völker, die aus Thracien nach Asien gezogen waren, zum Exempel, die Lidier und Phrygier, nennten den höchsten Gott As-Tis, das ist, Tis den Herrn, oder Titias, Tis. Nach aller Vermuthung bedeutete Asia, oder As-land, Atland, in ihrer Sprache so viel, als das Land der Helden, oder ein Land, wohin grosse Herrn giengen, um Lorbeern zu sammeln, und Atlas, oder Adelas, so viel, als ein vornehmer Herr. Vielleicht liegt auch der Name As in Lailas, Bisyras, Titar, welchen verschiedene thracische und lydische Helden führten, verborgen. Die Gothen hatten das nemliche Wort, nur veränderten sie es ein wenig in der Aussprache. Anstatt As, sprachen sie Ans, und verstunden gleichfalls einen Helden oder grossen Herrn darunter. Die Lateiner, Griechen, Deutsche und Perser veränderten die Aussprache dieses Worts noch mehr. Die Lateiner machten daraus Herus, und Hera, Herr und Frau; die Griechen Heros, ein Held, oder Halbgott, und

Hera,

Hera, Era, die Frau, d. i. die Erde; die Deutschen Herr; und die Perser Art, d. i. ein berühmter Mann, ein Held, der sich sehr hervorgethan hat. Das Gallische Wort Hesus war also ein Ehrentitel, ein Beynahme der Gottheit. Hieraus läst sich nun leicht begreifen, wie die Auswärtigen, wenn sie die Einwohner sagen hörten, daß sie den Hesus Teutates, Gott den Herrn, anbeteten, glauben konnten, daß diese zween Namen zwo verschiedene Gottheiten anzeigten, auf eben die Art wie die Griechen aus dem Dis Pater der Aboriginer zwo verschiedene Gottheiten machten. (Edda Island. myth. 18. Arngrim. Jonas apud Loccun. hist. Suec. V. 349. Olaus Rudbeck Alland. Tom. I. p. 364. Sueton. Augustin. c. 97. Herodot. IV. 45. Jornand. Goth. c. 13. Martianus Capella Sat. II. p. 4.)

Die andere Quelle, woraus der Irrthum, daß man aus dem Mars und Mercur der Celten zwey verschiedene Gottheiten machte, war die Verschiedenheit des Dienstes, den diese Völker dem höchsten Gott leisteten. Diejenige Völker, die eine bleibende Stätte und ordentliche Wohnsitze hatten, hielten ihre gottesdienstlichen Versammlungen entweder in einem Wald, bey einem geheiligten Baum, oder auf Hügeln, bey einem Steinhaufen. Die Nomaden im Gegentheil, das ist, diejenige Völker, die nicht an einem Ort blieben, sondern eine herumschweifende Lebensart hatten, baueten aus Reisig und Erde eine Art von künstlichen Hügeln, worauf sie ein Schwerd pflanzten, und dieses war ihr Heiligthum, oder, wie es Herodot ausdrückt, ihr Tempel, und dies so lang, als sie in dieser Gegend blieben. Alle Celtischen Völker überhaupt, wenn sie zu Felde gien-

giengen, und den Feind in das Gesicht bekamen, richteten ohne weitere viele Umstände mitten in dem Lager ein Schwerd, oder eine Streitaxt auf, welches das Sinnbild desjenigen Gottes war, den sie daselbst anbeteten. Man darf sich also gar nicht wundern, daß die Griechen und Römer, da sie den Kopf von ihren eignen Ideen voll hatten, geglaubt haben, daß derjenige Gott, den die Celten bey einem Steinhaufen verehrten, Mercur, derjenige aber, dessen Sinnbild ein Schwerd war, der Mars sey. Und so läßt sich der Ursprung dieser Meinung ganz natürlich erklären.

Dies sind nun die Ursachen, wodurch wir bewogen werden zu glauben, daß alle Celtische Völker überhaupt, nur einen Gott verehrt haben, den sie selbst Teut, oder Tis, auswärtige Völker aber bald Mercur, bald Mars, bald Jupiter, bald Saturn, bald Pluto, nennten. Wenn es wahr wäre, wie einige geglaubt haben, daß der Mars der Celten eine besondere untergeordnete Gottheit wäre; so würde man in der That nicht wissen, in welche Classe man ihn setzen sollte. Denn diese Völker wusten nichts, von der Verehrung der Verstorbenen, sie leisteten den Seelen ihrer Helden nicht den geringsten Gottesdienst; ausser dem höchsten Gott nahmen sie keinen Untergott an, der nicht an ein gewisses Element, Feuer, Luft, Wasser und Erde gebunden wäre. Wo sollte man nun den Mars hinsetzen? Dieses führt uns ganz natürlich auf die Materie von den Untergottheiten der Celten, den sie in den Elementen und Weltcörpern ihren Platz anwiesen.

Achtes Hauptstück.

Von den Untergottheiten der Celten in den Elementen.

In den vorhergehenden Hauptstücken haben wir der Länge nach bewiesen, daß die Celtischen Völker den Elementen und Welt-Cörpern eine Art einer gottesdienstlichen Verehrung erwiesen haben. Diese gründete sich auf den gemeinen Glauben, daß in dem Feuer, in der Luft, in dem Wasser, und kurz in allen leblosen Cörpern, gewisse geistige Wesen wohnten, die so wohl durch ihre Erkenntnis, als auch durch ihre Macht weit über die menschlichen Seelen erhaben wären, und allerdings von dem Menschen einen Dienst mit Recht fordern könnten. Diese Meinung, wenn wir sie im Grund recht ansehen, war die allgemeine herrschende unter allen Heiden. Sie konnten nicht begreifen, wie eine todte und unempfindliche Materie in sich den Grund der Bewegung, oder eine Krafft, sich nach einer gewissen Ordnung und Endzweck zu bewegen, haben könnte; sie glaubten, daß es dem höchsten Wesen unanständig sey, sich bis zu den besondern Theilen der Welt zu erniedrigen, um sich um ihre Erhaltung und Regierung zu bekümmern: deswegen setzten sie ihm diese untergeordnete Geister an die Seite, wovon ein jeder seinen besonders angewiesenen Würkungskreis und seine besondere Beschäfftigung hatte. Dies ist der wahre Ursprung der alleraltesten Abgötterey. Sonne, Mond, und das Heer des Himmels war der erste Gegenstand derselben,

selben, weil man glaubte, daß diese so schöne, diese der ganzen Welt überhaupt, und dem menschlichen Geschlecht besonders nützliche Gestirne, durch wohlthätige und gegen die Menschen freundschaftlich gesinnete Wesen regiert würden. Wir sind nicht Willens, von allen den Untergottheiten, welche diese Völker in die Elemente gesetzt haben, der Reihe nach umständlich zu reden; dieses würde uns in eine unendliche Weitläufigkeit führen; sondern wir begnügen uns nur, von den vornehmsten Untergottheiten, die sie dem höchsten Wesen unterordneten, zu reden. Aber auch da werden wir diese Materie nur in so fern berühren, als sie uns die vollkommene Gleichförmigkeit unter allen Celtischen Völkern in diesem Punkte zeigt.

Ausser dem höchsten Gott war die Erde der vornehmste Gegenstand, welchem die Celten Religions-Dienst erwiesen. Wir haben es oben zum Theil schon bewiesen. So haben wir zum Exempel gezeigt, daß die Scythen der Erde die Ehre der Anbetung erwiesen haben; daß ihr zu Ehren die Türken Loblieder gesungen haben; daß ihr die Perser Opfer gebracht haben; und daß sie auch die alten Einwohner von Griechenland als eine Gottheit angesehen haben. Da wir oben von dem Gott Teut, und dem Begriff, den sich die Celten von ihm machten, geredet haben; so haben wir zugleich bewiesen, daß sie ihn als den Mann der Erde ansahen, mit welcher er sich vereinigt habe, um Menschen und andere Creaturen hervorzubringen. Aus dieser Ursache trennte man fast niemals die Verehrung dieser beyden Gottheiten von einander. Der höchste Gott wurde erst durch seine Verbindung mit der Erde

der Vater der Menschen; und man erwieß der Erde aus keiner andern Absicht göttliche Ehre, als weil sich das unendliche Wesen derselben zur Hervorbringung der Menschen bedient hat. So beteten die Scythen den Jupiter und die Apia, das ist, die Erde, an, die sie als die Frau des Jupiters betrachteten. Die Thracier verehrten den Cotis und die Bendis, die Phrygier den Atis und die Rhea, die Italiäner den Saturn und die Ops, die Deutschen den Wodan und die Frau, das ist, die Erde. (siehe oben 3. 4. und 6tes Hauptst.)

Es ist also gar nicht nöthig, daß wir uns in eine weitläuftigere und umständlichere Untersuchung einlassen, um zu beweisen, daß die Erde eine der vornehmsten Gottheiten der Celten gewesen sey, noch die Gründe aufsuchen, worauf ihre Verehrung beruhe. Beyde Sätze sind deutlich genug erläutert. Wir wollen uns also nur darauf einschränken, den Dienst selbst, den die Celten der Erde erwiesen, und die Feste, die sie ihr zu Ehren angestellt haben, kennen zu lernen. Ueberall wurden sie mit einerley Feyerlichkeiten begangen, und diese verbreiteten sich nach und nach aus Scythien in die mittägliche Gegenden von Europa, und so gar, bis nach Klein-Asien.

Wenn Tacitus von den verschiedenen Völkern redet, welche in dem nördlichen Deutschland wohnten, so findet er nichts merkwürdiges von ihnen aufzuzeichnen, „als daß sie die Göttin Herthus, „d. i. die Erde anbeteten, von welcher sie sich ein„bildeten, daß sie sich unter die Geschäffte der Men„schen mische, und die Völker heimsuche. Es ist, „(fährt er fort,) in einer der Inseln auf dem „grossen Weltmeer, ein heiliger Wald, in welchem „man

„man ihren Wagen aufbewahrt; niemand als „nur allein der Priester der Göttin, darf denselben „anrühren. Dieser beobachtet die Zeit, wenn „sie sich an dem Ort, der ihr geheiligt ist, „einfindet, und geht alsdenn mit vieler Ehrfurcht „hinter dem Wagen, der von zwo Kühen gezogen „wird, her. Man stellet alsdenn grosse Lust„barkeiten an, und feyert Feste, an allen Orten, „wo der Götterwagen durchgeht, und diese dauern „so lange, als er sich daselbst aufhält. Während „dieser Zeit gehen sie nicht in den Krieg, sie führen „auch keine Waffen bey sich, sondern haben sie sorg„fältig eingeschlossen. Nur allein während die„ses Festes herrscht Ruhe und Friede. Wenn „sich die Göttin an der Gesellschafft der Menschen „genug gesättiget hat, und sich derselben wieder „entziehen will, so führt sie der nemliche Priester „wieder in ihren Tempel. Darauf wird der Wa„gen nebst den Kleidern, und, wenn man es glau„ben will, die Göttin selbsten, in einem gemeinen „und verborgenen See gewaschen. Diesen Dienst „verrichten Sclaven, die sich vorher in eben die„sem See haben baden müssen. Daraus entsteht „eine heilige Furcht, die alle eitle Neugierde zu„rück hält, über ein Geheimnis, welches man „nicht anders, als mit Verlust seines Lebens ent„decken kan." Cluver glaubt zwar, daß diese Insel, von welcher Tacitus hier redet, die Insel Rügen in dem Baltischen Meere sey; allein da der römische Schrifftsteller die Rugier hernach nennt, und sie nicht unter die Völker rechnet, die dem Dienst der Herthus ergeben waren; so muß man diesen heiligen Wald nicht auf der Insel Rügen, sondern bey einem andern Volk suchen, von dem es ausgemacht ist, daß es die Göttin Herthus verehrt habe. Wie wenn es Heilgeland, an der

Mündung der Ebbe wäre? Die Angelsachsen wohnten ehemals in dieser Gegend, und Arnkiel beweist in seinen cimbrischen Alterthümern, daß die alten Deutschen gegen diese Insel eine grosse Ehrfurcht gehabt haben. (Tac. c. 40. Cluv. Germ. ant. p. 134.)

Die gottesdienstliche Verehrung der Erde war denen Völkern, von denen Tacitus hier redet, nicht allein eigen; sondern weiter unten sagt er, „daß die Estionen, welches die heutigen Preussen „sind, die Mutter der Götter verehren, und daß „sie die Figur eines wilden Schweines, als ein „Zeichen der Verehrung, herum tragen. Die Fi„gur dient ihnen zur Schutzwehr und Vertheidi„gung, und setzt die Diener der Göttin auch mit„ten unter ihren Feinden in Sicherheit." Tacit. Germ. c. 45.)

Diese jetzt angeführten Stellen verdienen einige Anmerkungen. Erstlich, diejenige Göttin, die die Deutschen Herthus nennten, war nichts anders, als die Erde. Tacitus richtet sich nach dem Sprachgebrauch der Römer, wenn er sie die Mutter Erde, die Mutter der Götter, nennt. Aber es ist kein Zweifel, daß ihr die Deutschen eben diese Benennung gegeben haben, indem sie sie als die Frau des höchsten Gottes, und als die Mutter der Menschen und Götter ansahen. Der gelehrte Keyßler irrt sich also offenbar wenu er behauptet, daß die Mutter der Götter, die von den Estionen verehrt worden, die Sonne wäre, welcher die Alten wilde Schweine geopfert hätten. Diese Vermuthung stimmt weder mit der Mythologie der Scythischen und Celtischen Völker, noch mit den Worten des Tacitus überein. Zweytens

tens diese grosse Feyerlichkeit, welche mehrere deutsche Vökker zu Ehren der Erde begiengen, war das Geburtsfest der Welt und des ersten Menschen. Man sahe die Erde gleichsam als eine Kindbetterin an. Man lies sie frische Luft geniessen, führte sie herum, badete sie; sie stattete Besuche ab, jedermann wünschte ihr Glück, und freute sich über ihre Genesung, und über die Vermehrung ihrer Familie. Dieses Fest diente den deutschen Völkern zugleich zu einer Erinnerung, daß sie alle von einem gemeinen Stamm entsprungen, alle Kinder der Erde wären; man sahe überall nichts als Freudensbezeigungen und Vergnügungen, und jeder gab dem andern tausend Versicherungen einer wechselsweisen Freundschaft. Während der Zeit dieser Feyerlichkeit blieben alle Waffen verschlossen, damit niemand die gemeinschaftliche Mutter des menschlichen Geschlechts durch Vergiessung des Bluts ihrer Kinder betrüben möchte. Alle diejenigen, die ihr Kennzeichen an sich trugen, waren selbst unter ihren Feinden in Sicherheit, und man sahe sich nicht anders als Brüder an. Diese Vorstellungen waren eben so schön, als richtig. Es wäre zu wünschen, daß sie jederzeit tief in den Herzen der Deutschen geschrieben seyn möchten, und daß sie niemals von dieser Vorschrifft abgewichen wären. Aber so bald das Fest geendigt war, so giengen die Feindseligkeiten unter diesen wilden Völkern wieder von neuen an. Die Menschen hatten damals, wie jetzo, gute Grundsätze; aber es waren blose Speculationen, die sie hernach durch ihre Aufführung wieder über den Haufen warfen.

Diejenige, welche von dem Gottesdienst, den die Lydier, Phrygier und andere Scythische Völ-

ker in Klein-Asien, der Rhea, das ist, der Erde, leisteten, hinlängliche Kennnis haben, wissen ohne Zweifel, daß er von dem Dienst, den die deutschen Völker eben dieser Gottheit leisteten, nicht unterschieden war. Firmicus Maternus sagt: „die Phrygier räumen der Erde den ersten Platz „unter den Elementen ein, und behaupten, daß „sie die Mutter aller der übrigen sey.“ Sie nennen sie die grosse Mutter, die Mutter der Göttter. Sie war der gröste und gewissermassen einzige Gegenstand ihres Gottesdienstes. Ihre meisten Heiligthümer waren auf Bergen, die mit dichten Wäldern besetzt waren. Daraus entstunden die verschiedenen Namen, die man ihr gab, Berecynthia, Peßinuntia, Idäa, Dindymene, Cybele, Agdestis, welche alle miteinander von Bergen herkamen, wo man diese Göttin verehrte. (Firmic. Matern. de error. prof. relig. p. 409. Scholiast. ad Apollon. Argon. L. I. p. 102. Macrob. Saturn. I. c. 21. Minut. Felix p. 53. Steph. de urb. p. 540. Strabo L. X. p. 468. XII. 567. Servius ad Æneid. L. VI. v. 786. Herodot. V. 102. Suidas Tom II. p. 388. Pausan. Att. IV. p. 14. Dionys. Halic. L. I. p. 50.)

Die Phrygier heiligten eben so, wie die Deutschen, der Erde keine Bilder, die die Gottheit unter dem Bild eines Menschen, oder eines Thieres vorstellten. Man findet in der Römischen Historie eine wichtige Begebenheit, die diesen Umstand vortrefflich erläutert. Der Römische Senat lies in den Sybillinischen Büchern nachsehen, auf welche Weise man wohl den Hannibal aus Italien wegbringen könnte, und erfuhr, daß das sicherste Mittel, sich von diesem

Krieg

Krieg zu befreyen, dieses wäre, daß man nach Peßinus schicken, daselbst die Mutter der Götter aufsuchen, und nach Rom bringen sollte. Die Gesandten, welche diesen wichtigen Auftrag hatten, brachten mit vieler Feyerlichkeit einen Stein nach Rom, von welchem ihnen die Einwohner des Landes gesagt hatten, daß dieses die Mutter der Götter wäre. Festus und Servius bemerken, daß, da die Römer die Mutter der Götter bekommen hätten, sie auch den Dienst, den man ihr in Phrygien erwiesen habe, ohne die geringste Veränderung angenommen hätten. Von den Phrygiern haben also die Römer die Gewohnheit gelernt, diesen Stein alle Jahr in einem Wagen, oder auf einer Sänffte herum zu führen, und ihn alsdenn mit vieler Feyerlichkeit in einem kleinen Fluß, der oberhalb Rom in die Tiber fiel, zu waschen. Wir haben oben schon gesehen, daß die Deutschen eben diese Ceremonien beobachteten, wenn sie der Erde zu Ehren ein Fest feyerten. Vielleicht ist die Vermuthung nicht zu kühn, wenn wir behaupten, daß die Gottheit, die die Deutschen in einem Wagen herumführten, und hernach in einem geheimen und unbekannten See wuschen, gleichfalls nichts anders als ein Stein gewesen sey. Der heilige Augustinus erzählt, daß, wenn die Römer die Mutter der Götter herumgeführt hätten, diejenigen, die dieser Procession beygewohnt wären, die schändlichsten Lieder gesungen hätten. Die Niederkunft der Erde, ihre Ehe mit dem Atys, die Handlung des letztern, da er sich nach der Geburt des ersten Menschen ausser Stand setzte, mehrere Kinder mit seiner Frau zu zeugen, gaben ohnfehlbar den Inhalt dazu her. Endlich werden uns die Corybanten, die Telchinen, die Idäischen Dacty-

len, als Diener und Beysitzer dieser Göttin beschrieben. (Pomp. Fest. p. 45. Servius ad Æneid. XII. 836. Prudent. Petri Steph. hymno X. v. 156. Ovid. Fast. IV. 337. Augustin. de civitate Dei L. II. c. 4. n. 31. Schol. Apollon. L. I. 116. Pausan. Eliac. I. p. 391.)

Wir haben schon bey einer andern Gelegenheit bewiesen, daß die Scythen ihre Opfer mit Gesängen, Tänzen und einem solchen Lermen gebracht haben, daß man sie für Begeisterte, oder Besessene hielt. Der einzige Unterschied, den man hier zwischen den Deutschen und Phrygiern bemerkte, war, daß in Phrygien die Priester dieser Göttin Verschnittene waren, welches in Deutschland, so viel man weis, nicht üblich war. Man behauptet, daß diese Priester, die man Galli nennte, ihre Benennung von einem kleinen Fluß mit Namen Gallus bekommen hätten; dieser Fluß fiel in den Sangarius, und soll, wie man sagt, ehemals die Krafft gehabt haben, diejenigen, die von seinem Wasser trunken, rasend zu machen. Es kan gar wohl seyn, daß diese Priester deswegen von diesem Fluß den Namen bekommen haben, weil man die Mutter der Götter darinnen gewaschen hat; und da sie sich nach dieser Ceremonie als wie Besessene stellten, so fiel man auf die Gedanken, daß das Wasser dieses Flusses diese Veränderung in ihnen hervorgebracht, und sie ihres Verstandes beraubet habe. Es kan aber auch seyn, daß sie den Namen Galli davon bekommen haben, weil sie Fremdlinge und Pilgrime waren, die mit ihrer Göttin überall herum wallten, oder zogen, ohne jemals eine bleibende Stätte zu haben. Diese Muthmasung wird dadurch bestättigt, daß sich die Wahrsager

sager der ersten Einwohner von Sicilien, gleichfalls Gallioi nennten. (Lucan. I. v. 567. Ovid. Fast. IV. v. 361. Plin. V. 32. Steph. de urb. p. 261. s. oben 1. B. 2. u. 14. Hauptst. 2. B. 10. Hauptstück.)

Der heilige Hieronymus erzählt, „daß die „Phrygischen Priester, von denen wir hier re„den, wirkliche Gallier gewesen wären, die die „Römer zu diesem Dienst der Mutter der Göt„ter besonders gewählt, und ihnen dasjenige „mit Gewalt genommen hätten, dessen sich Ori„genes aus freyen Willen beraubt hätte, um „durch die Beschimpfung eine Nation zu bestra„fen, die ehemals die Stadt Rom eingenom„men hatte.“ Dies ist gewiß eine Fabel, und man kann gar keine Spur ausfündig machen, wo Hieronymus diese Nachricht her habe. Die Priester der Mutter der Götter waren gewiß keine Gallier, sondern Phrygier, wie alle alte Schriftsteller einmüthig behaupten. Vielleicht haben die Phrygier von den Morgenländern die Gewohnheit angenommen, ihre Göttin durch Verschnittene bedienen zu lassen. Vielleicht aber haben sie auch in ihrer Mythologie eine Ursache zu dieser Gewohnheit gefunden. Sie sagten, daß Atis der Mann der Erde wäre. Sie verehrten ihn zu gleich mit derselben. Sie sahen ihn als den Urheber der Glückseligkeit ihrer Nation an. Weil nun auf der ganzen Erde keine Art vernünftiger Geschöpfe angetroffen wird, als der Mensch, und weil der Schöpfer keine neue Arten von Geschöpfen mehr hervorbringt; so sagten sie, aller Vermuthung nach, daß nach der Schöpfung der Welt und des Menschen, Atys die Zeugungskrafft verlohren, und sich zu einem

Verschnittenen gemacht habe, und daß man verbunden sey, ihm hierinnen durch die Beschaffenheit seiner Priester nachzuahmen. Dies ist eine Vermuthung, die wir dem Urtheil des Lesers überlassen. (Hieron. in Osean. IV. s. oben 3. B. 6. Hauptstück.)

Wir dürfen die Celtischen Völker in Klein-Asien nicht verlassen, ohne noch etwas von der Diana zu reden, welcher man zu Ephes in den ältern Zeiten ein Heiligthum an eben dem Ort geweihet hatte, wo hernach jener prächtige Tempel gebauet wurde, der eines von den sogenannten sieben Wunderwerken der Welt war. Diese Diana war ursprünglich eine Scythische Göttin. Die Sache selbst ist ohne allen Zweifel. Einige zwar haben unter derselben den Mond verstanden, aber der Unterschied ist nicht groß. Wir werden zu seiner Zeit zeigen, daß die Scythen auch den Mond verehrt haben. Allein übrigens wird es als allgemein ausgemacht angenommen, daß unter der Diana von Ephes die Erde verstanden werde. Man sieht es ganz deutlich aus einer Stelle des Callimachus, und es ist der Mühe werth, sie hier ganz anzuführen. Der Dichter redet in seinem Hymnus an die Diana, die Göttin also an: „Die kriegerischen Amazonen „haben dir zu Ephes an dem Ufer des Meers un„ter einer Buche eine Bildsäule aufgerichtet; die „Priesterin Hippo verrichtete den Opferdienst, und „nach dem Opfer tanzten die Amazonen feyer„lich um deine Bildsäule herum, o Göttin Upis. „Anfangs tanzten sie mit ihren Schildern, und „dieses nennte man eine Waffen-Tanz; hernach „schlossen sie einen grossen Creis, und tanzten „nach dem Ton der Flöten. In der folgenden

Zeit

„Zeit bauete man um diese Bildsäule herum einen „Tempel, den prächtigsten, den man im ganzen „Orient findet. Der gottlose und rasende Lyg„damis drohte, diesen Tempel zu zerstören. Er „kam mit einem ganzen Heer Cimerier, die sich „von Pferdemilch nähren, und nahe an dem „Ort wohnen, wo die Tochter des Inachus in „eine Kuh verwandelt und über das Wasser ge„schwommen ist; ihre Anzahl war, wie der Sand „am Meer. Mit diesen kam er, um den Tempel „anzugreifen. Aber der unglückliche Prinz betrog „sich in seiner Hoffnung. Er wuste nicht, daß „weder er, noch einer von den seinigen, die sich „mit ihrem Wagen auf den Ebenen, die der Cai„strus benetzt, gelagert hatten, jemals wieder in „sein Vaterland kommen werde. So beschützt „dein Bogen, o Diana, immer die Stadt Ephes." (Callimach. hymn. in Dianam. v. 237.) Diese Stelle enthält viele besondere Merkwürdigkeiten über die Celten und ihre Religion, und wir wollen einige Anmerkungen darüber machen.

Erstlich sagt der Dichter, daß die Amazonen den Dienst der Diana zu Ephes eingeführt haben. Viele Schriftsteller folgen ihm hierinnen, und schreiben diesen kriegerischen Frauenzimmern insgesamt die Erbauung der Stadt und des Tempels von Ephes zu. Allein niemand will uns mit Zuverlässigkeit sagen, weder wer diese Amazonen gewesen, noch woher sie gekommen sind. Wir wollen suchen, beyde Punkte so genau zu bestimmen, als es möglich ist. Die Amazonen sind die Weiber der Scythen, so wohl der Sarmaten, als der Celten. Die einen, wie die andern, begleiteten ihre Männer in Krieg, nur mit dem Unterschied, daß sich die Weiber der Sarmaten

ten mit den Feinden herumschlugen, die Weiber der Celten aber sich ordentlicher Weise nur damit begnügten, daß sie ihre Männer bedienten, und Gebete und Opfer für das glückliche Unternehmen derselben brachten. So lang der Feldzug währete, beschäfftigten sie sich mit der Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes. Diejenigen Amazonen, von denen hier die Rede ist, waren Celten. Es waren dieses die Weiber vieler Thracischen Völker, die in Klein-Asien eingefallen waren, und den grösten Theil des Landes eingenommen hatten, Lydier, Phrygier, Mysier, Thynier, Bithinier, Paphlagonier, Messynier, und noch mehrere andere, die denen Provinzen, wo sie sich niedergelassen hatten, jeder ihren Namen gaben. Diejenigen, die sich desjenigen Landes bemächtigt hatten, wo in der Folge der Zeit die Stadt Ephes gebauet wurde, waren Lydier und Carier; diese wurden hernach von den Griechischen Joniern verjagt, und von diesen bekam das Land den Namen Jonien. So lang die Lydier von der Gegend um Ephes Meister waren, so hatten sie daselbst ein Heiligthum, welches ihrer Diana geweihet war. Lydische Frauenzimmer sind also die Priesterinnen, die den Dienst dieser Göttin zu besorgen hatten. Aus einer Stelle des Aristophanes siehet man, daß die Diana von Ephes noch zu seiner Zeit von Lydischen Jungfrauen bedient wurde. Der Scholiast dieses Dichters setzt noch hinzu, daß die Stadt Ephes vor Alters den Lydiern gehört habe. Eben dieses wird noch durch die gemeine Sage unterstützt. Vermöge derselben soll Ephes von einer Frau dieses Namens, die eine Tochter des Lydus war, und von welcher die Amazonen abstammten, erbauet worden seyn. Die Amazonen

also,

also, von denen hier die Rede ist, waren Lydische Frauen oder Jungfrauen. (Dionyſ. Perieg. v. 827. Euſtath. ad h. l. Strabo L. XIV. Juſtin. II. 4. Plin. hiſt. nat. V. 29. Pompon. Mela. L. I. c. 17. Steph. de urb. p. 365. 677. Solin. c. 53. Herodot. I. 42. Ariſtoph. Nub. p. 70. Etymolog. magn. p. 406.)

Zweytens der Name der Göttin, welcher die Amazonen dasjenige Heiligthum geweihet hatten, wovon hier die Rede iſt, war Upis. „Sie „tanzten, (ſagt Callimachus,) um deine Säule, o „Göttin Upis.“ Um den Sinn des Dichters genau auszudrücken, muß man dieſe Worte ſo überſetzen: ſie tanzten um deine Säule das Upianaſſa, das iſt, ſie ſungen im währenden Tanzen das Lied, welches anfieng: Upi Anaſſa, oder wie es andere ausſprachen, Iphianaſſa, das iſt Königin Upis, oder Iphis. Ein anderer griechiſcher Dichter ſagt, daß die Epheſer ihrer Diana den Namen Opis gegeben hätten. Dieſe Opis iſt offenbar niemand anders als die Erde, welche die Scythen Apia, die Italiäner Ops, und die Phrygier Opis, oder Rhea nennten. Die Epheſer gaben dieſes nicht undeutlich dadurch zu verſtehen, daß ſie ihre Diana mit einer groſſen Menge Brüſte, die mit Milch gefüllt waren, vorſtellten; ein Character, der vollkommen auf die Erde paßt, als welche Menſchen und Thiere überflüßig ernährt; aber dies kan man nicht auf die Diana der Griechen anwenden, die, dem gemeinen Glauben nach, eine Jungfer war. Tournefort führt in ſeinen Reiſen einige Münzen von der Stadt Ephes an, woraus man abnehmen kan, daß ein wildes Schwein Gelegenheit zu der Erbauung derſelben gegeben habe, und

wirk-

wirklich heist Iphi-Su, oder Iphi-Sau, im Scythischen so viel als ein Schwein der Opis. Da nun bey den Scythen das wilde Schwein der Erde geheiligt war, so kan es gar leicht geschehen seyn, daß, als die Lydier in einem Wald eine Bach mit Ferkeln fanden, sie daselbst ein Heiligthum errichteten, welchem sie den Namen Iphi-Su, oder ein dem Schwein der Erde gewidmeter Ort, gaben, und vielleicht hat die Stadt, die in der Nähe dieses Heiligthums in der Folge erbauet wurde, den Namen Ephes davon bekommen.

Drittens derjenige Tempel zu Ephes, den man für eines der sieben Wunderwerke der alten Welt ausgab, war kein Werk der Scythen, als welche die Gottheit nicht in Tempeln, die mit Menschenhänden gemacht waren, verehrten. Callimachus sagt, daß die Amazonen die Säule der Diana unter einer Buche am Ufer des Meers aufgerichtet, und daß man in der Folge um diese Säule herum einen prächtigen Tempel erbauet habe. Dionys sagt ebenfalls in seiner Reisebeschreibung, daß zur Zeit der Amazonen das Heiligthum dieser Göttin der Stamm eines Ulmenbaums gewesen wäre. Ich getraue mir aber demohngeachtet nicht zu behaupten, daß die Griechen, welche die Carier und Lydier aus der Gegend von Ephes vertrieben haben, zuerst angefangen haben sollten, den berühmten Tempel der bey dieser Stadt stunde, zu bauen. Die Religion der Lydier und Phrygier litte gar bald eine Veränderung, als sie sich in Asien niederliessen. Da sie Gränznachbarn der Cappadocier, und anderer Syrischer und Phönicischer Völker, waren, so nahmen sie unvermerkt einige ihrer Gebräuche,

und

und besonders die Gewohnheit Tempel zu bauen, an.

Was vierdtens die Säule, die die Amazonen der Upis geheiligt hatten, selbsten anbelangt, so läst sich nicht deutlich bestimmen, was es eigentlich gewesen sey. Callimachus braucht das Wort βρέτας, welches zwar ein Bild bedeutet, aber nicht anzeigt, von was für einer Form und Beschaffenheit dasselbe gewesen sey. Wenn man von den Phrygiern auf die Lydier, welches Gränznachbarn waren, einen Schluß machen darf, so war es ein Stein; denn der Dichter Claudian sagt, daß die Göttin Rhea auf dem Berg Ida ein Heiligthum gehabt habe, welches ein Stein an dem Fuß eines grossen Berges gewesen sey. Strabo fügt noch eine merkwürdige Anmerkung hinzu. Nachdem er vorher angeführt hat, daß der Tempel der Diana zu Ephes am Ufer des Meers gestanden habe, so setzt er hinzu, daß man ein wenig oberhalb derselben einen schönen Wald antreffe, durch welchen ein Fluß liefe, in welchem sich der gemeine Sage nach, die Latona nach ihrer Niederkunft gebadet habe. Dieses scheint die Bedeutung zu haben, daß so lang die Lydier in dem Besitz des Tempels waren, man die Göttin Upis in diesem Fluß gebadet habe. (Pollux Onomastic. L. I. c. 1. sect. 3. Claudian. de raptu Proserpinæ I. v. 212. Strabo L. XIV. p. 639.)

Fünftens sagt Callimachus, daß die Göttin durch eine Priesterin wäre bedient worden, welcher das Einweihungs-Opfer der Säule gebracht habe. Wir werden bald sehen, daß die Taurische Diana mit der Thracischen hierinnen eine grosse Aenlichkeit habe. Beyde wurden durch Frauenzimmer bedient; man findet so gar, daß

die

die Priesterinnen der Diana von Ephes Jungfern waren, und daß ihre Keuschheit keiner Gefahr ausgesetzt war; denn die Priester, die mit ihnen den Dienst im Tempel verrichteten, waren verschnitten. Allein, wenn es mit dieser Gewohnheit seine Richtigkeit hat, so kommt sie weder von den Scythen, noch Celten her. Wir werden an seinem Orte sehen, daß die Druiden verheyrathet waren, daß sich ihre Weiber mit ihnen in dem Tempel aufhielten, und daß sie eben so wie ihre Männer, Gefangene und andere Opferthiere schlachteten. Der Erzählung des Dichters zu Folge, hies die Priesterin, von der hier die Rede ist, Hippo. Gleichwie nun die Priester und Priesterinnen der Scythen gewöhnlich von dem Gott, dessen Priester sie waren, den Namen führten; so kan der Name Hippo gar wohl der Name derjenigen Göttin gewesen seyn, den die Scythen sonsten Iphi aussprachen. Vielleicht kommt auch der Name Hippo von dem Gesang her, den man an dem Fest der Diana zu singen pflegte. Man nennte ihn Hippingus, das ist, den Hüpfer, oder Springer, weil der Tanz, mit dem der Gesang begleitet wurde, sehr lebhaft war. (Pollux L. I. c. 2. art. 33.)

Nach dem Opfer tanzten sechstens die Amazonen feyerlich um die Säule der Upianassa herum. Die Scythischen und Celtischen Völker sungen ihre Hymnen unter der Begleitung musicalischer Instrumente, und der Gesang war jederzeit mit einem Tanz verbunden. Jeder Gesang hatte seine besondere Melodie, und jedesmal war auch der Tanz darnach geformt.

Endlich siebentens, nachdem man einen Tempel an dem Ort, wo die Amazonen ihre Säule aufgerich-

gerichtet hatten, erbauet hatte, so kamen die Cimmerier durch die Meerenge von Constantinopel unter der Anführung des Lygdamis, und droheten den Tempel zu zerstören. Die Ursache davon ist leicht einzusehen. Die Cimmerier, die noch die alte Religion der Scythen beybehielten, hielten es für eine Gottlosigkeit, wenn man der Gottheit Tempel bauete; und aus dieser Ursache zerstörten sie die Tempel der Götter überall, wo sie hinkamen. Der Dichter sagt, daß die Göttin nicht allein ihren Tempel beschützt und vertheidigt, sondern auch die Böswichter, die sich unterstanden hatten, denselben anzutasten, vertilgt habe. Ohne Zweifel hatten die Jahrbücher von Ephes eben solche Erzählungen, wie diejenigen von Delphi, wo Apollo die Gallier, die seinen Tempel belagerten, mit dem Blitz erschlagen haben soll. Dieser fromme Betrug hat nur gar zu oft seine Nachfolger gefunden. Uebrigens aber ist es vollkommen ausgemacht, daß der Tempel zu Ephes von dem Lygdamis verbrannt worden ist, welcher, nachdem er sich Lydien und Jonien unterwürfig gemacht hatte, in Cilicien umgekommen ist. Diese Anmerkungen werden die obige Stelle aus dem Callimachus deutlich genug erklären.

Nachdem die Lydier, Phrygier und andere Celtische Völker in Klein-Asien aus Thracien dorthin gekommen waren; so kan man ganz natürlich auf die Vermuthung kommen, daß sie den Dienst der Göttin Opis, das ist, der Erde, auch dorthin werden mitgebracht haben. Und wirklich, er war daselbst so, wie in allen Celtischen Ländern angeordnet. Eine Stelle aus dem Herodot sagt es ganz deutlich. Der Geschichtschreiber erzählt, was er auf der Insel Delos von den Hyperboräern

räern gehört habe; das sind eben die Thracischen oder Getischen Völker, die längs der Donau über Griechenland hin, wohnten. Die Stelle ist zu lang, als daß wir sie hier ganz übersetzen könnten; wir wollen nur den Hauptinhalt davon anführen. Herodot sagt also, „daß der Erzählung „auf der Insel Delos zu Folge, die Hyperboräer „ehemals den Gegenstand ihrer göttlichen Verehrung in Garben von Kornähren herum geführt „hätten. Sie schickten den Wagen an die Scythen, das ist, an die Völker von Klein-Scythien, „von da führte man ihn auf der Abendseite von einem Land in das andere. Von da wanden sie „sich gegen Mittag; die Griechen empfiengen ihn „zu Dodona, und führten ihn nach und nach bis „auf die Insel Delos." (Dies ist offenbar eben diejenige Göttin, die die Deutschen von einem Volk zum andern führten.) „Die Einwohner auf der „Insel Delos sagten, daß als ihnen die Hyperboräer diese Garben zuerst geschickt hätten, sie „von zwo Jungfern wären gebracht worden, die „eine Bedeckung von fünfhundert Mann bey sich „gehabt hätten. Die Namen dieser beyden Jungfern waren Hypercore, und Laodice. An einem „andern Ort kam die Göttin unter Begleitung „zween anderer Jungfern an, wovon die eine Hecaerge hieß." Opis ist hier der Name der einen Jungfer, die nach dem Gebrauch der Griechen den Namen der Erde, deren Priesterin sie war, führte. Daher kommt es, daß die Griechen unter der Opis der Thracier bald die Diana selbst, bald eine ihrer Dierinnen verstehen. „Da „nun weder die Jungfern, noch die Männer die „sie begleiteten, in das Land, wo sie hergekommen waren, wieder zurück giengen, so verdroß „dieses die Hyperboräer, und um die Sache für

„die

„die Zukunft hindern, so benachrichtigten sie ihre „Nachbarn, indem sie die Garben und andere Hei„ligthümer an die Gränzen schickten, und ersuchten „diejenigen, denen sie sie schickten, daß sie wohl Ach„tung darauf geben sollten.“ Man siehet hieraus, daß die Griechen, die nunmehr angefangen hatten, fremden Aberglauben und orientalischen Gottesdienst anzunehmen, nach und nach gegen ein Fest, welches sie mit der alten Religion und ihren Anhängern verband, eine Verachtung bekamen, und solches endlich ganz und gar aufhoben. (Herodot. IV. 33. Servius ad Æneid. IV. v. 146. Apollodor. L. I. p. 11. Pausan. Eliac. L. I. c. 7. Scholiast. Callimachi in hymnum Dianæ v. 204. Servius ad Æneid. L. XI. v. 533. 836. 856.)

Zu dieser umständlichen Erzählung setzt Herodot noch ferner hinzu, „daß die Weiber der „Thracier und Pöonier noch zu seiner Zeit einen „ähnlichen Gebrauch gehabt hätten, indem sie, so „oft sie der Königlichen Diana Opfer gebracht „hätten, Stroh dazu genommen hätten.“ Und hierüber darf man sich nicht wundern. Diese Königliche Diana der Thracier und Pöonier war niemand anders als die Gottheit der Hyperboräer, das ist, die Königin Opis, von welcher wir vorhin geredet haben. Allem Anschein nach wurde dieses Fest, welches die Scythen der Erde zu Ehren feyerten, gegen das Ende des Sommers begangen. Man opferte ihr Garben oder Stroh, um ihr für die reiche Ernde, die sie ihren Kindern beschehrt hatte, zu danken. Man führte sie von einem Feld, und von einem Land in das andere, um dadurch zu erkennen zu geben, daß man die Fruchtbarkeit und den Ueberfluß ihr allein verdanke; über-

all herrschte Freude und Vergnügen. (Herodot. L. IV. c. 33.)

Opis war also bey den Thraciern der eigentliche Name der Erde. Aber sie so wohl, als auch die Phrygier gaben auch der Erde noch andere Namen, die von den Orten, wo ihr ein Heiligthum gewidmet war, hergeleitet wurden. Sie nennten sie zum Beyspiel, Cimmeris, Lemnos, Busbatos. Unter allen Heiligthümern, welche sie in ganz Thracien hatte, war dasjenige zu Bendis das berühmteste; hier war ein Orakel, dem man vielen Glauben beymaß; die Einwohner des Landes nennten sie gewöhnlich nach diesem Namen. Hesychius bemerkt, daß diese Bendis eben diejenige Gottheit sey, die man sonst Cybele, oder die grosse Göttin nennte. Diese letztere Benennung giebt ihr besonders Aristophanes; und er hat recht. Bendis war die Erde, die Frau des Cotis, die Mutter des menschlichen Geschlechts. Die Griechen und Römer nennten diese Bendis der Thracier bald Trivia, bald Hecate, und oft auch Diana. Trivia nennten sie sie, als die Göttin der Landstrassen, oder Creutzwege, weil sie sie aussen vor den Städten an solchen Orten, wo mehrere Wege zusammen liefen, verehrten. So sagt Ovid, daß er in der Nähe des Bergs Hemus Völker angetroffen habe, die der Trivia Hunde geopfert hätten. Sie haben sie mit der Hecate verwechselt, unter welchem Namen sie den Mond auf den Landstrasen verehrten. Ordentlich nennten sie sie Diana, weil ihre meisten Heiligthümer in Wäldern waren, gerade so, wie die Diana der Griechen und Römer. Herodot sagt zum Beyspiel, daß die Thracier den Bacchus, den Mars und die Diana verehrten. Diese Diana der Thracier ist, nach der

Erklärung des Hesychius niemand anders, als Bendis. Uebrigens haben sich die Griechen offenbar geirrt, wenn sie behaupten, daß unter der Diana der Thracier der Mond zu verstehen sey. Nein, es war die Erde. (Steph. de urb. p. 512. Lucian. Icaro-Menip. p. 737. Liv. XXXVIII. 41. Appian. Syr. p. 185. Ammian. Marcell. XXII. 8. Ovid Fast. I. 389. Suidas & Hesychius, sub voce Hecate. Schol. Aristoph. Plut. p. 63. Valer. Flacc. VI. p. 429. Herodot. V. 7.)

Die Scythen, welche über Thracien, längs dem schwarzen Meere hin, und weiter gegen Norden wohnten, hatten auch ihre Diana. Die Alten nennten sie nur insgemein, die Scythische oder Taurische Diana, weil sie in dem Taurischen Chersones, welches man heut zu Tage die Crimmische Tartarey nennt, ein berühmtes Heiligthum hatte. Der Scholiast des Pindars sagt, daß diese Diana eben diejenige gewesen sey, die ehemals von den Amazonen wäre verehrt worden; und dies scheint auch der Wahrheit gemäß zu seyn. (Schol. ad Olymp. III. p. 40.)

Indessen ist doch Herodot anderer Meinung. Wenn man ihm Glauben beymessen darf, so versicherten die Einwohner von Taurica, daß die Diana, welcher sie Menschenopfer brachten, die Iphigenia, eine Tochter des Agamemnons, sey. Daß eine griechische Prinzessin als eine Gottheit von den Scythen, die über die Religion der Griechen und über ihre Götter, die von Menschen abstammten, nur ihr Gespötte hatten, verehrt worden sey, wird niemand, wer es auch sey, auf den Ausspruch des Herodots glauben. Aber es ist vielleicht nicht schwer, die Ursache zu entdecken, die zu die-

sem Irrthum Gelegenheit gegeben hat. Wir haben oben angemerkt, daß die Scythen die Erde Apia, Ops, Upis, Iphi nennten. Wir haben auch in dem vorhergehenden Hauptstück gesehen, daß die Namen As und Asa in allen Celtischen Ländern, so viel als Herr und Frau bedeutet, und daß man sie den Göttern und Fürsten ohne Unterschied beygelegt habe. Endlich erhellet auch aus einer Stelle des Jornandes, die wir an eben dem Ort angeführt haben, daß die Gothen, welche ehemals das Taurische Chersones innen hatten, anstatt As zu sagen, solches Ans aussprachen, welches in der weiblichen Endung Ansa hies. So bedeutet also bey den Gothen, wie bey den Amazonen, Iphiansa, oder Iphianassa nichts anders, als die Gebieterin, die Königinn Opis. Agamemnon hatte eine Tochter, die die Dichter bald Iphigenia, bald Iphianassa nennten. So viel man urtheilen kan, sind die Griechen auf diese Art hintergangen worden. Die Einwohner von Tauris sagten ihnen zum Beyspiel, daß sie die Iphigenia oder Iphianassa anbeteten, daß aber diese Iphianassa eine Tochter eines Königs von Mycen gewesen sey, ist offenbar ein Zusatz von den Griechen.

Es scheint, daß diese Aenlichkeit des Namens noch zu einer andern Fabel Gelegenheit gegeben habe, die die Griechen von ihrer Iphigenia ausbreiteten. Sie liessen sie nach Tauris gehen, und daselbst eine Priesterstelle der Diana begleiten. Wir werden in dem folgenden weiter davon reden. Gegenwärtig merken wir nur folgendes vorläufig davon an. Erstlich, hatte die Taurische Diana ihren Tempel auf einem Felsen. Zweytens erzählt Ovid auf das Zeugnis eines Mannes, der selbst an dem Ort gewesen war, daß man daselbst kein Bildnis

nis der Göttin antreffe. Er sagt zwar, daß ehemals eine Säule der Göttin da gestanden habe, sie wäre aber von dem Orest weggebracht worden; zum Beweiß führt er an, daß man noch einen Stein zeige, der damals zum Grundgestell der Säule gedient hätte; allein alles dieses ist ein bloses Mährchen. Der Verlust einer Bildsäule würde leicht zu ersetzen gewesen seyn, vorausgesetzt, daß die Scythen ihren Göttern eine geheiligt gehabt hätten. Es ist viel natürlicher zu glauben, daß dieser Stein das Sinnbild der Gottheit selbst gewesen sey. Drittens wurde der Tempeldienst von den vornehmsten Frauenzimmern verrichtet. Vierdens opferte man der Göttin alle Fremden, die der Sturm an die Küste geworfen hatte. Ammianus Marcellinus erzählt solches auf das Zeugnis mehrerer älterer Schrifftsteller, und setzt noch hinzu, daß die Einwohner des Landes ihre Diana Oreilorche, oder Orsilorche genennt hätten. Allein dieser Name stammt offenbar aus dem Griechischen her, die ihn der Göttin der Jagd beylegten, weil man von ihr glaubte, daß sie ihren Aufenthalt auf Bergen und in Wäldern hätte. (Ovid. ex Ponto L. III. ep. 2. v. 50. & 55. Ammian. Marcell. L. XXII. c. 8.)

Es war eine gemeine Sage unter den Römern, daß der Dienst, und sogar das Bild der Scythischen Diana aus Tauris in einen nahe bey Rom gelegenen Wald, den man den Wald von Aricia nennte, gebracht worden wäre. Hier ist die Erzählung davon: „Nachdem die Weiber „auf der Insel Lemnos den rasenden Entschluß „gefast hatten, ihre Männer umzubringen, so er„rettete die Hypsipile ihren Vater Thoas, und ver„schaffte ihm Mittel nach Tauris zu entfliehen.

„Hier wurde er König der Halbinsel, und zu glei„cher Zeit Opferpriester der Diana, die einen Tem„pel daselbst hatte. Man setzt den Zeitpunkt die„ser Begebenheit kurz vor den Zug der Argonau„ten, welcher sich ein Menschenalter für der Bela„gerung von Troja ereignete. Viele Jahre her„nach sollte die Iphigenia von den Griechen, die „sich zu dieser Unternehmung versammelt hatten, „geopfert werden, aber in dem Augenblick, da das „Ofer vollzogen werden sollte, wurde sie von der „Diana entführt, uud nach Tauris gebracht. „Hier wurde sie dem Thoas übergeben, der sie „zur Priesterin desjenigen Tempels machte, bey „welchem er Opferpriester war. Nach der Erobe„rung von Troja kamen Menelans und Helena „nach Tauris, um den Orest aufzusuchen, wur„den aber daselbst von der Iphigenia der Diana „geopfert. Orest unternahm hierauf eben die„se Reise, weil ihm das Orakel gesagt hatte, das „einzige Mittel, sich von den Furien, die ihn be„ständig verfolgten, zu befreyen, wäre, nach Tau„ris zu gehen, um das Bild der Diana von dort „weg zu holen, und nach Griechenland zu bringen. „Nachdem dieser Prinz das Unglück gehabt hatte, „an den Küsten Schiffbruch zu leiden, so wurde „er von den Einwohnern des Landes gefangen, „die ihn gebunden in den Tempel der Diana brach„ten, um ihn daselbst zu opfern. Iphigenia mach„te bereits Anstalten, dieses grausame Opfer zu „verrichten, als sie ihn unvermuthet als ihren Bru„der erkannte. Sie unterredeten sich heimlich mit „einander, und fasten den Entschluß, beyde zu ent„fliehen. Sie richteten ihren Entschluß auch wirk„lich ins Werk, nahmen aber die Göttin, daß ist, „die Säule, mit sich. Sie wickelten sie in Ge„sträuch und brachten sie in den Wald von Aricia.

„Sie

„Sie hatten sich vorher von dem Thoas losge„macht, oder wie andere sagen, ihn mit sich nach „Italien genommen." So lautet die gemeine Erzählung. Man hat aber noch eine andere; vermöge derselben „war Hippolyt, ein Sohn des „Theseus, durch Verrätherey seiner Stiefmutter „ums Leben gekommen. Diana, welche Neigung „zu ihm hatte, that dem Aesculap den Auftrag, „ihn durch seine Kunst wieder lebendig zu machen. „Er that es, und die Diana brachte ihn darauf „selbst nach Italien, wo er eine Prinzessin mit Na„men Aricia heyrathete. In der Folge der Zeit hei„ligte man ihm den Wald, wo er begraben war; „und weil er von seinem Wagen gestürzt, und von „seinem wilden Pferde eine Anhöhe hinunter war „geschleift worden, so machte man zum Andenken „dieser Begebenheit, die Verordnung, daß man „keine Pferde in den Wald kommen lies." (Valer. Flacc. Argon. II. v. 30. Ovid. Trist. L. IV. el. 4. v. 67. Epist. ex Ponto. L. III. ep. 2. v. 61. 92. Servius ad Æneid. II. 116. Eurip. Iphig. in Taur. v. 5. Excepta ex Ptolem. Hephæst. L. IV. apud Photium. not. 109. Lucian. in Toxari p. 611. Ovid. Trist. IV. el. 4. v. 68. Solin. c. 8. Virgil. Æneid. VI. 136. VII. 761. 778. Ovid. Trist. III. 265.)

Es ist ganz unnöthig hier anzumerken, daß dieses wirklich griechische Fabeln sind. Mit diesem Ausdruck benennten die Aegyptier die Erzählungen, welche unglaublich und voller Widersprüche waren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Namen Thoas und Iphigenia zu dieser Erdichtung Gelegenheit gegeben haben. Die Scythen nennten den Schöpfer der Welt und der Menschen Tai, oder Tau. Tau-As bedeutet also in ihrer Sprache so

 viel

viel als, Tau der Herr. Nach der Gewohnheit dieser Völker führten auch Könige, die von Gott ihren Ursprung herleiteten, ingleichen die Priester, die den Dienst desselben besorgten, den Namen Thoas, welcher eigentlich nur den höchsten Gott bezeichnete. Thoas bedeutet also hier einen König, oder Opferpriester der Scythen; Jphigenia, oder Jphianassa, war der Name, den die Scythen so wohl der Erde, als ihren Priesterinnen gaben. Thoas und Jphigenia sind in Tauris beysammen, weil man den Dienst des Gottes Tau und der Opis, seiner Frau, niemals trennte. Die Griechen hatten einen König gehabt, der Thoas hieß, und eine Prinzessin, die den Namen Jphigenia führte; davon nahmen die Dichter Gelegenheit, diese beyden eine chimärische Reise nach Tauris thun zu lassen, und sie von da in einen Sprung nach Italien zu bringen. (Ovid. Trist. L. IV. el. 4. v. 65. Epist. ex Ponto L. III. ep. 2. v. 59.)

Um nun wieder auf die Diana zu kommen, die ihren Tempel in der Nachbarschaft von Rom hatte, so nennte man sie die Scythische Diana, nicht als wenn ihr Bild oder Dienst aus Scythien nach Rom gekommen wäre, sondern weil sie ursprünglich die nemliche Gottheit war. Sie wurde von allen Scythischen und Celtischen Völkern überall auf die nemliche Art verehrt. Folgende Anmerkungen werden die Sache ausser allen Zweifel setzen. Erstlich, die Lateiner nennten sie die Königliche Diana. Ihr Priester führte den Titel eines Königes. Der Wald, worinnen ihr Gottesdienst verrichtet wurde, und die Länder, die dazu gehörten, wurden das Königreich der Göttin genennt. Alle diese Benennungen kommen von den Scythen her. Ihre grösten Gottheiten waren

Teut und Opis. Deswegen wurde ihnen der Titel As, Asa, oder Ansa, das ist, König und Königin, in einem besondern Verstand beygelegt. Man nennte den Vater des menschlichen Geschlechtes Titi-as, Tau-as, As-Tis,, das ist, den König Teut, und die Erde, Opianasa, das ist, die Königin Opis. Die Priester und Tempel führten den Namen desjenigen Gottes, dem sie geheiligt waren. Zweytens der Tempel der Diana war in einem Wald nahe bey der Stadt Aricia. An ähnlichen Oertern verrichteten die alten Einwohner von Italien, so wie alle andere Celtische Völker, ihren Gottesdienst. Drittens in dem Wald war ein geheiligter Baum, und es war nicht erlaubt, einen einzigen Ast davon abzuhauen. Wir werden zu seiner Zeit sehen, daß alle Celtische Völker eben diesen Aberglauben hatten. Vierdtens, wenn ein Flüchtling Mittel fand, einen Ast von dem Baum abzuhauen, und ihn dem Priester brachte, so war dieser verbunden, sich mit ihm in einen Zweykampf einzulassen. Wurde der Priester getödet, so nahm der Ueberwinder seine Stelle ohne weitere Umstände ein. Auch dieses stimmt mit der Gewohnheit der Celten überein, die sich so gar um die gottesdienstlichen Würden mit dem Schwerdt in der Hand schlugen. Fünftens bey dem Wald war ein Teich, den man nur insgemein den See, oder auch den Spiegel der Göttin nennte, ohne Zweifel, weil man vor Alters die Göttin darinnen badete. Sechstens, wenn die Römischen Frauen in diesem Wald ihre Andacht verrichten wollten; so trug eine jede eine brennende Fackel. Dies war noch ein Ueberbleibsel einer alten Gewohnheit der Celtischen Völker, die ihre gottesdienstlichen Versammlungen in der Nacht hielten. Siebentens, dieses Heiligthum wurde so hoch ge-

 ehrt,

ehrt, daß es nicht erlaubt war, Pferde in den Wald zu lassen. Diesen besondern Gebrauch werden wir zu seiner Zeit erklären. Die Celten hatten für ihre geheiligten Wälder eine solche Ehrfurcht, daß sie allen denjenigen Thieren den Eingang darein versagten, die die Aeste der Bäume beschädigen oder abreissen konnten, besonders an denjenigen, welche das Sinnbild der Gottheit waren. Achtens, in diesem Wald opferte man Menschenopfer, und der Priester der Göttin verlohr meistentheils sein Leben durch das Schwerd. Dies war eine barbarische und Scythische Gewohnheit, wie sie Strabo nennt. Endlich neuntens, dürfen wir hier nicht vergessen, daß dieses eben der Wald war, in welchem Numa Pompilius, mit der Nymphe Egeria, daß ist, der Priesterin der Diana, einen geheimen Umgang hatte. Wir haben oben schon bemerkt, daß dieser Fürst jederzeit eine starke Anhänglichkeit an der alten Religion der Italianischen Völker gehabt hat. Livius führt diese Ursache davon an, weil er in seiner Jugend in der Religion der Sabiner unterrichtet worden wäre; diese Sabiner aber sind ein Umbrisches oder Celtisches Volk. Ohne Zweifel hatte er deswegen eine solche Hochachtung gegen den Wald von Aricia, weil er eines der ältesten und berühmtesten Heiligthümer der Göttin Opis war, die in der folgenden Zeit in Italien Diana genennt wurde. (Lucan. III. v. 86. Ovid. Fast. L. III. v. 271. Metamorph. L. XIV. v. 331. Lucan. L. VI. v. 74. Strabo V. 239. Ovid. Fast. III. v. 264. seqq. Sil. Ital. IV. v. 368. Caroli Steph. diction. in Aricia. Statius sylv. III. 1. v. 55. Propert. Eleg. II. 32. Servius ad Æneid. II. v. 116. Liv. I. 21. siehe oben 2. B. 12. Hauptst.)

Der

Der Dienst eben dieser Taurischen Diana war ehemals auch in Lacedämon eingeführt. „Man nennte sie Orthosia, und brachte ihr im „Anfang Menschenopfer; allein diese Gewohn„heit schien dem Lycurg zu grausam zu seyn, „und er machte an deren statt die Verordnung, „daß junge Leute vor dem Altar der Göttin, „nur bis auf das Blut gepeitscht werden soll„ten.“ Diese Nachricht giebt uns Suidas, und mit ihm stimmt Pausanias überein; nur setzt er noch hinzu, daß der Götze, der an der Vergiessung des Menschenblutes ein Vergnügen fände, diese Neigung aus Tauris mitgebracht hätte, wo man ihm sogar Menschen opferte. Dieser Schrifftsteller nimmt also für ausgemacht an, daß die Säule der Diana von Tauris nach Lacedämon, und nicht in die Nachbarschaft von Rom gebracht worden sey, wie die lateinischen Schrifftsteller vorgaben. (Suidas in Lycurgo. Pausan. Lacon. XVI. 246. 250.)

Servius sucht den Widerspruch, worinnen sich die Geschichtschreiber in dem gegenwärtigen Fall befinden, dadurch zu heben, daß er sagt, da diese barbarischen Opfer den Römern nicht gefallen hätten, ob man gleich Sclaven dazu brauchte; so wäre die Diana, welche Orest nach Italien gebracht hätte, nach dem Tode dieses Prinzen nach Lacedämon versetzt worden, wo man noch ein Bild der alten Opfer beybehalten habe, indem man junge Leute an dem Fuß des Altars bis auf das Blut geisseln lies. Wir wollen untersuchen, ob diese Vergleichung der Schrifftsteller, und diese Art die Widersprüche hierinnen zu heben, statt finden könne. Wie konnte doch der Dienst der Diana von den Römern

aus Italien verbannt, nach Lacedämon versetzt, und von dem Lycurg wieder abgeschafft worden seyn, da doch dieser von der Erbauung der Stadt Rom lebte? Wie kan man sagen, daß die Römer so frühzeitig die barbarische Gewohnheit Menschen zu opfern abgeschafft haben, da es doch ausgemacht ist, daß diese Gewohnheit noch viele Jahrhunderte nach Erbauung der Stadt Rom daselbst geherrscht habe? Solin sucht diese Schwierigkeit auf eine bessere Art zu heben. Er sagt, Orest sey nach seiner Italiänischen Reise wieder nach Argos zurück gekehrt, habe aber die Diana nicht mit genommen, sondern sie zu Aricia, um dem Befehl eines Orakels nachzukommen, zurück gelassen. Ohne uns weiter in diese Fabeln einzulassen, mag es genug seyn, hier anzumerken, daß die Lacedämonier bis auf die Zeiten des Lycurgs der Diana der Scythen, das ist, der Erde, Menschenopfer gebracht haben.

Nach dieser umständlichen Untersuchung könnte man vielleicht ohne weitern Beweiß als richtig voraus setzen, daß unter der Diana, deren Verehrung man auch andern Völkern, als zum Beyspiel den Spaniern, den Galliern, den Deutschen, zuschreibt, überall die Erde verstanden werde; aber zum Ueberfluß wollen wir uns noch die Mühe geben, zu untersuchen, ob man nicht insonderheit bey den alten Galliern einige Spuren derjenigen gottesdienstlichen Verehrung antreffe, welche die andern Celtischen Völker der Erde erwiesen haben. Dionys in seinen Reisen, Strabo und Mela in ihren Erdbeschreibungen, thun von einem berühmten Orakel Meldung, das man in einer nahe bey Gallien gelegenen Insel antreffe. Sie sind zwar weder in Ansehung der Insel, noch auch einiger anderen minder wichtigen Umstände mit einander einig; aber

so viel sieht man doch aus ihren Nachrichten, daß sie alle drey von einer und eben derselben Insel reden. Aus den hieher gehörigen Stellen lassen sich folgende Sätze herleiten. „Erstlich nahe bey der Mündung der Loire war eine kleine Insel, auf welcher ein Heiligthum war, worinnen neun Weiber, oder Jungfern den Dienst verrichteten. Oben haben wir gesehen, daß die Scythische Diana gleichfalls von Priesterinnen bedient worden sey, und daß auch die Deutschen eine Insel hatten, die der Hertus geheiligt war, aus welcher die Göttin zuweilen ausgieng, die benachbarten Völker zu besuchen. Zweytens, zu einer gewissen Jahreszeit begaben sich die Weiber aus der Nachbarschaft in die Insel, um daselbst zu Ehren desjenigen Gottes, welchem der Tempel geweihet war, ein feyerliches Fest zu begehen." Mela redet hier von einer Gallischen Gottheit; die andern Schtifftsteller aber sagen, daß es Bacchus sey. Wir werden bald sehen, daß die Celten den Bacchus niemals weder gekannt, noch verehrt haben. Dieser Irrthum kommt blos von Fremden her. Da diese sahen, daß die Feste der Celten Tage des Wohllebens und der Freude waren, und daß ihre Tänze mit den Tänzen der Bacchantinnen viele Aenlichkeit hatten, so glaubten sie, daß solche dem Bacchus zu Ehren gehalten würden. (Plin. Hist. N. LVI. 4. Arrian. de venat. p. 222. Plutarch. de virtut. mulier. Tom. II. p. 257. Du Chesne Tom. p. 644. Eccard de rebus Franciæ orient. Tom. I. p. 270. Mascow Geschichte der Deutschen. 2. Th. S. 263. Plutarch. in vita Artaxerx. c. 14. Pausan. Lacon. p. 249. Dionys. perieg. v. 570. Strabo IV. 198. Pomp. Mela. III. 6. Bochart. Geogr. sacr. p. 740.)

Wenn

Wenn Gregorius von Tours von einem Bild der Diana redet, welches ehemals in dem Lande der Trevirer gestanden haben soll; so sagt er, daß man zu Ehren der Göttin beym Trunk und wilden Ausschweifungen Lieder gesungen habe. Artemidor bemerkt, nach der Erzählung des Strabo, „daß das Fest, welches man in dieser Insel „gefeyert hätte, zu Ehren der Ceres und der Pro„serpina wäre gehalten worden, und daß man „daselbst eben solche Religionsgebräuche beobachtet „hätte, als in der Insel Samothracien.“ Dies kommt der Wahrheit ziemlich nahe. Ceres ist die Erde, die gröste Göttin der Celten nach dem Teut. Die Geheimnisse zu Samothracien wurden zu Ehren des Himmels und der Erde gefeyert; dies waren die grossen Götter auf dieser Insel, die man sonsten Cotis und Bendis oder Opis nennte, wie wir oben der Länge nach bewiesen habne. Die Gallischen Weiber begiengen das Fest, von dem wir hier reden, bey Nacht; und daraus schliest Artemidor, daß Proserpina Antheil daran gehabt habe. Er folgte hierinnen den Begriffen der Griechen, die den himmlischen Göttern bey Tag, den unterirrdischen aber bey Nacht opferten. (Gregor. Turon. VIII. c. 15. Strabo IV. 198. s. oben 6. Hauptst.)

Endlich verdient auch noch dieses angemerkt zu werden. „Man lies auf diese Insel keine „Mannspersonen kommen, sondern die Weiber, „die sich auf derselben aufhielten, giengen zu „weilen zu Schiff, um die Gesellschaft ihrer „Männer zu geniessen, darauf kehrten sie wie„der in ihre Wohnungen zurück.“ Wenn wir unten von den Druiden reden werden, so wollen wir umständlich beweisen, daß die Gallischen Priester mit ihren Weibern, welche ebenfalls Prie-

sterinnen waren, in den Heiligthümern wohnten. Sie brauchten also gar nicht über See zu gehen, um ihre Männer zu besuchen. Allein, man sieht die Ursache, warum sie sich auf das feste Land begaben, gar leicht ein. Sie begleiteten die Mutter der Göttin dorthin, und wenn alsdenn die Göttin der Gesellschafft der Menschen überdrüssig war, so kam sie mit ihrem Gefolg wieder in ihren Tempel zurück.

Neuntes Hauptstück.

Von der Verehrung der Quellen und Flüsse.

Die Celten leiteten den Ursprung aller Dinge von dem Gott Teut und der Erde her; alle übrige Götter, denen diese Völker Gottesdienst erwiesen, stammten von jenen ab, die man deswegen nur insgemein die grossen Götter zu nennen pflegte, ob sie gleich übrigens unter ihnen selbst einen grossen Unterschied machten, indem sie den Gott Teut für das thätige Grundwesen, die Erde im Gegentheil für das leidende hielten. Die Zahl der Untergottheiten, welche diese Völker verehrten, lief in das Unendliche. In einem jeden Element, in einem jeden Theil der sichtbaren Welt, sollte sich eine solche Gottheit befinden, und es war kein Baum, keine Quelle, kein Bach, der nicht seinen Geist, oder besondern Genius gehabt hätte. Unter diesen hatten diejenigen geistigen Wesen, denen man in dem Wasser und Feuer ihre Wohnung anwies, nach dem Gott Teut, und der Erde, seinem

Weibe,

Weibe, den obersten Platz. Deswegen finden wir auch die Verehrung dieser beyden Elemente bey allen Celtischen Völkern, ja so gar bey den Sarmaten. Es wird uns gar nicht schwer fallen, die Beweisse davon herbeyzubringen. Wir haben ihrer in dem Vorhergehenden schon eine ziemliche Menge angeführt, und wollen sie hier nur mit zwey Worten wiederholen. Wir wollen mit der Verehrung, welche man den Quellen, Seen, Flüssen und Meeren erwies, anfangen. (s. oben 3. und 4. Hauptst.)

Diejenige Scythen, welche man die Königlichen zu benennen pflegte, brachten den Neptun, den sie in ihrer Sprache Thamimasades nennten, Opfer. Die Völker, die um den Palus Mootis herum wohnten, sahen diesen See, als eine Gottheit an, und die Massageten hatten von dem Tanais, der ihr Land durchströmte, eben diesen Begriff. Auch die Türken verehrten das Wasser. Herodot bemerkt, daß das Wasser eine von denen Gottheiten sey, welche die Perser in den ältesten Zeiten verehrten. Strabo, welcher eben dieses erzählt, setzt noch hinzu, daß sie überhaupt dem Feuer und Wasser Opfer brächten, das ist, daß sie diese beyden Gottheiten vorzüglich vor allen andern verehrten. Clemens von Alexandrien und Arnobius geben nicht undeutlich zu erkennen, daß dieser Dienst zu ihren Zeiten abgeschafft worden wäre. Indessen erhellet doch aus dem Sidonius Apollinaris, welcher ohngefähr hundert und funfzig Jahre nach dem Arnobius lebte, daß als Procop, der Vater desjenigen Anthemius, der in der Folge abendländischer Kayser wurde, an den König der Perser war geschickt worden, und einen

Trac-

Tractat mit ihm schloß, die Mayer noch bey dem Wasser und Feuer schwuren. Die Deutschen erwiesen der Donau, und die Alemannen und Franken, allen fliessenden Wassern göttliche Ehre. In den Ueberbleibseln der alten Gesetze und Capitularien findet man, daß die christlichen Fürsten den Deutschen und Gros-Brittannischen Völkern mit allem Ernst verboten haben, den Quellen und Flüssen Dienst und Verehrung zu erweisen; welches ein deutlicher Beweiß ist, daß dieser Aberglaube bey ihnen sehr stark eingewurzelt, und schwer abzuschaffen gewesen seyn muß, weil er so alt und unter diesen Völkern so allgemein ausgebreitet war. Zur Zeit des heiligen Bonifacius gab es noch Deutsche, die den Wäldern und Quellen opferten, einige heimlich, die andern öffentlich. (s. oben 3. u. Hauptst. Clemens Alex. cohort. ad. gent. p. 40. Arnobius L. VI. p. 197. Sidon. Apollin. panegyr. Anthem. v. 23. Willibaldi vita S. Bonifacii cap. 8.)

In einem von den vorhergehenden Hauptstücken haben wir die Meinung derjenigen widerlegt, welche geglaubt haben, daß die Celten dem Feuer und Wasser keine göttliche Ehre erwiesen, sondern sie nur für Sinnbilder, ja nur für die einzigen Bilder, unter denen sie sich die Gottheit vorstellten, gehalten hätten. Procop hat die Sache besser getroffen. Er redet von den Einwohnern von Island und sagt, „daß sie viele Götter und „Geister verehrten, die in dem Himmel, in der „Luft, auf der Erde und im Meere wohnten, „daß sie ausser diesen noch andere minder wichtige „Gottheiten hätten, die ihrer Meinung nach an „die fliesende Wasser und Quellen gebunden wä„ren." Von diesen Untergottheiten glaubten

sie erstlich, daß sie eine vollkommene Kenntniß von allem Vergangenen hätten. Auf diese Einbildung gründeten sie die so genannte Wasserprobe. Wenn ein Mensch eines Verbrechens beschuldiget wurde, wovon er durch die gewöhnlichen und ordentlichen Mittel nicht überführt werden konnte; so warf man ihn in einen Fluß, und war vollkommen überzeugt, daß das geistige Wesen, welches in demselben seine Wohnung hatte, ihn entweder auf den Grund ziehen, oder über der Fläche des Wassers erhalten würde, nachdem er entweder schuldig, oder unschuldig wäre. Zweytens glaubte man, daß diese geistige Wesen eine genaue Kenntnis von der Zukunft hätten. Aus diesem Grund verboten die Weiber, die bey dem Heer des Ariovists waren, vor dem Neumond dem Julius Cäsar ein Treffen zu liefern, weil sie aus der Bewegung und dem Geräusch des Wassers vernommen hätten, daß die Deutschen würden geschlagen werden, wenn sie sich vor dieser Zeit in ein Treffen einliessen. Endlich drittens glaubte man, daß diese Geister auch die Krafft hätten, das Wasser zu vergifften, Stürme zu erregen, und daß sie überhaupt in ihrem Elemente allmächtig wären. (Cæsar B. G. L. I. c. 50. Plutarch. in Cæsare. Tom I. p. 717. Dis Caff. XXXVIII. p. 90. Polyæn. L. VIII. c. 23. Clemens Alex. Strom. L. I. c. 15. Servius ad Æneid. III. v. 466.

Was nun den Dienst selbsten anbelangt, den die Celten dem Wasser leisteten, so war er in ganz Europa, und in allen Asiatischen Gegenden, wo nur Celten angetroffen wurden, einerley. In dem Gregorius von Tours findet man eine sehr merkwürdige Stelle, wo dieser Schrifftsteller von der gottesdienstlichen Ehre, die die Einwohner des

Landes

Landes Gevaudan ehemals einem See erwiesen, welcher auf einem Berg dieses Landes zu sehen war. Es war dieses allem Anschein nach der Berg Lesere, den man ehemals Helanus nennte. „Eine grosse „Menge Bauern, (sagt er,) versammelten sich alle „Jahre bey diesem See. Sie brachten ihm ei„ne Art einer Libation, in dem einige Stücke Zeug, „andere Tuch, noch andere Wolle in denselben „warfen. Ausser dem warfen sie auch fast alle „mit einander allerhand Formen von Käs „und Wachs, ganze Brode, und noch mehrere „andere Sachen, jeder nach seinem Vermögen, „hinein. Sie kamen mit ihren Wägen dahin, „auf welchen sie Essen und Trinken brachten; „nachdem sie nun einige Thiere geopfert hatten, „so lebten sie drey Tage lang herrlich und in Freu„den. Den vierdten Tag, wenn sie im Begriff „waren, wieder nach Hausse zu gehen, entstund „ein fürchterliches Ungewitter, das mit Donnern „und Blitzen begleitet war; es regnete dabey so „hefftig, und es fielen so grosse Hagelsteine, daß „diejenige, die zu dem Fest gekommen waren, nicht „anders glaubten, ihr Ende sey vorhanden. Die„ses ereignete sich gewöhnlich alle Jahre. Lange „Zeit hernach begab sich ein Priester aus der Stadt „mit dem Bischoff an diesen Ort, und bauete in „einiger Entfernung von dem See eine Kirche zur „Ehre Gottes, unter der Anrufung des heiligen „Hilarius von Poitiers. Die Einwohner des „Landes wurden dadurch gerührt, bekehrten sich, „und von dieser Zeit an wendete sich der Sturm „von dieser ganzen Gegend hinweg. (Gregor. Turon. de glor. confess. c. 2.)

Der Leser mag von diesem doppelten Wunder glauben, was er will. Das erste scheint er-

dichtet zu seyn, und so ist das zweyte unnöthig. Wie kan man doch auf die Gedanken kommen, daß die Einwohner eines ganzen Landes, von Jahr zu Jahr, ihre Andacht bey einem See halten, Geschenke von allerhand Art bringen, und ein so feyerliches Fest zu Ehren derjenigen Gottheit, welche daselbst wohnte, halten sollten, wenn sie durch eine vieljährige Erfahrung überzeugt gewesen wären, daß sie nichts als Donner, Bliß, Regen und Hagel, wodurch sie besorgen musten, ums Leben zu kommen, als die Belohnung ihrer Andacht davon trügen. Alles, was uns bey dieser Erzählung wichtig ist, schränkt sich auf folgende Stücke ein. Die Gallier, welche in der Gegend von Gevaudan wohnten, leisteten dem Wasser gottesdienstliche Verehrung, und besuchten alle Jahre mit ihren Familien ein Fest, welches man alle Jahr drey Tage lang zu Ehren des Sees feyerte. Während des Festes opferten sie allerhand Thiere. Jeder warf nach Maasgabe seines Vermögens, Zeug, Tuch, Wolle, Käs, Wachs, Brod, und andere dergleichen Dinge, in das Wasser, damit die Gottheit alle diejenigen Güter segnen möchte, wovon man ihr die Erstlinge gebracht hätte. Dieser Aberglaube dauerte noch in Gallien, nicht nur als bereits das Christenthum eingeführt war, sondern auch noch alsdenn, da viele Kirchen den heiligen Hilarius von Poitiers zu ihrem Schutzheiligen angenommen hatten.

Auch die Franken hatten noch eine ähnliche Ceremonie, nachdem sie bereits die christliche Religion angenommen hatten. Procop erzählt, „daß als sich die Franken, die unter der Anführung des Königs Thuidibert nach Italien gegan„gen waren, einer Brücke, die zu Pavia über den

„Po

„Po gieng, bemeistert hätten, sie die Weiber und „Kinder der Gothen, die sie daselbst angetroffen „hätten, geopfert, und ihre Leichname, gleichsam „als die Erstlinge des Kriegs, als ein Opfer in „den Fluß geworfen hätten. Obgleich diese Bar„baren, (setzt Procop hinzu,) das Christenthum „angenommen hatten, so unterliessen sie doch nicht, „die Gebräuche ihrer alten Religion noch ferner „beyzubehalten; sie opferten Menschen, und unter „allen Greueln waren sie den Wahrsagungen sehr „ergeben" Hieraus kan man ganz natürlich schliessen, daß die Verehrung des Wassers ein wesentlicher Theil der Religion der Celten gewesen ist. Der Aberglaube, dem man am meisten ergeben ist, erhält sich ordentlicher Weise am längsten. (Procop. Goth. II. c. 25.)

Diese Art des Gottesdienstes war in den ältesten Zeiten in allen Abendländern eingeführt. Die Einwohner auf Island brachten den Geistern und Genien, die in Quellen und fliessenden Wassern ihren Sitz hatten, Opfer von allerhand Art. Die Illyrier hatten alle Jahre ein Fest, an welchem sie unter gewissen Ceremonien ein Pferd ersäufften. Die Thessalier verehrten den Peneus, und wenn sie ein Bündnis mit jemanden errichteten, so geschahe diese Ceremonie auf einer Brücke, auf welcher man Opferthiere schlachtete, deren Blut man in den Fluß laufen lies. Aus einer Stelle des Horaz siehet man, daß auch die Römer den Quellen Opfer und Gaben brachten, und wahrscheinlich ist diese Gewohnheit noch aus der alten Religion der Italiänischen Völker übrig. (Servius ad Virg. Georg. I. v. 13. Polyæn. stratag. L. III. c. 9. Horat. carm. L. III. od. 13. Homer. Iliad. XXIII. v. 144.)

Wenn wir uns in den Morgenländern umsehen, so finden wir, daß diese Art des Gottesdienstes, von der wir hier reden, auch unter den Trojanern, einem Scythischen Volk, das aus Thracien gekommen war, eingeführt gewesen ist. Homer führt den Achill also redend ein. Er redet seine Feinde an: „Dieser schöne Scamander, welchem ihr schon seit langer Zeit eine grosse Anzahl „Ochsen opfert, und in welchen ihr lebendige Pferde stürzet, soll euch nicht aus meinen Händen erretten.“ Die Phrygier, Nachbarn und Landsleute der Trojaner, hatten noch bis zur Zeit des Maximus Tyrius diese Gewohnheit beybehalten. Sie warfen die Schenkel der Opferthiere in das Wasser, und ehrten den Namen desjenigen Flusses, dem sie dieses Opfer gebracht hatten. Auch Valerius Flaccus sagt, „daß wenn die Amazonen „von einem Feldzug zurück kämen, sie die Pferde „und Waffen, worüber sie in dem Treffen ein Gelübde gethan hätten, in den Fluß Themodion „würfen.“ Endlich hatten auch die Perser eine solche Ehrfurcht gegen das Meer und die Flüsse, daß sie sich nicht unterstunden, ihr Wasser hinein zu lassen, oder die Hände daraus zu waschen, noch viel weniger sich darinnen zu baden. Es wurde für einen Greuel unter ihnen gehalten, wenn man seine Nothdurft in das Wasser verrichtete, oder etwas unreines, zum Exempel das Aas eines Thiers, das an einer Krankheit gestorben war, hinein warf. Da Tyridates, König von Armenien, der der Religion der Mager zugethan war, auf Befehl des Kaysers Nero nach Rom kommen sollte, so weigerte er sich aus dem Grund zu Schiff dahin zu gehen, weil es die Mager für eine Gottlosigkeit hielten, ihren Auswurf oder andere Entledigungen der Natur in das Meer zu werfen.

sen. (Homer. Iliad. XXI. v. 130. Valer. Flacc. V. 121. Herod. I. 138. Strabo XV. p. 733. Plin. hist. nat. L. XXX. c. 2.)

Die Perser hatten nicht allein eine tiefe Ehrfurcht für dem Wasser, sondern sie erwiesen ihm auch gottesdienstliche Ehre. Sie richteten ihr Gebet an dasselbe, brachten ihm Opfer und Geschenke, wie einer von den grossen Gottheiten. Herodot, wenn er erzählt, wie Xerres mit seinem Heer über die Meerenge der Dardanellen gegangen sey, sagt, „daß, so bald die Sonne aufgegangen „war, er auf die Brücke getretten sey, welche das „feste Land von Asien mit Europa verband, die „man mit Myrrhen und andern Blumen bestreuet „habe. Der König nahm eine goldene Schale „in die Hand, brachte dem Meer ein Trankopfer, „und richtete zugleich sein Gebet an die Sonne, „dessen Inhalt dahin gieng, daß sie ihn in seiner „Unternehmung unterstützen möchte. Nach die„sem Gebet, warf er die Schale nebst einem gol„denen Becher und einem Schwerd in das Meer. „Der Geschichtschreiber setzt hinzu, er könne nicht „mit Gewißheit sagen, ob Xerres dadurch, daß er „ein Schwerd in den Hellespont geworfen, der „Sonne eine Ehre habe erweisen wollen, oder ob „er durch dieses Geschenk die Beleidigung wieder „habe gut machen wollen, die er dem Meer ange„than hatte, als er solchem zur Strafe dreyhundert „Ruthenstreiche habe geben lassen." Aber Herodot löst sich selbsten den Zweifel auf, wenn er weiter unten sagt, „als das Heer des Xerres an „das Ufer des Flusses Strymon gekommen sey, so „hätten die Mager daselbst weise Pferde geopfert, „und ausser diesen noch verschiedene andere Sachen „in den Fluß geworfen." Diese Aenlichkeit zwi-

 schen

schen der Gallischen und Persischen Religion fällt hierinnen deutlich in die Augen. (Herodot. VII. 53. 113. 114.)

Strabo schildert uns zwar den Dienst, den die Perser dem Wasser erwiesen haben, auf eine ganz andere Art. „Dieses ist, (sagt er,) die Art „ihres Opfers. So bald sie an eine See, oder „Fluß, oder eine Quelle kommen, so machen sie einen Graben, und schlachten das Opferthier; aber „sie nehmen sich sehr sorgfältig in Acht, daß nichts „vom dem Blut in das Wasser komme, weil das „Wasser und das Opfer dadurch würden verunreiniget werden. Darauf legen sie das Fleisch „des Opferthieres auf Myrthen und Lorbeern, „und verbrennen es. Das Feuer wird mit kleinen Gesträuch angemacht, und nachdem sie einige Gebete gethan haben, so mischen sie Oel, Milch „und Honig untereinander, und besprengen damit „nicht das Wasser oder das Feuer, sondern die „Erde. Sie verrichten hierauf lange Gebeter, „und halten während dieser Zeit Sträusse von kleinen Myrthen-Zweigen in der Hand.“ Strabo ist sonst in seinen Erzählungen sehr genau, und muste auch die Perser, als Nachbarn seines Vaterlandes, genau kennen. Man kan also diese beyden ganz verschiedenen Erzählungen auf keine andere Art mit einander vereinigen, als daß man sagt, die Sachen hätten sich seit der Zeit geändert; denn Herodot ist beynahe vierhundert Jahre älter als Strabo. Doch dieser kleine Umstand ist nicht der Mühe werth, daß wir uns lang damit aufhalten.

Wir wollen den Schluß dieses Hauptstücks mit einigen Anmerkungen machen, die aus der Na-

tur der Sache fliessen. Erste Anmerkung. Die Mager beschuldigten den Herodot nicht ohne Grund einer Unwissenheit und Unredlichkeit, weil er behauptet hatte, daß, als die Schiffbrücke, welche Xerxes über das Meer hatte machen lassen, durch einen Sturm sehr beschädigt worden sey, er dem Hellespont zur Strafe dreyhundert Ruthenstreiche habe geben lassen; daß er sich nicht damit begnügt habe, ihn als einen Missethäter mit Ketten belegen zu lassen, sondern auch öffentliche Merkmale der Schande habe anthun, und gleichsam brandmarken lassen. Man kan nicht begreifen, wie ein Fürst, der nicht den gesunden Menschenverstand ganz und gar verlohren hat, die Ausschweifung so weit habe treiben können. Allein Herodot erkennt doch auch anderwärts, daß die Perser gegen das Wasser eine besondere Ehrerbietung gehabt hätten. Er schildert uns den Xerxes als einen Fürsten, der seiner Religion sehr treu ergeben war. Er erzählt, daß Xerxes dem Hellespont Geschenke, und dem Strymon Opfer geweihet habe. Kan man glauben, daß dieser Schrifftsteller hieran gedacht habe, da er diesem Fürsten Handlungen zuschreibt, die unter den Persern für die gröste Gottlosigkeit gehalten wurden? Sie würden lieber alle Martern, ja den Tod, erduldet haben, ehe sie sich im geringsten an den Elementen, das ist, an Gottheiten, die darinnen wohnten, versündigt hätten. Die Geschichtschreiber hintergehen uns gemeiniglich, wenn sie von einer andern Religion, als derjenigen, wozu sie sich bekennen, oder wozu sie eine Neigung haben, reden. Herodot urtheilt beynahe wie diejenigen, die dem Calvin vorwerfen, daß er die Strafe des Servets zu hitzig befördert habe, weil er das Geheimnis der Dreyeinigkeit geleugnet hatte, und demohngeachtet den Calvin

 beschul-

beschuldigen, er wäre selbst ein Antitrinitarier oder Socinianer gewesen. Man muß eine unverschämte Stirn haben, wenn man dergleichen Widersprüche behaupten will.

Die zweyte Anmerkung. Die Verehrung, die die Gallier dem Wasser erwiesen, und die Gewohnheit, die sie hatten, Tuch, Zeug, Gold, Silber und andere Kostbarkeiten in das Wasser zu werfen, hat aller Vermuthung nach zu der Fabel Gelegenheit gegeben, daß die Gallier auf ihrer Rückreise nach ihrem Vaterland den Tempel zu Delphi ausgeplündert, und da sie gemerkt hätten, daß der Fluch auf diesen entführten Schätzen ruhe, solche in einen geheiligten See bey der Stadt Toulouse geworfen hätten, woraus sie der Römische Consul Cepio ohngefähr hundert und siebenzig Jahre hernach wieder heraus gezogen habe. Wir wollen uns nicht bey den Widersprüchen aufhalten, die man in den Nachrichten der Schrifftsteller, die diese Fabel erzählen, antrifft; wir haben sie schon oben bemerkt. Auf der einen Seite sagen sie, daß die Gallier den Tempel zu Delphi nicht hätten erobern können, und daß sie alle auf diesem Feldzug umgekommen wären. Wenn nun dieses ist; wie haben sie denn wieder in ihr Vaterland zurück kehren können? wie haben sie einen Schatz wegführen können, der nach der Erzählung des Posidonius funfzehen tausend Talenten, das ist, neun Millionen Thaler, nach dem Justin aber, eine solche Summe ausmachte, die sich Budäus nicht getraute auszudrücken, so unglaublich kam sie ihm vor? Es ist sehr wahrscheinlich, daß Gallier den Tempel zu Delphi eingenommen nnd ausgeplündert haben. Aber auf der einen Seite haben sie beyweiten nicht einen solchen Schatz darinnen gefunden

den, als man vorgiebt, denn die Phocenser hatten sich desselben lange vorher bemeistert; auf der andern aber sind diese Gallier, von denen vorhin die Rede war, niemals aus Languedor ausgezogen, noch wieder zurück gekehrt. Der wahre Ursprung dieses Irrthums ist dieser. Die Römer fanden zu Toulouse einen ungeheuern grossen Schatz, und konnten nicht begreifen, weder, wie er dorthin habe kommen können, noch auch warum man ihn niemals angetastet habe. Sie glaubten also nicht anders, als daß es verfluchtes Gold oder Silber seyn müste, weches man als unrecht erworbenes Gut in das Wasser geworfen habe. Wenn die Römer bedacht hätten, daß in der Nachbarschaft von Toulouse reiche Gold- und Silberminen waren; wenn sie überlegt hätten, daß die Gallier ihren Göttern alles was kostbar ist, weiheten, und daß sie diejenigen mit den härtesten Strafen belegten, welche gottlos genug waren, etwas von den hinterlegten Sachen aus den Heiligthümern oder heiligen Seen wegzunehmen; so würden sie nicht nöthig gehabt haben, sich zu verwundern, noch eine solche abgeschmackte Fabel zu erdichten, um begreiflich zu machen, wie man in einem Tempel in der Stadt Toulouse eine solche Menge Gold nnd Silber habe finden können.

Nachdem Strabo die gemeine Sage, die über diese Sache unter den Römern herumgieng, angeführt hat, so nähert er sich der Meinung des Posidonius, und diese ist eben diejenige, die wir annehmen. Hier sind seine eigene Worte. „Man „erzählt, daß unter dem Kriegsheer, welches den „Tempel zu Delphi belagerte, Tectosager gewesen, „und daß der Schatz, den Cepio, der Römische General, in einer von ihren Städten, Toulouse, ge-

„fun-

„funden hatte, ein Theil desjenigen Silbers ge„wesen sey, welches sie von Delphi weggeführt „hätten. Man sagt ferner, daß die Tectosager „von ihren eigenen Gütern und Schätzen dazu ge„than, und solche mit einander dem Apollo gehei„ligt hätten, um seinen Zorn zu besänftigen. — „Allein die Erzählung des Posidonius ist weit wahr„scheinlicher. Dieser Schrifftsteller sagt, daß „man zu Toulouse ohngefähr funfzehen tausend „Talente gefunden habe, welche theils in Capellen, „theils in geheiligten Seen wären hinterlegt ge„wesen. Das Gold und Silber war nicht ge„münzt, oder gearbeitet, sondern noch roh. Da„mals war in dem Tempel zu Delphi weder Gold „noch Silber anzutreffen, denn die Phocenser hat„ten ihn zur Zeit des heiligen Kriegs rein ausge„plündert. Und wenn auch noch etwas weniges „da gewesen ist; so wurde es unter die vielen Per„sonen vertheilt. Es ist auch gar keine Wahr„scheinlichkeit, daß die Tectosager unversehrt wie„der in ihr Vaterland zurück hätten kommen kön„nen, da sie sich durch ihre Uneinigkeiten so vieles „Unglück zugezogen haben, und auf alle Seiten „zerstreut worden sind. Ich halte mich also „blos an dasjenige, was Posidonius und andere „Schrifftsteller erzählen. Da dieses Land an „Gold und Silber sehr fruchtbar war, und von „sehr abergläubischen Völkern bewohnt war, die „wenig oder gar keinen Aufwand machten, so „traf man an vielen Orten in Gallien heilige „Schätze an. Man warf das Gold und Sil„ber in die Seen, und setzte sich dadurch in voll„kommene Sicherheit. Da sich die Römer des „Landes bemächtigten, so liessen sie diese Seen öf„fentlich verkaufen. Von den Käufern funden „ihrer viele ganze Klumpen gediegenes Silber.

„Uebri-

„Uebrigens war zu Toulouse ein Tempel, den man „für sehr heilig hielte. Alle benachbarte Völker „hatten für diesem Ort eine besondere Hochach„tung; und daher kam es, daß unsägliche Reich„thümer daselbst angetroffen wurden, indem alle „Tage Geschenke dahin gebracht wurden, die kein „Mensch antasten durfte.“ Posidonius hat die Sache genau getroffen, und man braucht zu seinen Anmerkungen weiter nichts hinzu zu setzen. Im Jahr 1420. fand man zu Baden in der Schweitz in einigen Brunnen, goldene, silberne und kupferne Münzen. Ohne Zweifel sind sie zu der Zeit hinein geworfen worden, da die Helvetier wie andere Gallier den Brunnen gottesdienstliche Verehrung erwiesen, und ihnen Geschenke brachten. (Strabo IV. 188. Delices de la Suiffe, Tom. III. p. 440.)

Die dritte Anmerkung. Das gemeine Volk in den meisten deutschen Städten haben noch heut zu Tage eine Meinung, die ein Ueberbleibsel von dem Aberglauben, von dem wir in dem gegenwärtigen Hauptstück geredet haben, zu seyn scheint. Sie setzen in die Seen und Flüsse einen Geist, den sie eine Wassernixe zu nennen pflegen, und glauben, daß ihnen die Menschen einen gewissen jährlichen Tribut bezahlen müsten. Wenn also jemand das Unglück hat zu ersaufen, so stehen sie in den Gedanken, als wenn ihn die Nixe bey den Füssen gezogen und im Wasser erstickt habe.

Zehen-

Zehentes Hauptstück.

Von der Verehrung des Feuers.

Wasser und Feuer hatten nach dem Lehrbegriff der Celten unter denjenigen Gottheiten, die von dem Teut und der Erde, seiner Frau, ausgeflossen waren, die oberste Stelle. Diesen beyden Elementen opferten auch die Perser vorzüglich vor allen, und sie glaubten ihren Worten keine grössere Krafft zu geben, als wenn sie beym Wasser und Feuer schwüren. Es scheint, daß sie diesen Theil ihres Gottesdienstes von den Assyriern und Chaldäern, ihren Nachbarn, angenommen haben. Allein auf der einen Seite merkt schon Herodot an, daß die Perser in den ältesten Zeiten, ehe sie fremden Aberglauben angenommen hatten, der Erde, dem Wasser, dem Feuer, den Winden, Opfer gebracht hätten; und auf der andern Seite war dieser Feuerdienst auch unter den Scythischen und Celtischen Völkern in Europa eingeführt. Die Macedonier, und überhaupt alle Griechen, verehrten die Vesta, (εστια) so nennten sie das Feuer, ehe sie von den Ausländern das Wort Pyr (πυρ) angenommen hatten, und unterhielten ihr zu Ehren ein ewiges Feuer. Der Tempel, den diese Gottheit zu Rom hatte, war von dem Numa Pompilius erbauet worden, als welcher seiner alten Religion beständig treu blieb; auch sahe man kein Bildnis der Gottheit in demselben. „Nach dem „Bericht des Julius Cäsars, nahmen die Deut„schen keine andere Gottheit an, als die sie selbst „mit Augen sahen, und von deren Beystand sie augen-

„augenscheinlich überzeugt waren, die Sonne, den „Mond, und den Vulcan, welcher hier offenbar „nichts anders, als das Feuer, ist.“ Diesem Vulcan hatten die Gallier unter Anführung ihres Königs Virdomars die Waffen der Römer geweihet, in dem Fall, wenn sie sie überwinden würden. Die alten Einwohner von Gros-Brittannien erwiesen dem Feuer gleichfalls gottesdienstliche Verehrung; nicht weniger hielten es die Türken in grossen Ehren, und die Scythen, die es in ihrer Sprache Tabiti nennten, brachten ihm Opfer. (s. oben 4. u. 9. Hauptst. Ovid. Fast. VI. v. 291. sq. Diod. Sic. II. p. 126. Liv. I. 20. Florus II. 4.)

Die Alten lassen uns in einer grossen Unwissenheit, worinnen denn eigentlich derjenige Dienst bestanden habe, welchen die Celtischen Völker dem Feuer leisteten, und was sie für Ceremonien dabey beobachtet haben. Wir wollen das wenige, das sie uns davon sagen, zusammen suchen. Die alten Einwohner von Italien, sagen sie, unterhielten in dem Tempel der Vesta ein ewiges Feuer, vor welchem sie ihr Gebet verrichteten. Die Perser machten sich ein Gewissen daraus, etwas unreines in das Feuer zu werfen; sie erduldeten lieber die grausamsten Martern, ehe sie eine solche Gottlosigkeit begiengen. Strabo sagt, „wenn „sie dem Feuer opfern wollten, so legten sie dürres Holz, wovon sie vorher die Rinde abgemacht „hätten, in Ordnung. Nachdem sie es mit Fett belegt, und mit Oel begossen haben, so zünden sie das „Feuer an, hüten sich aber, solches mit dem Munde anzublasen, sondern suchen es durch Bewegung „in die Flamme zu bringen. Wer sich unterstehen würde, in das Feuer zu blasen, oder Koth, „oder wohl gar ein todtes Aas hinein zu werfen,

„würde

„würde ohnfehlbar mit dem Tode bestraft wer„den. Sie haben auch Tempel, die dem Feuer „geheiligt sind; es sind dieses grosse Bezirke, wor„innen man einen Altar sieht, auf welchem die Ma„ger unter einem grossen Aschenhaufen ein ewiges „Feuer unterhalten. Die Mager gehen alle Tage „in diesen Bezirk, oder Tempel, und richten ihr „Gebet eine ganze Stunde lang zum Feuer, halten „in der Hand heilige Kräuter, und haben auf dem „Kopf eine Mütze, die auf beyden Seiten herab„hängt, und deren Spitzen ihnen die Backen und „Lippen bedecken." Maximus von Tyrus setzt noch hinzu: wenn sie brennbare Materie in das Feuer würfen, so bedienten sie sich dabey der Worte: verzehre es, o Herr! Hieraus schliesse ich, daß bey den Celtischen Völker der Feuerdienst darinnen bestanden habe, daß sie in ihren Heiligthümern oder Capellen, ein heiliges Feuer unterhalten haben, vor welchem sie ihr Gebet verrichteten. Die Czeremissen haben noch heut zu Tage einen ähnlichen Gebrauch. Sie werfen Brod und Fleisch in das Feuer, und wünschen, daß der Geruch davon der Gottheit angenehm seyn möge; sie schreyen dabey: Jumala Sargala, das ist, Gott erbarme dich meiner. (Ovid. Fast. VI. v. 300. Suidas in Αυθιγενης, Tom. I. p. 379. Strabo XV. 732. Strahlenberg. l. c. p. 419.)

Der Dienst, welchen die Celten dem Feuer leisteten, beruhete auf eben dem Grund, auf welchen die Verehrung des Wassers gegründet war. Man sahe es als eine Gottheit an, und setzte geistige Wesen in dasselbe, die weit vollkommener als die Menschen wären. Man fragte sie, theils um das Vergangene zu erfahren, wohin

zum

zum Exempel die Probe mit dem glüenden Eisen und siedenden Wasser gehört; theils auch um von der Zukunft Kenntnis zu erlangen. Man hat zum Exempel angemerkt, daß die alten Einwohner von Gallicien in denjenigen Wahrsagungen sehr erfahren gewesen, die sie aus dem Feuer anstellten, das ist, sie rühmten sich, daß sie die Zukunft theils aus der Farbe, und dem Platzen des heiligen Feuers, theils auch aus dem Bliz erkennen könnten. Herodot geht noch weiter, und sagt, „daß die Scy„then vor allen andern Göttern vorzüglich die Ve„sta, und nach dieser erst den Jupiter und die „Erde verehrten.“ Diese Ausdrücke scheinen nicht undeutlich zu erkennen zu geben, daß die Scythen das Feuer als den höchsten Gott angesehen haben. Justin legt den Scythen solche Worte in den Mund, woraus man fast nichts anders sollte schliessen können, als daß sie das Feuer als den höchsten Gott angesehen haben. Sie sagten, das Feuer habe die Menschen und Thiere, ja die ganze Welt gezeugt. Eben diese Meinung hatten auch die Stoiker, welche sagten, daß das Wesen ihres Jupiters ein subtiles Feuer sey, welches alle Theile der Materie durchdringe und belebe; aber diese Meinung ist ohne den geringsten Grund. (Justin. II. 1.)

Man kan auf dasjenige, was Herodot von den Scythen sagt, nicht viel bauen, indem seine Kenntnis von ihnen sehr unvollkommen und mangelhaft ist. Dieser Schriftsteller versichert in der bereits oben angeführten Stelle, daß die Scythen niemanden als dem Mars Bildnisse, Tempel und Altäre geweihet hätten. Nun aber ist der Mars der Scythen und ihr Jupiter einerley. Diesem Jupiter, und nicht dem Feuer schrieben sie den Ur-

 sprung

sprung aller Dinge zu. Herodot giebt es selbst nicht undeutlich zu verstehen, indem er sagt, daß sie ihren Jupiter Pappäus genennt, und die Erde als seine Frau angesehen hätten. Auch die Türken, die doch eine sehr grosse Hochachtung für das Feuer hatten, haben demohngeachtet das Feuer von dem Gott, der Himmel und Erde erschaffen hatte, genau unterschieden. Was die Rede anbelangt, die Justin den Scythen in den Mund legt, so ist sie ein genauer Abdruck von der Denkungsart des Geschichtschreibers, welcher keine Gelegenheit vorbey lies, um die Lehrsätze der Stoiker mit einzumischen. Uebrigens aber darf man gar nicht zweifeln, daß die Scythen, so wie die Perser, das Feuer allen übrigen Elementen vorgezogen haben. Sie glaubten, daß die Geister, die in dem Feuer wohnten, viel reiner, durchdringender, und würksamer wären, als diejenigen, die sich in den übrigen Elementen aufhielten, und daß sie folglich auch von den Menschen einen besondern Dienst und Verehrung verdienten. (Firmic. Matern. p. 413. s. oben 6. u. 7. Hauptst.)

Uebrigens richteten die Perser, der Erzählung des Strabo zu Folge, bey allen ihren Opfern, die sie den Göttern brachten, ihr Gebet zu erst an das Feuer. Die Ursache davon ist deutlich einzusehen. Opfer und Rauchwerk konnte nicht anders als vermittelst des heiligen Feuers, das man in dem Tempel, oder dem eingeschlossenen Platz, der denselben vorstellte, aufbehielte, gebracht werden. Man glaubte, dieses Feuer sey vom Himmel gefallen. Wenn es nun gewisser massen der Diener und Bote war, welcher das Rauchwerk und Opfer, welches die Menschen den übrigen Göttern heiligten, an den Ort seiner Bestimmung

stim-

mung brachte; so baten die Perser vor allen Dingen das heilige Feuer, die ihm anvertraute Gaben nicht zu unterschlagen, sondern dem Gott, dem sie bestimmt waren, getreulich zu überbringen. (Strabo XV. p. 733. Ammian. Marcell. XXIII. p. 375. Curtius III. c. 3. Firmic. Matern. p. 413.)

Die alten Griechen zündeten Feuer vor ihren Häussern an, wenn sie zur Ehre der Erde das Upianassa sungen. Eine Stelle aus dem Hesychius giebt dieses zu erkennen. Hieraus kan man diejenigen entschuldigen, welche vorgegeben haben, die Vesta sey die nemliche Gottheit, als die Erde. Uebrigens weiß man, daß die Scythen ihre Tabiti, das ist, das Feuer, von der Apia, welches die Erde war, genau unterschieden haben. Auch die Römer sagten, daß die Vesta die Tochter der Ops und des Saturns sey. Hierinnen folgten sie dem Lehrbegriff der Celten, welche behaupteten, daß die Untergottheiten von dem Gott Teut und seiner Frauen der Erde, unmittelbar abstammten. (Dionys. Halic. II. p. 126. Ovid. Fast. VI. v. 267. 460.)

Die Celtischen Völker wahrsagten nicht allein aus dem Feuer, sondern sie brauchten es auch zu allerhand Zauberkünsten. Wenn wir unten von ihren abergläubischen Gebräuchen reden werden, so wird mehr davon vorkommen. Sie brauchten das Feuer, um Menschen, Thiere und Pflanzen zu reinigen. Die Meinung, die sie von der grossen Krafft des Feuers hatten, war der Grund von der tiefen Ehrfurcht, welche sie gegen dasselbe hatten. Es scheint sehr wahrscheinlich, daß das Feuer, welches man an vielen Orten den Abend vor St. Johannes-Tag anzündet, noch ein Ueberbleib-

 sel

sel dieses alten Aberglaubens, und der besondern Verehrung sey, welche die Celten ehemals gegen das Feuer gehabt haben.

Eilftes Hauptstück.

Von der Verehrung der Luft und Winde.

Man hat vollkommen recht, wenn man sagt, wenigstens in gewissem Verstand, daß die Celtischen Völker alle Elemente verehrt haben. Sie beteten geistige und unsichtbare Götter an, das ist wahr; aber sie banden sie alle an ein gewisses Element, und es war kein Theil der Materie und der sichtbaren Welt, welcher nicht unter der Regierung einer besondern Gottheit gestanden wäre. Die alten Philosophen bestimmten vier Elemente, Erde, Wasser, Feuer und Luft. Von den drey ersten haben wir bisher geredet, und gesehen, was ihnen die Celten für Verehrung erwiesen haben. Wir müssen nun auch noch kürzlich zeigen, daß auch das vierdte Element, nemlich die Luft, eben dieser Ehre gewürdigt worden sey. Die heftige Bewegung der Luft, die Stärke und Geschwindigkeit ihrer Würkung, die erschrecklichen Verwüstungen, welche der Regen, der Blitz, die Stürme und das Ungewitter zu verursachen pflegen; alles dieses überredete die Celten, daß die Luft mit einer unzählbaren Menge Geister angefüllt sey, welche, indem sie in mancherley Betracht, Meister über das Schicksal der Menschen wären, allerdings verdien-

dienten, daß ein Mensch Hochachtung gegen sie habe, und solche auch durch gottesdienstliche Verehrung an den Tag lege. Wir haben oben schon im vierdten Hauptstück bewiesen, daß die Türken die Luft verehrten. Ebendaselbst haben wir auch von den Persern gezeigt, daß sie in den ältesten Zeiten den Winden Opfer gebracht haben. Auch die Deutschen hatten ihren Thor, „der die Regierung über die Luft hatte, und unter dessen Gebiete der Donner, der Blitz, die Winde und Erdfrüchte waren.“ Dieser Thor war der Taranis der Gallier, eben der, den Julius Cäsar Jupiter nennte, weil man ihm die Herrschaft über die Luft zuschrieb. Die Lacedämonier brachten vor Alters den Winden auf einem Berge ihres Landes alle Jahre ein feyerliches Opfer, und wenn man einem alten Geschichtschreiber, den Clemens von Alexandrien anführt, Glauben beymessen darf, „so richteten die Priester der Macedonier ihre Gebete zu dem Bedy, das ist, der Luft, und baten „sie, ihnen und ihren Kindern gnädig zu seyn.“ (s. oben 4. und 6. Hauptst. Pomp. Fest. p. 345. Etymol. magn. p.. 103. Clemens Alex. Strom. L. V. p. 673.)

Die Celtischen Völker weissagten aus der Luft, wie aus allen andern Elementen. Unten werden wir es näher beweissen. Besonders richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Wahrsagungen, die sie aus dem Blitz herleiteten. Die Scythen schwuren bey den Winden, nicht allein weil das Leben der Mensch von der Luft, die sie einathmen, abhängt, wie es Lucian erklärt, sondern auch, weil sie den Luftgeistern eine Kenntnis zuschrieben, die weit über die menschlichen Kräffte gieng. (Lucian in Toxari. p. 640.)

Die grosse Absicht, welche die Celten bey ihrer Verehrung, die sie den Luftgeistern erwiesen, hatten, war, daß sie günstige Witterung und heilsame Würkungen in den Cörpern davon hofften. Von den Magern wird erzählt, daß sie sich tiefe Einschnitte in das Fleisch ihres Cörpers gemacht, und allerhand Zauberkünste getrieben hätten, um dadurch zuwege zu bringen, daß sich der Sturm, wodurch ein grosser Theil der Flotte des Xerxes zu Grunde gerichtet worden war, legen möchte. August bequemte sich ohne Zweifel nach einem ähnlichen Aberglauben der Gallier, da er bey seinem Aufenthalt in Narbonne einem gewissen Wind, den man Circius nennte, einen Tempel weihete. Es war dieses einer von den wütendsten Winden, die in jenen Gegenden wehen, dennoch aber hatten ihn die Einwohner des Landes gern, weil er die Luft von den bösen Dünsten, womit sie angefüllt war, reinigte. Es war dieses eben der Wind, den Strabo Melamborus nennt, und man behauptet, daß er von Westen gewehet habe. Uebrigens sieht man aus den Capitularien Carls des Grossen, daß es noch zu seiner Zeit Leute gegeben habe, die sich rühmten die Krafft zu haben, Stürme zu erregen, und andere, die vorgaben, solche durch ihre Zaubereyen wieder zu stillen. Die ersten nennte man Tempestarii, und die andern Obligatores. Die Schlüsse der Kirchversammlungen verbieten diesen Aberglauben mit Recht, der eben so nichtswürdig, als gottlos ist. (Herodot. c. 191. Seneca quæst. nat. L. V. c. 17. Plin. hist. nat. L. II. c. 47. L. XVII. c. 2. Capitular. Carol. M. L. I. tit. 64. p. 239. du Cange dictionar. sub voce: Cauculatores, Incantatores, Tempestarii, obligatores.

Zwölftes Hauptstück.

Von der Verehrung der Sonne.

Völker, welche die Elemente mit allen Theilen der sichtbaren Welt verehren, müssen natürlicher Weise auch eine grosse Ehrfurcht für das Firmament haben, und die vollkommensten nnd reinsten Geister dahin setzen. Die Schönheit der Sonne, der Nutze, den sie der ganzen Welt leistet, das Licht und die Wärme, welches sie mittheilet, alles dieses, das zur Erhaltung der Menschen, Thiere und Pflanzen so nothwendig ist, muste diese Völker, die ohnedies mit allen himmlischen und irrdischen Cörpern Geister, die nach dem Verhältnis der Feinheit uud Würksamkeit der Materie, die sie belebten, mehr oder weniger vollkommen waren, verbanden, nothwendig auf die Gedanken bringen, auch die Sonne als eine grosse Gottheit anzusehen. Man wird sich daher gar nicht wundern, wenn man sieht, daß die Scythen und Celten die Sonne angebetet haben. Diese Art der Abgötterey ist eine der ältesten, und hatte sich ehemals in der ganzen Welt ausgebreitet.

Hier wird es nicht undienlich seyn, eine kleine Ausschweifung über die Namen zu machen, womit die ältesten Einwohner von Europa die Sonne benennt haben. Die Deutschen nennten sie Son; die Lateiner Sol; die Moscoviten Solnze; die Sclaven, welche längst dem Adriatischen Meer hin wohnten, Sunze, oder Sunacze. Wenn

man dem Jacob Gronov glauben kan, so nennten sie die alten Einwohner von Spanien gleichfalls Son, oder Ton. Macrobius sagt, „daß die „Accitanier, ein Spanisches Volk, ein Bildnis „des Mars mit vieler Andacht verehrten. Das „Haupt desselben war mit Stralen besetzt, die Ein„wohner des Landes nennten ihn Neton, oder nach „der Schreibart in andern Exemplaren, Neuton." Gronov behauptet in einer Anmerkung zu dieser Stelle, daß dieses Bild nicht den Gott Mars, sondern die Sonne vorstellte. Die Stralen, welche dieses Bild um den Kopf hatte, könnten dieser Vermuthung einigen Grund geben; und das Wort Neu-son, oder Neu-ton, kan so viel heissen, als die neue oder aufgehende Sonne. Macrob Saturn. L. I. c. 19.)

Es mag nun mit dieser Vermuthung eine Bewandnis haben, welche es will; so kan man doch aus der Aenlichkeit des Namens, den die Lateiner, Deutsche und Sarmaten der Sonne gaben, urtheilen, daß das Wort Son, derjenige Name ist, den die alten Einwohner von Europa, diesem Gestirne beylegten. In der Nieder-Brittannischen Sprache, die man für die alte Sprache der Celten hält, wird die Sonne Heaul genennt, und eben dieses Wort trifft man, dem Vater Rostrenen zu folge, auch noch in der Grafschaft Wallis an. Ein Worforscher, der für die deutsche Sprache so eingenommen wäre, als der Vater Pezron für die Nieder-Brittannische Sprache ist, würde das Wort Heaul, von dem deutschen Wort Hell, d. i. klar, heiter, oder von heilen, d. i. gesund machen, herleiten. In Ansehung der letztern Ableitung würde er sich auf eine Stelle aus dem Julius Cäsar berufen, welcher sagt, daß die Gallier

Gallier den Apollo verehrten, und ihm die Heilung der Kranken zuschrieben. Allein weit wahrscheinlicher ist es, wenn man annimmt, daß das Wort Heaul von denen Griechen, die zu Marseille eine Colonie errichtet hatten, entlehnt worden sey. Die Griechen nennten die Sonne ηλιος, Helios, und sie selbsten haben dieses Wort von den Phöniciern bekommen. Der eigentliche Name der Sonne war im Phönicischen Schemesch. Aber die Abgötter gaben ihr in der folgenden Zeit viele Titel, woraus man abnehmen kan, daß sie sie für eine der grösten Gottheiten gehalten haben. Man nennte sie zum Exempel, Hel, oder El, das ist, den starken Gott, Moloch, oder Bal, d. i. König, Bal-Schammaiim, d. i. König des Himmels, Abel, Herr und Vater. Hieraus haben die Griechen offenbar die Namen ηλιος, Helios, αβελιος, Abelios, απολλον, Apollo, welchen Namen sie der Sonne eben so wohl gaben, als den Namen βαλλην, Ballen, der in Phrygien und Gros-Griechenland einen König bedeutet. In der Folge der Zeit kamen diese Worte von den Griechen, und besonders von denjenigen, die sich zu Marseille niedergelassen hatten, auf die Gallier, ihre Nachbarn; und diese gaben der Sonne die Namen, Heaul, Abelio, und Belenus. (Rostrenen. diction. celtiq. p. 872. Cæs. B. G. VI. 17. Servius ad Æeneid. I. v. 645. & 733. Bochart. Geogr. p. 737. Scholiast. Æschyli ad Pers. p. 156. apud Vossium p. 500. Gruteri inscript. p. 37. n. 4. 5. 6. Scaliger. Auson. Lect. L. I. c. 9.)

Um nun wieder auf die Hauptsache zu kommen, so ist es ausgemacht, daß alle Celtische Völ-

ker der Sonne gottesdienstliche Verehrung erwiesen haben. Die Alten, welche der Hyperboräer Meldung thun, reden von ihrem Apollo, und mitten durch ihre kindische Fabeln, die sie erzählen, siehet man doch die grosse Hochachtung durchschimmern, die diese Völker für die Sonne gehabt haben. Wir wollen ein Exempel davon anführen. Diodor von Sicilien redet von den Hyperboräern, und setzt sie nach dem Hecatäus in eine von den Inseln des Oceans gegen Celtica über. Er sagt: „Die Bäume der Insel tragen zweymal des Jahres Früchte. Die Fabel erzählt, daß Latona in diesem Lande gebohren worden. Daher kommt es, daß die Einwohner vornemlich den Apollo verehren. Jedermann ist gleichsam ein Priester dieses Gottes; jedermann besingt täglich sein Lob. In der Insel ist ein schöner Wald, der dem Apollo geheiligt ist; ein Tempel von einer sphärischen Figur, der mit Geschenken angefüllt ist, und eine Stadt, die eben diesem Gott gewidmet ist. Die meisten Einwohner verstehen die Music, sie spielen in dem Tempel des Apolls auf der Cither, und singen Lieder zu seinem Lobe." (Diod. Sic. L. II. p. 91.)

Was Hecatäus von der Lage dieser Insel sagt, paßt vollkommen auf Gros-Brittannien. Aber man hat Ursache zu glauben, daß er die Götter und Einwohner eben so wenig kennte, als die Bäume und den Himmelstrich der Insel. Und aus dieser Ursache hat man eben nicht nöthig, den Verlust desjenigen Werks so sehr zu bedauern, das er von dem Apollo der Hyperboräer geschrieben hatte. Es war ohne Zweifel nichts anders, als ein Gewebe von lauter Fabeln. In

den Argonautischen Gedichten des Apollonius findet man noch eine andere Erzählung, welche eben so lächerlich ist. Sie sagen: als Jupiter den Aesculap mit dem Bliz erschlagen habe, so sey Apollo über seinen Tod ausserordentlich betrübt worden, und habe sich in das Land der Hyperboräer begeben, daselbst habe er so viele Thränen über den Verlust seines Zöglings vergossen, daß sie in Bernstein wären verwandelt worden, den man noch heut zu Tage in grosser Menge daselbst fände. Diese Hyperboräer sind keine andere, als die Celten, die längs dem Po hin wohnen. Hieher kamen die Panonier und verkauften den Bernstein, den sie von den Estionen gekauft hatten; die Griechen glaubten, daß er in dem Lande, wo sie ihn kaufften, selbst wachse. (Ælian. Hist. animal. L. XI. c. 1. Apollon. Argon. L. IV. p. 440. Plin. H. N. L. XXXVII. 3. Solin. c. 33.)

Die meisten von den Alten haben indessen doch die Hyperboräer um die Donau herumgesetzt, und sagten in sehr allgemeinen Ausdrücken, „daß Apollo alle Jahre diese Völker besuche, um „einem feyerlichen Fest beyzuwohnen, das sie „ihm zu Ehren begiengen, und auf welchem sie „Esel opferten. Dieser Gott findet ein beson„deres Vergnügen daran, wenn er diese Thiere „schreyen hört, und zu gleicher Zeit ergözt er „sich besonders an den Zurufungen, Gastereyen, „und andern Ausbrüchen der Freude, welche die „Hyperboräer während eines Festes, wovon er „der einzige Gegenstand war, zu erkennen gaben. „So lang diese Feyerlichkeit dauerte, war das „Orakel zu Delphi stumm, weil alsdenn der „Gott, der es zu geben pflegte, abwesend war.“ (Pin-

(Pindar. Olymp. 3. & 8 Scholiast. ad h. l. Apollon. Argon. L. II. p. 111. Clemens Alex. cohort. ad gent. Tom. I. p. 25. Pind. pyth. od. 10. Claudivanus de VI. consul. Honorii. v. 51.)

Aus den hier angeführten Stellen siehet man, daß die Hyperboräer, von denen hier geredet wird, niemand anders sey, als die Deutschen, welche jährlich ein Fest feyerten, um sich über die Zurückkehr der Sonne zu freuen; sie opferten ihr unter andern Opferthieren auch eine grosse Menge Pferde. Die deutschen Völker verehrten eben so wie die Gros-Brittannischen, die Sonne, und wir werden in dem folgenden Buch zeigen, daß das Fest über die Zurückkehr der Sonne eines der grösten und feyerlichsten gewesen sey, unter allen Festen, die sie hatten. Dieses hatten sie mit allen den Völkern gemein, die man mit dem Namen der Scythen bezeichnet. Die grosse Verehrung, die sie gegen dieses Gestirn hatten, bewog einige Alte zu glauben, daß sie keinen andern Gott, als die Sonne erkennten. [s. oben 1. und 3. Hauptst. Herodot. I. 216.]

Paulus Orosius behauptet, daß der berühmte Tempel zu Toulouse, von dem wir oben geredet haben, und wo die Römer so unsägliche Reichthümer gefunden hatten, der Sonne geheiligt gewesen sey. Ja es scheint, daß der einzige Umstand, der zu der ganzen Vermuthung Gelegenheit gegeben hat, eine blose Fabel ist, deren Unrichtigkeit wir oben im neunten Hauptstück schon gezeigt haben. Weil man einmal glaubte, daß das Gold und Silber, welches der Proconsul Cäpio aus einem heiligen See zu Toulouse

se gezogen hatte, einen Theil desjenigen Schatzes ausmachte, den die Tectosager aus Delphi mitgebracht hatten; so verfiel man auf der andern Seite so gleich auf die Vermuthung, daß diese Kirchenräuber dasjenige, was sie in dem einen Tempel der Sonne geraubt und geplündert hätten, ihr in einem andern wieder geweihet hätten. Dieses ist eben so unwahrscheinlich, als, daß der berühmte Tempel des Apollo zu Autun von den Galliern erbauet worden. Wenigstens stund er noch nicht zu derjenigen Zeit, da es diese Völker für eine Gottlosigkeit ansahen, die Gottheit in Tempeln zu verehren. Uebrigens ist es bekannt, daß die Sonne unter dem Namen Belis, oder Belenus, nicht nur von den Norikern, die um Aquileja herum wohnten, sondern auch von den Galliern, die in der Gegend von Bayeux, und in dem heutigen Bretagne, oder dem alten Armorica wohnten, verehrt worden ist. Wir haben schon oben bemerkt, woher der Name Belenus seinen Ursprung habe; deswegen wollen wir uns nicht länger dabey aufhalten. Die Noriker konnten ihn von den Griechen, die an dem Adriatischen Meere ihre Niederlassungen hatten, und die Gallier, von der berühmten Colonie zu Marseille, bekommen haben. (Oros. L. IV, c. 15. Eumen. Paneg. Constanti c. 21. Tertull. apologet. c. 24. & ad Gent. c. 8. Herodian. L. VIII. p. 608. Capitolin. in Maxim. p. 47. Gruteri inscript. p. 36. Ausonii Profess. 4.)

Wir wollen noch einige besondere Merkwürdigkeiten anführen, die den Dienst, den die Scythischen und Celtischen Völker der Sonne erwiesen haben, angehen. Erstlich sagt Herodot, daß

daß sie die Scythen Oetosyrus nennten, welchen Namen Hesychius in seinem Wörterbuch durch Goetosyrus ausdrückt. Dieser leztere Name kan vielleicht der richtige seyn. Das Wort Goetosyrus, [goet = Syr,] bedeutet so viel als gutes Gestirn, und war wahrscheinlicher Weise kein eigenthümlicher Name, sondern nur ein Beyname der Sonne. Zweytens, eben diejenigen Scythen, opferten der Sonne an denjenigen Festen, die sie ihr geweihet hatten, Pferde. Sie führten zur Ursache von diesem Gebrauch, der allen Europäischen Völkern gemein war, diese an, daß es sehr natürlich wäre, demjenigen Gott, dessen Bewegung die hefftigste wäre, auch das leichteste und geschwindeste unter allen Thieren zu opfern. Da nun diese Pferde sehr klein, unansehnlich, und von einer röthlichen Haut waren; so sagten die Alten, und besonders die Dichter, es mochte nun entweder Spott seyn, oder sie mochten es im Ernst glauben, daß die Scythen dem Apollo Esel opferten. Aber die Naturkündiger und Geschichtschreiber, die die Sache in der Nähe untersucht haben, haben angemerkt, daß diese Thiere weder in Pontus, noch in Scythien, noch in Gallien eigentlich zu Hausse wären, weil sie in der Kälte dieser Länder nicht aushalten könnten. (Strist. de anim. L. VIII. c. 25. 828. Herod. IV. 28. 129. Bochart, Geogr. L. III. c. 11.)

Drittens, die der Sonne gewidmeten Heiligthümer waren gewöhnlicher Weise Wälder, und man wählte besonders diejenigen dazu, deren Bäume ihre Blätter im Winter nicht verlieren. Dies ist der Ursprung desjenigen Namens, den die Mösier einem ihrer geheiligten Wälder, der in der Gegend von Clazomene war,

gaben.

gaben. Sie nennten ihn Apollo Grynäus, das ist, die grüne Sonne. Vielleicht gielt eben diese Anmerkung und Erklärung von dem Apollo grannus, welche Benennung in vielen Aufschrifften, die man in Deutschland und Schottland findet, vorkommt. Wir behaupten, bis man uns etwas besseres und mehr befriedigendes hierüber sagt, daß dieser Apollo grannus, eben der Apollo der Celten sey, das ist, die Sonne, die man in immer grünen Büschen, und nicht in Tempeln verehrte. (Gruter. inſcript. p. 37. Scaliger. epiſt. L. I. ep. 66.)

Vierdtens hat Maximus von Tyrus die Anmerkung gemacht, daß die Pöonier, ein Celtisches Volk in der Nachbarschafft von Macedonien, ein Bild der Sonne gehabt hätten. Es war dieses eine kleine Scheibe, die an einer langen Stange befestigt war. Ehemals war das Bild des Apollo zu Delphi gleichfalls nichts anders, als eine blose Säule. Man kan die Ursache dieser Aenlichkeit leicht errathen. Das Orakel zu Delphi war von den Hyperboräern gestifftet, die die Gottheit schlechterdings nicht unter einer menschlichen Gestalt vorstellen wollten. Und endlich fünftens war in allen Heiligthümern, die die Celtischen Völker der Sonne gewidmet hatten, ein Orakel. Ohne hier von dem Orakel zu Delphi zu reden, so fragte man auch den Apollo, und erhielt Antwort von ihm in dem Wald des Apollo Grynäus, und zu Aquileja in dem Tempel des Belenus. Es war auch ein Orakel des Apollo bey den Agathyrsen, einem Scythischen Volk, welches auf der Mittagseite der Donau wohnte. Alle Druiden gaben sich mit Wahrsagungen von der Zukunft ab, und nach ihrer Mythologie war die

Gabe

Gabe der Weissagung auf gewisse Art den Dienern desjenigen Gottes eigen, welcher die ganze Natur erleuchtet, durchdringt und belebt. (Clemens Alex. Strom. I. p.1419. Pausan. Phoc. V. p. 809. Virg. Æneid. IV. p. 345. Servius ad Ænæid. IV. 4. 146. s. oben 2. B. 6. Hauptst.)

Wir wollen noch ein paar Worte von dem Dienst reden, den die Perser der Sonne erwiesen haben, und bey dieser Gelegenheit eine Schwierigkeit aufklären, die man bey den Alten, die davon geschrieben haben, antrifft. Justin sagt, „daß „die Perser keinen andern Gott, als die Sonne, er„kennten.“ Und das ist falsch. Wir haben bereits oben gesehen, daß sie eine grosse Menge Untergottheiten in den Elementen, dabey aber nur einen höchsten Gott angenommen haben, dem sie als den Vater der Sonne und aller Elemente ansahen. Sie behaupteten ferner, daß die reinsten und vollkommensten Geister diejenigen wären, die in dem Element des Feuers ihre Wohnung hätten; da nun das Feuer der Sonne das hefftigste, zugleich aber auch das heilsamste ist, so trugen sie kein Bedenken, die vollkommenste unter allen Emanationen, oder den vollkommensten und reinsten unter allen Untergöttern, in dieses Gestirn zu setzen. Und diesem gaben sie den Namen Mithras. (Justin. I. 10. Beausobre histoire du Manicheisme Lib. IX. cap. 1.

Auf diese Art kan man die Alten, die in ihren Erzählungen von dem Mithras der Perser so sehr von einander abgehen, und sich oft zu widersprechen scheinen, mit einander vereinigen. Darinnen ist man einig, daß Mithras die Sonne ist, und daß sich Herodot irrt, wenn er ihn mit der

Venus Urania verwechselt. Aber nach der Meinung anderer war dieser Mithras der höchste Gott. Wenn man dieses unter derjenigen Einschränkung versteht, die Firmicus Maternus angiebt, so ist es wahr. Er war die erste unter denen Intelligenzen, die man in den Elementen, und besonders in dem Feuer verehrte. Andere behaupteten, daß dieser Mithra ein Mittelgott, oder Mittler gewesen sey, und beruften sich auf die Bedeutung dieses Namens. In der That war Mithras der vollkommenste unter allen von Gott ausgeflossenen Geistern, und stund also zwischen dem höchstem Gott und den Göttern von einer niedern Ordnung in der Mitte. (Strabo L. XV. p. 732. Firmic. Matern. p. 413. s. oben 3. und 4. Hauptst.)

Im übrigen trifft man zwischen den Celten und Persern in Absicht auf den Dienst, welchen beyde der Sonne leisteten, eine vollkommene Uebereinstimmung an. Erstlich verehrten sie dieses Gestirn als eine grosse Gottheit, wollten ihm aber keinen Tempel erbauen, weil, wie sie sagten, die ganze Welt kaum ein Tempel, der groß genug für sie wäre, seyn könnte. Sie nennten das Element, oder den Theil der Materie, mit der dieser Gott vereinigt war, oder den Ort, wo sich seine Krafft am deutlichsten offenbarte, und wo er seine Orakel gab, seinen Tempel. Daher schlossen sie, da die Sonne die ganze Welt mit ihrem Licht und Wärme erfüllte, so sey kein Hauß, noch Tempel, der seiner würdiger wäre, als die Welt, und es sey also eine Unvernunft, ihm Gebäude zu heiligen, die ihn nicht fassen, und in sich halten könnten, oder ihm an solchen Orten, wo er nicht wäre, zu dienen, und um die Offenbarung seines Willens zu fragen. Zweytens opferten die

Perser eben so wie die Scythen, der Sonne Pferde, und sahen sie als das angenehmste Opfer an, das man diesem Gott bringen könnte. Und endlich drittens, war ihr gröstes Fest dasjenige, das sie der Sonne zu Ehren feyerten. Der König legte alsdenn alle seinen Ernst und Hoheit ab. Er durfte sich, um das Fest recht herrlich zu begehen, herzhaft berauschen, und an diesem einzigen Tage im ganzen Jahr war ihm erlaubt, öffentlich zu tanzen. (Ovid. Fast. I. v. 385. Justin. I. 10. Athen. L. X. c. 10. s. oben 4. Hauptst.)

Dreyzehentes Hauptstück.

Von der Verehrung des Mondes.

Die Abgötter, welche die Sonne anbeteten, haben auch niemals unterlassen, den Mond einer gottesdienstlichen Verehrung zu würdigen. Sie setzten in diese beyden Gestirne zwey grosse Dämonen, oder Geister, wovon der eine die Herrschaft über den Tag, und der andere über die Nacht hatte. Insonderheit schrieben die Celten dem Einfluß des Mondes eine grosse Krafft zu. Sie berechneten ihre Monathe, ihre Jahre, ihre Jahrhunderte, nach dem Lauf desselben. Sein Licht muste denjenigen Völkern sehr angenehm seyn, die ihre gottesdienstliche Versammlungen des Nachts hielten. Um aller dieser Ursachen willen leisteten sie ihm als einer grossen Gottheit einen besondern Dienst. Die Deutschen verehrten, nach dem Zeugnisse des Julius Cäsars,

Cäsars die Sonne, den Mond, und den Vulcan. Die ältesten Einwohner von Gros-Brittannien brachten dem Mond, dem Feuer und den fliessenden Wassern feyerliche Opfer, wie man aus einem Gesez des Canuts, das wir oben angeführt haben, sehen kan. [s. 4. Hauptst.] Auch die Perser beteten den Mond an. Die prächtigen Tempel, die man nicht allein in Phrygien, sondern auch in den benachbarten Ländern in Pontus und Albanien, dieser Gottheit geheiligt, antraf, beweisen, daß man ihn in allen diesen Ländern verehrt hatte. Vossius behauptet, daß die Venus Urania der Scythen, die sie in ihrer Sprache Artimpasa nennten, der Mond sey. Und diese Vermuthung ist nicht ganz ohne Grund, um so viel mehr, da Herodot diese Venus Urania der Scythen ihrem Apollo nachsetzt. Indessen versichert doch Hesychius, daß die Scythen den Mond Mesple genennt hätten. Aber die Scythen, von denen Hesychius redet, sind vielleicht ein ganz anderes Volk, als diejenigen, welche Herodot gekannt hatte. (Cæsar B. G. VI. 21. Lucian. in Jove tragœdo. Strabo XI. 503. XII. 557. 558. s. oben I. 3. u. 4. 4. Hauptst.)

Die Alten geben uns von dem Dienst, den die Alten dem Mond geleistet haben, keine umständliche Nachricht, und es wird also von uns nicht gefordert werden, mehr davon zu sagen. Das einzige, was wir davon finden, ist dieses, daß die Albanier, ein Scythisches Volk in Asien, dem Mond Menschen geopfert haben, und daß der grosse Entzweck dieses Opfers war, in die Geheimnisse der Zukunft einzudringen. Die Wahrsagungen machten beynahe das ganze Wesen der Celtischen Religion aus. Wir haben

bereits Beweisse davon angeführt, und wir werden dem Leser noch mehrere vorlegen, wenn wir von den Opfern der Celten reden werden: alsdenn werden eine unendliche Menge abergläubischer Gebräuche angeführt werden, die alle dahin abzielten, durch ausserordentliche Mittel solche Begebenheiten zu entdecken, die keine menschliche Klugheit vorher sehen, noch vorher sagen konnte. (Strabo L. X. p. 503.)

Wir haben in dem vorhergehenden achten Hauptstück die Meinung einiger Alten widerlegt, welche geglaubt haben, daß die Diana der Scythen und Thracier, die sie in ihrer Sprache Opis, oder Bendis nennten, der Mond sey. Ich glaube deutlich genug bewiesen zu haben, daß diese Völker nicht den Mond, sondern die Erde unter dem Namen der Opis und Bendis verehrt haben. Hier setzen wir nur noch hinzu, daß eben dieser Irrthum einige Alte verführt hat zu glauben, daß der Mond der Gegenstand einiger Feste sey, die gewiß der Erde geheiligt waren. Wenn also Suidas sagt, daß man auf der Insel Samothracien die Geheimnisse der Hecate gefeyert habe; so muß man sich erinnern, daß diese Hecate der Samothracier nicht der Mond, sondern die Erde war, weil es ausgemacht ist, daß die grossen Götter dieser Insel, der Himmel und die Erde, daß ist, Cotis und Bendis, waren. (Tzetzes ad Lycophr. p. 27. Vossius de orig. idol. L. II. c. 57. Suidas in αλλ' ει τις. Tom. I. p. 108.)

Wahrscheinlicher weise sind also dieses, um die Sache noch einmal kurz zusammen zu fassen, die verschiedenen Gottheiten, die den Gegenstand des

des Gottesdienstes der Celtischen Völker ausmachten. Erstlich beteten sie ein höchstes Wesen an, welches sie als den Vater der Götter und Menschen ansahen. Zweytens verehrten sie die Erde, die sie seine Frau nennten, weil sie das Mittel sey, dessen sich das höchste Wesen bediene, um alle Dinge hervorzubringen. Allem Anschein nach, war dieses nichts anders, als die Materie. Endlich beteten sie eine unendliche Menge Untergottheiten an, die von diesen zwey Grundwesen herkommen, und wovon jede an ein gewisses Element gebunden war; die vornehmsten davon wohnten im Wasser und im Feuer. Man muß bekennen, daß ihr System mit den Meinungen des Spinoza, oder vielmehr mit dem Lehrbegriff der Chinesen, eine grosse Aenlichkeit habe. Sie setzten nicht allein einen Dämon, oder denkendes Wesen, in einen jeden Theil der Materie, sondern schienen auch zu glauben, daß die Untergottheiten aus den Elementen, die sie regierten, ihren Ursprung hätten; deswegen sahen sie auch die Denkkraft als eine Eigenschaft der Materie an. Aber noch näher kommt ihr System mit der Cabbala, oder mit dem System der Emanationen, weil sie den höchsten Gott von den Untergottheiten ganz deutlich unterschieden, als welche aus ihm entstanden, und ihm also unterworfen waren.

Dem sey nun, wie ihm wolle, wenn man dasjenige, was wir bisher von der Theologie der Celten gesagt haben, zusammen nimmt, so wird es nicht schwer fallen, alles, was die Alten davon gesagt haben, zu erklären, und mit einander zu vereinigen. Man sagt zum Exempel, daß die Deutschen und Perser unsichtbare Götter ange-

gebetet hätten, die nicht so, wie die Götter der Griechen, von Menschen abstammten, und deren Hoheit sie offenbar zu verringern glaubteen, wenn sie sie unter menschlicher Gestalt vorstellten. Aber zu gleicher Zeit sagt man auch, daß eben diese Völker die Elemente vergöttert hätten, und daß sie keine andere Götter angenommen hätten, als solche, die sie mit Augen sahen. Ob sie gleich diese Beschuldigung nicht auf sich wollten kommen lassen; so ist es doch nicht gänzlich ohne Grund. Sie verbanden mit einem jeden Element eine Gottheit, und nahmen keine an, die nicht in einem sichbaren, oder elementarischen Cörper eingehüllt, und gleichsam damit bekleidet sey; sie beteten, wo nicht das Element und den Cörper, der in die Augen fiel, doch wenigstens den Geist an, der darinnen wohnte, uud unzertrennlich damit verbunden war. Ein aufmerksamer Leser wird aus dem, was wir bisher gesagt haben, leicht urtheilen können, wie viel die Griechen und Römer von der alten Mythologie der Celtischen Völker beyhalten, und wie weit sie sich davon entfernt haben. Die Lateiner schrieben den Ursprung aller Dinge, dem Saturn nnd der Ops, seinem Weibe, zu. Die Griechen dem Himmel und der Erde; dies war die alte Lehre der Celten. Griechen und Römer haben die Verehrung der Elemente beybehalten, aber sie schrieben die Regierung derselben, den Helden, den Halbgöttern, den Seelen der Verstorbenen, zu. Neptun hatte zum Exempel die Herrschaft über das Meer; Vulcan über das Feuer. Hierinnen giengen sie von dem Lehrbegriff der Celten ab, welche glaubten, daß die geistigen Wesen, denen sie Gottesdienst erwiesen, niemals andere Cörper gehabt hätten, als dasjenige Element, in welchem sie

wohn-

wohnten. Nun wollen wir noch im folgenden Hauptstück sehen, ob die Celten und Scythen, den Seelen ihrer verstorbenen Helden einen Religions-Dienst erwiesen haben, und ob es wahr sey, daß sie so gar einen Bacchus, einen Hercules, und andere fremde Helden, die nach ihrem Tod unter die Götter versetzt worden sind, verehrt haben.

Vierzehentes Hauptstück.

Von der Verehrung des Hercules.

Das Urtheil, welches die Celtischen Völker über die Theologie der Griechen fällten, wird allein, ohne weitern Beweiß schon hinreichend seyn, zu zeigen, daß die Vergötterung der Verstorbenen ein Lehrsatz sey, der diesen Völkern gänzlich unbekannt war. Sie spotteten über diejenigen Religionen, wo man sich die Gottheit unter menschlicher Gestalt vorstellte, und wo man einen Unterschied unter männlichen und weiblichen Gottheiten machte, wo man Götter anbetete, die von Menschen herkamen, deren Geburtsfeste man feyerte, nnd deren Gräber man zeigte. Sollten sie also wohl unter dieser Voraussetzung selbsten auf solche ausschweifende Meinungen verfallen seyn, die ihrem Lehrbegriff eben so entgegen gesetzt waren, als sie es überhaupt dem gesunden Menschenverstand sind. Demohngeachtet hat man fast allen Celtischen Völkern Schuld gegeben, nicht daß sie ihre eigene Helden angebetet haben, denn dieses würde doch wenigstens noch einen Schein von Wahrscheinlichkeit haben, sondern fremde Helden,

den Hercules, den Bacchus, den Castor, den Pollux, und noch viele andere. Wir wollen die Sache untersuchen, und wenn es möglich ist, auf die Spur zu kommen suchen, was zu dieser Beschuldigung Gelegenheit gegeben hat.

In dem gegenwärtigen Hauptstück wollen wir also von dem Dienst reden, den die Celten nach der Beschuldigung der Griechen und Römer dem Hercules geleistet haben sollen. Man behauptet, daß man ihn in allen Celtischen Ländern als einen Gott erkannt und verehrt habe. Da er alle diese weitläufigen Länder durchwandert, und überall die grösten Thaten verrichtet hatte; so war keines, wo er sich nicht durch dieselbe die gröste Hochachtung erworben hätte, keines, wo man ihm nicht, entweder bey seinem Lebzeiten, oder nach seinem Tode, göttliche Ehre erwiesen hätte. Wir wollen die Geschichte des Hercules in so ferne sie die Celten angeht, kürzlich durchgehen. Fabeln werden wir zwar auch mit berühren müssen, aber nur um ihrer Falschheit zu zeigen, und um zu beweissen, daß die Griechen die gröbsten und lächerlichsten Lügen in keiner andern Absicht erfunden haben, als um ihre Helden in ein desto helleres Licht zu setzen. Ueberall werden wir finden, daß sie ihre Begriffe Völkern gelehnt haben, die eine ganz entgegengesetzte Denkungsart hatten.

Man sagt, „daß eine von den zwölf Arbeiten, welche Euristheus dem Hercules auferlegt „hatte, diese gewesen sey, daß er die Kühe des Geryons wegführen sollte. Um diesem Befehl „zu gehorchen, begab sich der Held auf die Insel „Creta, wo er zu Schiffe gieng, um sich nach „Spanien, wo damals der König Chrysior regier-

„te,

„te, zu begeben. Dieser hatte diesen Namen „wegen seiner unermeßlichen Reichthümer bekom„men, und hatte drey sehr tapfere Söhne. Nach„dem kam Hercules von da nach Aegypten und A„frica, und gelangte endlich an den Ort, wo das „mittelländische Meer durch zween grosse Berge „Calpe und Abyla, von dem Ocean abgesondert „war. Um den Schiffen eine freye Durchfarth „zwischen beyden Meeren zu verschaffen; so trenn„te er die Felsen von einander, und setzte sie auf „die zwey einander gegen über stehende Ufer, als „ein Denkmal seiner Reisen, die er nicht wei„ter habe fortsetzen können, weil er über die„ses Ziel hinaus nichts, als einen Abgrund dicker „Finsternisse angetroffen habe. Zum Andenken „dieser Begebenheit wurden die beyden Berge die „Säulen des Hercules genennt. Hierauf gieng „Hercules nach Spanien, und tödete den Geryon „und seine beyden Brüder in einen Zweykampf. „Andere sagen, daß Hercules mit seiner Flotte „nach der Insel Erythia gekommen wäre. Diese „setzen einige an die Küsten von Portugall, allein „andere, und unter diesen Bochart, beweisen mit „vieler Gelehrsamkeit, daß es die Insel Gades, „welche heut zu Tage Cadix heist, gewesen sey. „Auf dieser Insel soll Hercules den Geryon ge„schlagen haben. Man sagt er habe drey Köp„fe gehabt, wodurch man vermuthlich anzeigen „wollte, entweder, daß er ein König von dreyen „Inseln gewesen sey, oder daß seine Brüder so ei„nig mit ihm waren, daß sie, um Sprichworts„weis zu reden, nur eine Seele in drey Leibern „hatten. Nachdem sich nun Hercules der „Reichthümer des Chrysaors und der Herden des „Geryons bemächtigt hatte; so trieb er seine Er„oberungen noch weiter, bauete die Städte Carte-

„ja und Sagunt, errichtete an dem Ufer des Oce„ans eine Colonie von Doriern, und kam bis an „die Pyrenäische Gebürge, wo wir ihn bald wie„der finden werden.“ In Ansehung dieser Eroberungen weiheten die Einwohner des Landes dem Hercules jenen berühmten Tempel zu Gades, wo ein sehr geprießenes Orakel war; aber zu gleicher Zeit machten sie eine Verordnung in Krafft eines Gesetzes, daß in Zukunft kein Spanier mehr Gold oder Silber besitzen sollte, weil diese Eroberer aus keiner andern Ursache in ihr Land gekommen wäre, als um sich ihrer Reichthümer zu bemächtigen. (Diod. Sic. L. IV. p. 156. Dionys. Halic. L. I. c. 5. Justin. XLIV. 4. Hesiod. theogon. v. 288. Sallust. de bello Jugurth. c. 89. Pomp. Mela I. 5. III. 6. Eustath. ad Dionys. Perieg. v. 174. Plin. Hist. Nat. L. III. procem. Philostrat. L. III. c. 14. Schol. ad Pind. Olymp. 3. Solin. c. 36. Eurip. Herc. Fur. v. 423. Bochart. Geogr. sacr. Part. II. L. 1. c. 34. Sil. Ital. I. v. 277. III. v. 422. XIII. v. 201. Servius ad Æneid. VII. v. 661. Strabo III. 140. Ammian. Marcell. XV. c. 9. Aristot. de mirab. aud. p. 707.)

Die griechischen und lateinischen Schrifftsteller, die alle mit einander einstimmig diese Fabeln erzählen, haben wohl gemerkt, daß ihr Hercules viel neuer sey, als derjenige, der einen Tempel zu Gades hatte. Dieser war ein Phönicischer Gott, dessen Verehrung aus Tyrus, und nicht aus Griechenland nach Spanien gekommen war. Aller Vermuthung nach war es ein Phönicischer General, der eine Colonie von seiner Nation auf der Insel Gades angelegt hatte, und hernach in dem Krieg gegen die Spanier sein Leben eingebüset hatte. Deswegen machten ihn die Tyrier und Car-

Carthaginenser, die in Spanien wohnten, zu einem ihrer Schutzgötter, und verehrten ihn in demjenigen Tempel, wo er begraben war. (Herodot. II 44. Justin. XLIV. 5. Macrob. Saturn. I. 20. Pomp. Mela. III. 6.)

Philostrat giebt zwar vor, daß man in dem Tempel zu Gades die beyden Hercules verehrt habe, nemlich den Aegyptischen, der mit dem Tyrischen einerley ist, und den griechischen. Allein erstlich verdient Philostrat in diesem Stück keinen Glauben, nicht allein, weil er ein fabelhafter Scribent ist, der die Sachen blos nach dem Hörensagen erzählt, sondern auch, weil er in einer andern Stelle versichert, daß der ägyptische Hercules der einzige sey, der nach Gades gekommen wäre. Zweytens reden die ältesten Schrifftsteller von nicht mehr als einem Hercules, den man zu Gades erkannt und verehrt hätte; und das war der Phönicische. Drittens, obgleich Hecatäus das Wunderbare und Ausserordentliche sehr liebt, so kan er doch nicht umhin anzumerken, daß man den König Geryon ganz unrecht nach Spanien versetzt habe; er war vielmehr nach seiner Erzählung König eines kleinen Landes in Epirus, wo ihn Hercules angriff, und seine Herden Vieh wegtrieb. Nach einem so deutlichen und umständlichen Zeugnisse, muß man sich vierdtens durch die Erzählung des Aristoteles ganz und gar nicht irre machen lassen, welcher behauptet, der griechische Hercules habe sich Spanien unterwürfig gemacht, und führet zum Beweiß an, daß seit dieser Zeit die Spanier den Gebrauch des Silbers entsagt hätten. Der Philosoph begeht hier den Trugschluß, den man das sophisma non caussæ ut caussæ nennt, das ist, wo man einen begleitenden

den Umstand als die Ursache von einer Sache angiebet, die es doch nicht ist. Die Spanier hatten zur Zeit des Aristoteles eben so wenig Gold und Silber, als andere Celtische Völker, und dies nicht deswegen, weil ihnen wegen des Misbrauchs und der Gefahr desselben, verboten war, einigen Gebrauch davon zu machen; sondern weil diese Barbaren damals weder den Werth, noch den Nutzen desselben, in einer wohl eingerichteten Gesellschaft erkennten. Fünftens mag dieser Hercules, der zu Gades einen Tempel hatte, und von welchem man glaubte, daß er sich einen Theil von Spanien unterwürfig gemacht habe, entweder ein Grieche oder ein Tyrier gewesen seyn; so ist es doch allemal gewiß, daß er ein fremder Held war. Es war möglich, daß er von den Griechen und Phöniciern, die an den Küsten von Spanien viele Niederlassungen und Colonien hatten, verehrt worden war; aber dieses geschahe gewiß nicht von den natürlichen Einwohnern des Landes. Jene Völker haben zwar Eroberer, die sie aus der Sclaverey errettet haben, niemals aber Räuber, die sie unterdrückt und beraubt haben, unter die Zahl der Götter versetzt. Endlich kan man nicht sagen, ob die Tyrier, da sie in ihren geheiligten Tempel zu Gades kein Bildnis des Hercules aufgestellt haben, sich hiedurch nicht nach den Sitten und Gewohnheiten der Celten haben richten wollen. Diese Muthmasung scheint sehr natürlich zu seyn, wenn man auf der einen Seite bedenkt, daß die Celten überhaupt den Gebrauch der Bilder verwarfen, und auf der andern, daß die Insel ehemals Cotinusa, das ist, das Haus und die Wohnung des Gottes Tis, genennt wurde, welche Namen die ältesten Einwohner von Europa dem höchsten Wesen beylegten.

(Phi-

(Philostrat. vit. Apoll. L. V. c. 1. L. II. c. 14. Arrian. exped. Alex. L. II. p. 126. Eusthath. in Dionys. Perieg. v. 561. Sil. Ital. L. III. v. 30.)

Wir wollen auf unsern Hercules wieder zurückkommen, und seine übrige Geschichte durchgehen. Man erzählt, daß er aus Spanien nach Gallien gekommen sey. Andere lassen ihn eine ganz andere Reise nehmen, und behaupten, daß er Europa von Morgen gegen Abend durchwandert habe. Aber darinnen sind sie doch mit jenen einstimmig, daß sie sagen, dieser Eroberer sey mit seinem Heer in Gallien eingedrungen, und habe solches unter seine Herrschaft gebracht. Er kam anfänglich an den Hof des Königs der Bebryker, die in der Gegend von Narbonne wohnten. Hier verführte er die Prinzessin Pyrene, Tochter des Königs, von welcher die Pyrenäischen Gebürge ihren Namen haben. Er drang hierauf bis nach Burgund, und bauete daselbst die Stadt Alise, oder Alesia, die die Gallier als die Hauptstadt ihres Landes ansahen, und die man bis auf die Zeiten des Julius Cäsars für unüberwindlich gehalten hatte. Während seines Aufenthalts in Gallien, machte er mit den Damen des Landes Bekanntschaft, und zeugte viele Kinder mit ihnen, und unter andern drey Söhne, den Celtus, den Galates, und Iber. Einer von seinen Generalen bauete auch eine Stadt in Languedoc, welcher er seinen Namen Nemausus, heut zu Tage Nismes gab. (Diod. Sic. L. IV. p. 156. Strabo L. IV. p. 183. Ammian. Marcell. XV. 9. Sil. Ital. L. III. v. 420. Eustat. ad Dionys. Perieg. v. 282. Steph. de urb. p. 586.)

Plini-

Plinius hat Recht, wenn er alles dasjenige, was man von Hercules und der Pyrene sagt, für lauter Erdichtungen hält. Indessen findet man doch in den Erzählungen der Geschichtschreiber einigen Grund. „Hercules, (sagen sie,) gieng in „die Länder der Celten, damit er daselbst die Unge„rechtigkeiten, und grausame Gewohnheit, die „Fremden zu opfern, abschaffen möchte. In „Gallien tödete er den Tauriskus, überwand „die Riesen Albion und Bergion in der Ebene, „die ehemals campi lapidei genennt wurden. Da „es ihm während des Treffens an Pfeilen fehlte, „so rufte er den Jupiter an, und dieser erhörte „auch sein Gebet, und kam ihm zu Hülfe; er warf „auf die Feinde einen Hagel von Steinregen." Zu dieser Erdichtung scheint dasjenige, was wir jetzt anführen wollen, ohne Zweifel Gelegenheit gegeben zu haben. Hercules, von dem hier die Rede ist, ist ohne Zweifel ein Anführer und Haupt der Marsellier, welcher ein entscheidendes Treffen über die Ligurier, die um diese Stadt wohnten, lieferte. Die Namen Albion und Bergion, welche, wie wir oben gezeigt haben, so viel als Bewohner der Anhöhen nnd Berge bedeuten, geben nicht undeutlich zu erkennen, daß diese Ligurier von denen waren, die auf den benachbarten Alpen wohnten, und für das kriegerischeste Volk in der ganzen Gegend gehalten wurden. Noch zur Zeit des Julius Cäsars, der sie Albiker nennte, hatten sie den Ruhm der Tapferkeit. Der Name Tauriskus beweist, daß diese Ligurier Celten waren, die ihren Ursprung von dem Gott Teut herleiteten, sich Teutosager, das ist, Söhne des Teut, ihr Reich aber, Tau-Rich, das ist, das Reich des Teut, nennten. Es kan seyn, daß es gegen das Ende des Treffens an Pfeilen zu fehlen anfieng.

Der

Der Anführer der Marsellier gab seinen Leuten also Befehl, mit Steinen, die sie unter ihren Füssen fanden, auf die Feinde zu werfen. Nachdem der griechische General die Feinde nach diesem Treffen überwunden hatte; so schaffte er in den eroberten Ländern die barbarische Gewohnheiten, Fremde zu opfern, und alle Streitigkeiten mit dem Degen in der Faust zu entscheiden, ab. Dieses hat aller Wahrscheinlichkeit nach dem Aeschylus und andern Dichtern den Stoff geliefert, den sie hernach, ein jeder nach seiner eignen Manier, ausgeschmückt haben. Ammianus Marcellinus kann in einer Inschrifft, wie er vorgiebt, etwas ähnliches gelesen haben. Man giebt darinnen dem Heerführer der Griechen den Ehrennamen, Hercules, den dieser Schrifftsteller unrichtiger Weise im eigentlichen Verstand für jenem Sohn des Amphitrions annahm. (Plin. Hist. Nat. III. 1. & 4. Diod. Sic. IV. p. 156. Pomp. Mela II. 5. Strabo IV. p. 183. Dionys. Halic. I. p. 34. Bochart. Geogr. sacr. Part. II. L. c. 91. Cæs. Bell. Civ. I. 34. & 57. s. oben 1. B. 15. Hauptst.)

Da der Held, von welchem hier die Rede ist, ein erklärter Feind der Gallier war, so sieht man von selbst ein, daß er kein Gegenstand einer gottesdienstlichen Verehrung von ihnen seyn konnte. Indessen kan man nicht leugnen, daß die Gallier noch im zweyten Jahrhundert nach Christi Geburt einen Hercules, den sie Ogmius nennten, angebetet haben. Allein, dieses ist gewiß kein Held, noch vielweniger ein griechischer Halbgott; sondern ein Celtischer Gott. Man wird ihn leicht erkennen, wenn man dasjenige mit Aufmerksamkeit liest, was Lucian, der erste und einzige Schrifftsteller, der davon Meldung thut, sagt. Dieser

Philo-

Philosoph war in Gallien, er hatte den Gott Ogmius in einer ganz ungewöhnlichen Form und Stellung gesehen. In einem Gespräch, welches den Titel führt: der Gallische Hercules, findet man folgende Beschreibung von ihm. „Die „Celten nennen in ihrer Sprache den Hercules, „Ogmius. Sie stellen diesen Gott unter einer „sehr ausserordentlichen Gestalt vor. Es ist „ein alter Mann, dessen hinterer Theil des Kopfs „ganz kahl ist. Die wenigen Haare, die er auf „dem Vorderkopf hat, sind vollkommen weiß. „Seine Haut ist runzelicht und garstig, wie der „alten Matrosen ihre. Man sollte fast sagen, „es wäre Caron, oder Japetus, oder ein anderer „Mensch, der aus der Unterwelt heraufgekommen „wäre. Mit einem Wort, nach dem Bild zu „urtheilen, sollte man ihn für sonst etwas, als „für den Hercules halten. Diese menschliche „Figur ist aber dennoch mit den Waffen und der „Tracht des Hercules ausgerüstet. Er ist mit „einer Löwenhaut bedeckt, hat in der rechten Hand „eine Keule, ein Köcher hängt ihm über die Schul„tern, und in der linken Hand hat er einen ge„spannten Bogen. Just so wird Hercules geschil„dert. Ich habe im Anfang geglaubt, die Cel„ten hätten diese possierliche Figur deswegen erfun„den, um über die griechischen Götter zu spotten, „und sich an demjenigen Hercules zu rächen, der „ehemals, da er die Herden des Gerygons aufsuch„te, ihr Land, und den grösten Theil der Abend„länder verwüstet hatte. Aber was das wun„derlichste an diesem Gemälde war, habe ich noch „nicht angeführt. Dieser alte Hercules ziehet „eine ungeheure Menge Menschen nach sich, die „er alle an den Ohren mit künstlichen goldenen „Ketten gebunden hält, wie man zu Zierde um den

„Hals

„Hals zu tragen pflegt. Die Ketten sind so fein „gearbeitet, daß man sie ohne alle Mühe zerreis„sen könnte; demohngeachtet gedachte niemand „an die Flucht, ob es gleich sehr leicht war zu ent„fliehen. Sie widersetzten sich gar nicht, son„dern folgten freywillig und mit Vergnügen, und „lobten noch darzu ihren Führer. Sie eilten so „gar, und man konnte an den schlaffen Gliedern „und Ringen der Kette gar leicht merken, daß sie „sich bemüheten, ihrem Führer zuvor zu kommen, „und daß es ihnen sehr leid seyn würde, wenn man „sie los machte. Ich muß noch etwas, das „mir sehr abgeschmackt an diesem Gemälde vor„kam, anführen. Da Hercules in der rechten „Hand die Käule, und in der linken, den Bogen „hatte; so wuste der Mahler nicht, wo er das ei„ne Ende der Kette befestigen sollte. Er kam „also auf den Einfall, den äussersten Theil der „Zunge dieses Gottes zu durchbohren, und kleine „Kettgen durchzuziehen, so daß er die ganze Menge „Menschen mit der Zunge regierte. Der Gott „hatte seine Augen beständig auf die Menge Men„schen gerichtet, und sahe sie gnädig und lächlend „an." Ein Celtischer Philosoph, welchen Lucian um die Erklärung dieses Gemäldes befragte, gab ihm zur Antwort, daß es Hercules sey, welcher der Gott der Beredsamkeit unter den Galliern sey. (Lucian. in Hercule Gallico. p. 858.)

Wir wollen jetzo unsere Anmerkungen über diese Stelle machen, und bemerken erstlich, daß dieses Gemäld eigentlich zu reden, gar keine Beziehung auf die Religion der Celten habe; denn diese wollten schlechterdings die Gottheit nicht unter menschlicher Gestalt vorstellen. Wir werden zu seiner Zeit zeigen, daß die Gallier diese Bedenk-

lichkeit mit allen Scythischen und Celtischen Völkern gemein gehabt haben. Es scheint, daß dieses Gemäld erst nach den Zeiten des Julius Cäsars verfertigt worden, nachdem die Gallier bereits fremden Aberglauben angenommen, und besonders sich an Tempel und Götzenbilder gewöhnt hatten. Man sieht deutlich, daß der Mahler, welcher die Mythologie der Griechen und Römer angenommen hatte, einen Gott der Gallier vorstellen, und die Idee genau ausdrücken wollte, die sie von der Gottheit hatten; er eignet ihm also die Eigenschaften dreyer fremden Gottheiten zu, das Alter des Saturns, die Stärke des Hercules, und die Beredsamkeit des Mercurs. Dieser Gallische Gott ist offenbar der Teut, oder Odin, von dem wir in dem sechsten Hauptstück dieses Buchs weitläufig gehandelt haben. Diesen Teut sahe man als den Vater der Götter und Menschen an. Dieser war das erste Wesen, der älteste unter allen Göttern, wie sich die Edda der Isländer ausdrückt. Aus dieser Ursache wird er hier als ein alter Mann vorgestellt. Eben dieser Teut war auch der Gott der Krieger. Bey ihm genossen alle diejenige, die ihr Leben durch die edlen Waffen verlohren, Ehre und unaussprechliches Vergnügen. Dieses wird durch die Keule und Bogen, mit einem Wort durch die Rüstung und Anzug, unter welchem Hercules vorgestellt wird, angezeigt. Endlich sahen die Gallier auch den Gott Teut, als den Erfinder der Künste und Wissenschaften an. Deswegen eignet ihm auch der Mahler dasjenige zu, was man die Seele des Mercurs, das ist, die Geschicklichkeit zu überreden, zu nennen pflegt. Lucian nennt diesen Gallischen Gott Hercules, er hätte ihn mit eben so viel Recht, oder vielleicht

noch

noch mehrerem Mercur, nennen können. Auf der einen Seite bezeichnen die Fremden mit diesem Namen gewöhnlich den Teut der Gallier; auf der andern Seiten bedeutet der Name Ogmius gerade eben dieses. Edmund Dikinson glaubt, daß dieser Ogmius eine Benennung des Josua sey, die ihm beygelegt worden, nachdem er den Og, den König von Basan, überwunden hatte; allein dies ist eine leere Einbildung. Keyßler im Gegentheil hat bewiesen, daß Oga, Ogum, Ogma, ein altes Celtisches Wort sey, welches eigentlich eine geheime, verborgene Schrifft, hernach aber in einer weitläuftigern Bedeutung, auch eine geheime Kunst und Wissenschaft bedeute. So ist also der Gott Ogmius nichts anders, als der Gott der Weißheit und Beredsamkeit. [Dickinson delphi phœnicisantes, c. 4. Keysler antiq. septentrion. p. 38.]

Nunmehr wollen wir den Hercules noch weiter auf seinen Reisen begleiten. „Nachdem „er Spanien und Gallien überwältigt hatte, so „wendete er sich nach Italien, und gieng zu erst „an der Spitze einer Armee über die Alpen. Zum „Andenken dieses Uebergangs der Griechen, wur„den diejenigen Berge, wo sie hinüber gegangen „waren, die griechischen Alpen genennt. Man „behauptet so gar, daß die Lepontier, die nahe „bey dem Ursprung des Rheins wohnten, von „denjenigen Soldaten abstammten, die Hecules „zurück lassen muste, weil sie Hände und Füsse „im Schnee erfroren hatten. Da er in das „Land der Lateiner kam, so tödete der Held den „Räuber Cacus, welcher seit langer Zeit jene Ge„gend beunruhigt, und ihm selbsten die besten „Kühe aus seiner Herde gestohlen hatte. Er

„stifftete darauf an dem Ufer der Tiber, gerade „an dem Ort, wo hernach die Stadt Rom er„bauet wurde, eine griechische Colonie, die aus „Peloponesiern, die er aus seinem Kriegsheer ge„zogen hatte, und aus Gefangenen, die er von „Troja mitbrachte, bestund. Er begnügte sich „nicht damit, daß er eine Colonie gestifftet hat„te, er wollte sie auch erweitern. In dieser „Absicht heyrathete er zwo Prinzessinnen, eine „Griechin, und eine Lateinerin, oder Hyperboräe„rin, und hatte von beyden Kinder. Während „seines Aufenthalts in diesen Gegenden, trug er „ungemein viel bey, die wilden Sitten der na„türlichen Einwohner des Landes milder und „sanfter zu machen, er schaffte besonders die bar„barische Gewohnheit ab, die sie hatten, alle Jah„re dreyßig Menschen als ein Opfer dem Gott „Dis zu Ehren, in die Tiber zu stürzen. Um „aber doch die Gemüther, die allzustark an den „alten Aberglauben gewöhnt waren, nicht zu sehr „zu erbittern, so hielt er es für vortheilhaft, „ein Bild dieses Opfers beyzubehalten, und mach„te die Verordnung, alle Jahr dreyßig Stroh„Männer, die von den Lateinern Argei genennt „wurden, in die Tieber zu werfen, ohne Zweifel „deswegen, weil man vor der Veränderung, wel„che Hecules einführte, alte Männer, die ihnen „in der Gesellschaft unnützlich schienen, ersäuff„te." Varro glaubt, daß sie die Benennung Argei von den vornehmsten Männern aus Argos, welche Hercules bey sich hatte, bekommen hätten. Dies ist eine sehr lächerliche Ableitung, weil es offenbar ist, daß diese Bilder nicht die Griechen, sondern die Aboriginer, die man ehemals dem Vater Dis opferte, vorstellen sollten. (Ammian. Marc. L. XV. c. 10. Corn. Nep. in vita Hannib.

nib. c. 3. Plin. hist. nat. L. III. c. 17. Justin. XXIV. 4. Sil. Ital. III. v. 496. Virg. Æneid. VIII. v. 656. 660. VIII. v. 205. 292. Diod. Sic. IV. p. 158. Dionys. Hal. I. p. 26. 31. seq. Cæs. B. G. IV. 10. Pomp. Fest. Paul. Diac. p. 355. Sol. I. 1. Macrob. Saturn. I. c. 7. Euseb. præp. Evang. L. IV. c. 16. Varro de L. Lat. IV. p. 12.)

Diese Muthmasung des Varro ist indessen doch wahrscheinlicher als diejenige, die ein gewisser Epicadus nach der Erzählung des Macrobius ausgedacht hat. Er schreibt dem Hercules die Erfindung der Strohmänner zu und sagt, „nachdem dieser Held den Geryon in Spanien überwunden gehabt hatte, so verfertigte er die Bildsäulen seiner Gefährten, die in seinen Feldzügen waren getödet worden, und warf sie in die Tiber, damit sie von da in das Meer möchten getrieben, und in ihrem Vaterland an den Küsten ausgeworfen werden. Er suchte dadurch die Verwanden der Verstorbenen zu trösten, wenn er ihnen wenigstens die Bilder derjenigen schickte, die ihnen der Tod geraubt hatte.“ Ein Geschichtschreiber muß sehr einfältig und im höchsten Grad leichtgläubig seyn, oder muß sich von seinen Lesern einen schlechten Begriff machen, wenn er dergleichen dummes Zeug auf das Papier wirft. Doch wir wollen nicht weiter davon reden. Hercules verlies das Land der Lateiner, und gieng in das Königreich Neapel, wo er die Titanen erstlich in der Gegend des Bergs Vesuv, und hernach weiter unten, in Jappygien, überwand. Von hier aus wande er sich aller Vermuthung nach, nach Sicilien und Sardinien, und in Betracht aller dieser Thaten, weiheten

ihm die Einwohner von Italien, in den Städten und an den Landstrasen, Altäre, auf welchem sie ihm alle Jahre Opfer brachten. Sie besungen auch sein n Namen in denen Hymnen, die die Salier zu Ehren des Kriegsgottes sungen. (Macrob. Sat. I. c. 12. Arist. de mirab. ausc. p. 707. Diod. Sic. IV. p. 158. Bochart. Geograph. Sacr. P. II. L. I. c. 31. Dionys. Halic. I. p. 32. Virg. Æneid. VIII. 185.)

Livius sieht die Erzählung, daß Hercules mit seinen Griechen über die Alpen gegangen sey, als eine blose Fabel an. Und er hat Recht. Es ist unleugbar, daß die Gallier den grossen St. Bernhard und die benachbarten Berge die graue Alpen genennt haben, weil sie auf ihren Spitzen immer mit Schnee, der in der Entfernung grau aussahe, bedeckt waren; eben so wie die Scythen den Berg Caucasus, aus eben dieser Ursache Graucassus nennten. Die Aenlichkeit des Celtischen Worts grau, mit dem lateinischen Wort grajâ hat ohnfehlbar die Veranlassung gegeben, daß man die Berge, von welchen hier die Rede ist, die griechische Alpen genennt hat. Um nun von dieser Benennung eine wahrscheinliche Ursache anzugeben, hat man in der Folge angenommen, daß Hercules mit seinem Heer über diese Berge gegangen sey. Aus einem ähnlichen Irrthum hat man auch behauptet, daß die Peninischen Alpen ihren Namen daher bekommen hätten, weil Punische Kriegsvölker unter der Anführung des Hannibals über diese Berge gegangen wären, ob es gleich ausgemacht ist, daß diese Kriegsvölker einen ganz andern Weg genommen haben. Ausserdem war das Wort Penn, oder Pinne, ein Celtisches Wort, welches

welches die Spitze, oder den höchsten Gipfel der Berge bedeutete. Ob nun gleich der griechische Hercules die Alpen niemals gesehen hatte, so war doch dasjenige, was davon erzählt wird, nicht ganz ohne Grund. Es war ein Hercules auf den Alpen, und auch einer in dem Lande der Lateiner. Der erste war einer von den Häuptern der Colonie zu Marseille. Diese wurde durch die beständigen Einfälle, die die Einwohner der Berge in ihr Gebiet thaten, sehr beunruhigt, und schickte deswegen einen ihrer Hauptleute gegen sie ab. Dieser schlug den Feind zurück, und drang mit seinem Heer, zwar nicht bis an den grossen St. Bernhard, dennoch aber bis an die an die See gelegenen Alpen, welche Provence von Italien scheiden; und er legte daselbst zwo Vestungen an, um die Einwohner der Berge dadurch in Respect zu erhalten. Eine dieser Vestungen nennte er Nicäa (Νικαια,) zum Andenken des Siegs, den er über die Barbaren erhalten hatte. Die andere bauete er auf einem Vorgebürge, und weihete sie aus eben der Ursache dem Hercules. Und von diesem Vorgebürge bekam der Hafen, der dadurch gemacht wurde, den Namen Portus Herculis Monœci. Dies ist das einzige Kriegsheer der Griechen, das, wie es scheint, jemals die Alpen gesehen hat. (Liv. 15. I.V. 34. Plin. hist. nat. III. 5. Lucian. I. v. 405.)

Daß die Griechen in Neapel verschiedene Niederlassungen hatten, ist eine bekannte Sache. Diese Colonien, hatten so wie diejenige zu Marseille, ihre Hercules, das ist, ihre Helden, welche die natürlichen Einwohner des Landes überwältigt,

tigt, ihre wilde Lebensart sanfter und milder gemacht, die Titanen, das ist, die Bekenner der alten Religion überwunden, und die Räuber verjagt hatten. Die Fabel hat blos diesen einzigen Fehler begangen, daß sie alle diese verschiedenen Unternehmungen einem einzigen Helden zugeschrieben hat. In der Folge der Zeit giengen die Griechen so weit, daß sie denjenigen grossen Männern, denen sie ihre Niederlassungen in Griechenland zu danken hatten, so gar göttliche Ehre erwiesen; allein ist es wohl glaublich, daß die Aboriginer, die Ausonier, die Opiker, kurz alle diejenigen Völker, welchen diese Eroberer ihre Religion nnd Freyheit genommen hatten, sich sollten haben entschliessen können, ihnen Gottesdienst zu erweisen? Dieser Hercules, den man in dem Land der Lateiner verehrt hatte, war ohne Zweifel ein griechischer Held. Der Römische Geschichtschreiber Cecilius glaubt es auch. Er vermuthet, daß die Stadt Rom zuerst von Griechen erbauet worden sey, weil man daselbst dem Hercules unter eben solchen Gebräuchen, wie in Griechenland selbsten, Opfer brachte. Varro irrt sich also offenbar, wenn er sagt, daß Hercules eben der Gott sey, den die Sabiner Sancus, oder Sanctus nennten. Portius Cato versichert, daß Sancus ein Deus Indigetes, oder vergötterter Mensch der Sabiner sey, eben derjenige, von dem sie den Ursprung ihrer Nation herleiteten. Wenn dieser Sancus auf den Landstrasen verehrt worden ist; so geschah dieses nicht, wie Festus geglaubt hat, zum Andenken des Hercules, der seinen Zug über dieselbe genommen hatte, sondern weil die alten Einwohner von Italien, so wie die andern Celten, ihre Heiligthümer aussen vor den Städten, längs den Landstrasen hin,

hatten.

hatten. (Strabo L. V. p. 230. Varro de ling. lat. L. IV. c. 4. Festus in voce propter. Dionys. Halic. L. II. p. 113. Sil. Ital. VIII. v. 421.)

Wir müssen nun auch noch ein paar Worte von andern Celtischen Ländern reden, wo Hercules durchgezogen seyn soll. Die Dichter versichern, daß er bis in das Land der Hyperboräer gekommen sey, und nachdem er bis an den Ursprung der Donau gedrungen, habe er von da den Oelbaum mitgebracht, mit dessen Zweigen die Sieger bey den Olympischen Spielen gekrönet worden wären. Allein dies ist ein leeres Vorgeben. Es kan seyn, daß der griechische Hercules bis an die Donau gekommen ist; aber daß er bis an den Ursprung dieses Flusses hinauf soll gekommen seyn, oder gar von da den Oelbaum mit nach Griechenland soll gebracht haben, das ist offenbar falsch. Tacitus führt auch eine Nachricht an, vermöge welcher Hercules bis an den Sund soll gekommen seyn. Man sagt, dies sind seine Worte, „daß in dem deutschen Meere „Säulen des Hercules wären, es mag nun seyn, „daß Hercules entweder bis dorthin gekommen „ist, oder daß man alle grosse und prächtige Wer„ke, sie mögen gefunden werden, wo sie wollen, „diesem berühmten Helden zuschreibt.“ Tacitus selbst scheint dieser Nachricht nicht viel Glauben beyzumessen. Seit den Zeiten des Drusus Germanicus hat sich niemand die Mühe gegeben, diese Säulen des Hercules zu entdecken, und aus Frömmigkeit und Ehrerbietung hält man es für weit anständiger, alles was man von den Thaten der Götter liest, schlechtweg zu glauben, als eine vollkommene Gewißheit davon zu erhalten zu suchen.

suchen. (Tacit. Germ. c. 2. & 34. Pausan. Eliac. L. I. c. 7.)

Tacitus leugnet nicht überhaupt, daß Hercules nach Deutschland gekommen seye, sondern er ziehet nur, den besondern Umstand, den wir angeführt haben, in Zweifel. Er ist vollkommen überzeugt, daß sich Hercules in Deutschland durch merkwürdige Thaten hervorgethan habe. „Die Deutschen, (sagt er am angeführten Ort,) „erzählen, daß Hercules in ihr Land gekommen „sey, und wenn sie in ein Treffen gehen, so be„singen sie ihn als den tapfersten unter allen „Menschen." Er versichert so gar, daß ihm die Deutschen Völker gottesdienstliche Verehrung erweisen. „Sie versöhnen den Zorn des Her„cules und des Mars durch Opfer von reinen „Thieren." Allein Tacitus irrt sich gewiß in diesem Stück. Die Deutschen hatten ihren Mars, dem sie Opfer brachten. In dem siebenten Hauptstück haben wir gezeigt, daß dieses der Odin war. Aber niemals haben sie einen griechischen Hercules gekennt, noch viel weniger sein Lob besungen, wenn sie in das Treffen giengen. Wir werden jetzo gleich sehen, wodurch dieser Schrifftsteller hintergangen worden ist. Es ist sehr schwer, daß sich Fremde hierinnen vor allem Irrthum verwahren könnten. Wir wollen nur einige Anmerkungen hier anführen. Wenn Tacitus von einem Wald in dem Lande der Chetusker redet, so ist es bloses Vorurtheil, wenn er behauptet, daß er dem Hercules geheiligt gewesen sey. Hercules ist hier nichts anders als Wodan, der Kriegsgott, den die Deutschen in ihren heiligen Wäldern verehrten. Eben dieses Vorurtheil siehet man auf einer Inschrifft, die man

in dem Clevischen gefunden hat. Man liest daselbst die Worte: Herculi Saxano. Diese Inschrifft stammt von einem Römer her, welcher dem Gott Wodan, den die Deutschen bey einem grossen Steinhaufen verehrten, und ihn als ihren Kriegsgott ansahen, einen lateinischen Namen geben wollte, und ihn Hercules Saxanus nennte; Hercules, weil er die Oberherrschaft über den Krieg hatte; Saxanus, weil man ihm bey einer grossen Menge von Steinen Opfer brachte. Eben dieses Urtheil gilt von den Münzen des Posthumius, auf welchen die Namen: Hercules Deusonensis, und Hercules Magusanus gelesen worden sind. Es ist ohne allen Zweifel, daß sie von einem Römer geschlagen worden sind. Die Schmeicheley gegen diesen Posthumius, den die Gallier zur Zeit des Galliens zum Kayser ausrufften, legt ihm den Namen Hercules bey, und die Worte Deusonensis und Stagasanus, sind aller Vermuthung nach, von denen Orten entlehnt, wo Posthumius die Deutschen geschlagen hatte. (Tacit. Germ. c. 9. Tacit. Annal. II. 12. Keysler, l. c. p. 191. Zosimus L. I. p. 62. Mascov Geschichte der Deutschen 5. B. 40. Cap.)

Thracien gränzte an Griechenland, und war von vielen kriegerischen Völkern bewohnt. Man darf sich also gar nicht wundern, wenn es die griechischen Dichter zum Schauplatz gemacht haben, auf welchem ihre Helden Proben ihrer Tapferkeit und Stärke abgelegt haben. Man sagt, Hercules habe in seiner Jugend einen Scythen, mit Namen Teutarus zum Lehrmeister gehabt, der ihn mit dem Bogen zu schiessen, und einen Thracier, mit Namen Linus, der ihn auf der Cither zu spielen lehrte. Da der Schüler

wenig,

wenig Anlage, und noch weniger Neigung zur Music hatte, so schlug er ihm einstens die Cither um den Kopf; und dieses brachte den jungen Hercules dermassen in Zorn, daß er ihn auf der Stelle todt schlug. Da Hercules zu männlichen Jahren kam; so that er verschiedene Feldzüge in Thracien. In einem derselben tödete er den Diomed, König der Bestonischen Thracier. Dieser hatte anfangs die grausame Gewohnheit, die Fremden, die ihm in die Hände fielen, dem Jupiter zu opfern, hernach aber gab er sie seinen Pferden zu fressen. In einem andern überwand er die Riesen, oder die Titanen. (Lycophron. v. 56. Apollod. II. p. 83. 95. Diod. Sic. IV. 156. Ovid. Ibis v. 381. Sil. Ital. III. v. 38. Eurip. Alceſt. v. 485. Herc. Fur. v. 380.)

Wenn man von diesen Erzählungen die Fabeln der Dichter, die ihre Materie nach ihrer Art auf Unkosten der Wahrheit verschönert und bereichert haben, wegnimmt; so kan das übrige wahr seyn, oder wenigstens einigen Schein von Wahrscheinlichkeit haben. Zur Zeit des Hercules, das ist, ein Menschenalter vor der Belagerung von Troja, hatten sich die Phönicier und Aegyptier, die unter der Anführung des Cadmus und Danaus nach Griechenland gekommen waren, sehr erweitert und sich dermassen festgesetzt, daß sie endlich die alten Pelasger, das ist, die ursprünglichen Einwohner des Landes, gänzlich unter das Joch brachten. Diese wollten sich aber schlechterdings nicht unter das Joch ihrer Ueberwinder schmiegen, und die neue Religion, die sie mit nach Griechenland gebracht hatten, annehmen; sie zogen sich also anfänglich nach Thessalien, und hernach nach Griechenland. Auch hier verfolgten sie die

Griechen, und es kam in der Gegend von Phlegra zu einem entscheidenden Treffen; hier wurden die Titanen, das ist, die Verehrer des Gottes Tis, auf das Haupt geschlagen, und durch die Tapferkeit des Hercules, der dies Heer der Griechen anführte, gänzlich vernichtet. [Herod. II. 91. s. oben 1. B. 9. Hauptst.]

Eben so wenig kan man leugnen, daß Hercules, oder ein anderer griechischer Held, nach klein Asien gekommen sey, und in vielen Treffen die Scythen, die sich daselbst fest gesetzt hatten, geschlagen habe. Die Alten sagen alle einstimmig, daß Hercules die Amazonen bey Thermodon überwunden, und die Stadt Troja eingenommen habe. Die Herrschaft über diese Stadt, die bisher Laomedon gehabt hatte, übergab er dem Priamus. Einige Schrifftsteller setzen hinzu, daß Hercules in einem von diesen Feldzügen, davon wir jetzo geredet haben, die Stadt Heraclea erbauet habe. Aber diese ganze Sage gründet sich auf nichts, als blos auf den Namen Heraclea, den diese Stadt bekam, nicht deswegen, weil sie Hercules erbauet hatte, sondern vielmehr weil sie ihm, zur Zeit ihrer Erbauung war geweihet worden, wie Justin deutlich sagt. (Pomp. Mela I. 9. Justin. XVI. 3.)

Uebrigens sind in diesen Erzählungen zwey Stücke ganz ausser allen Zweifel. Das erste ist, daß Klein-Asien zur Zeit des Hercules von einer grossen Anzahl Scythischer Völker, die aus Europa dahin gekommen waren, bewohnt gewesen; das zweyte, das sie aus dem Besitz von Aeolien, Jonien, und andern Gegenden wieder von den Griechen gesetzt worden sind. Es geschahe dieses zwar viele Jahre nach den Feldzügen des Hercules; aber es ist doch unleugbar, daß die Griechen, ehe sie sich

in Klein-Asien festgesetzt haben, oftmals mit ihren Schiffen einen Angriff darauf gemacht haben. Aus dieser Ursache scheint es gar nicht unmöglich zu seyn, daß auch Hercules auf die See-Städte von Klein-Asien einen Versuch gemacht hat. Aber es ist bey allem dem sehr zu zweifeln, daß er sich weit von den See-Küsten in das innere Land gewagt habe; noch viel weniger, daß er bis nach Albanien, oder den Berg Caucasus vorgedrungen sey. Ferner muß man auch eingestehen, daß die Fabel, von Prometheus schwer zu erklären ist. Jupiter hatte ihn durch den Vulcan an den Berg Caucasus anschmieden lassen, weil er den ersten Menschen aus Erde und Wasser gebildet, und das Feuer vom Himmel gestohlen hätte, um ihn damit zu beleben. Hercules machte ihn los. Die Fabel ist an sich betrachtet höchst lächerlich, und ihr ganzer Inhalt schränkt sich auf folgende Sätze ein. Erstlich, der Name Prometheus bedeudet in der Scythischen Sprache so viel, als der fromme, d. i. der gute Theus, und diesen Namen gaben jene Völker dem höchsten Gott und seinen Dienern. Zweytens, die Scythen, welche die Schöpfung des Menschen dem höchsten Gott zuschrieben, sagten, daß der gute Teut den Leib des Menschen aus Erde und Wasser gebildet, und ihn dadurch belebt habe, daß er ihn mit einem himmlischen Feuer erfüllte. Drittens, da diese Völker ihren Göttern Menschen-Opfer brachten, und die Absicht derselben dahin gieng, daß sie durch die Betrachtung der Eingeweide dieser unglücklichen Opfer die Zukunft erfahren wollten; so konnten die Griechen, die diese barbarische Gewohnheit verabscheueten, ihren Kindern sagen, daß die Opferpriester der Scythen dazu vom Jupiter verdammt wären, daß sie sehen müsten, wie ihre Lebern von Geiern gefressen würden. Aber vierd-

vierdtens, ist dies ganz und gar unbegreiflich, wie Hercules, der doch ein geschworner Feind der alten Religion war, und der alle seine Kräffte anwendete, die neue einzuführen, wie dieser sage ich, dennoch ein Befreyer des Prometheus seyn konnte. Wer will, mag sich die Mühe geben, diese Schwierigkeit, die uns unüberwindlich scheint, aufzulösen. (Petav. ration. temp. L. I. 53. Rickii canon chronol. p. 405. Justin. XLII. 3. Strabo IV. 193. Apollod. I. 19. s. oben 3. u. 7. Hauptst.

Wir machen in der Untersuchung von der göttlichen Verehrung des Hercules, mit den Scythen den Schluß. Herodot sagt, daß diejenigen, welche jenseit der Donau wohnten, unter andern Göttern auch den Mars und Hercules anbeteten. Der Mars der Scythen, oder der Deutschen, war niemand anders, als der höchste Gott, den sie Tay, Teut, oder Odin nennten. Wir werden jetzo gleich sehen, wer denn derjenige Hercules sey, dessen Dienst sie mit der Verehrung des Mars verbanden. Eben dieser Geschichtschreiber erzählt an einem Ort, daß Hercules auf seiner Rückreise aus Spanien nach Scythien, welches damals noch unbewohnt war, gekommen sey; hier fand er eine Syrene, von einer abentheuerlichen Gestalt. Sie wuste es durch ihre Liebkosungen dahin zu bringen, daß er eine Nacht mit ihr zubrachte, und am folgenden Morgen kündigte sie ihm an, daß sie ihn zu einem Vater von drey Söhnen machen würde. Die Weissagung wurde erfüllt; die Syrene gebar ihm drey Söhne, den ersten nennte sie Agathyrsus, den zweyten Gelonus, und den dritten Scytha. Herodot setzt ganz treuherzig hinzu, daß die Scythen von dieser Fabel gar nichts

wüsten.

wüsten. Sie kam von den Griechen her, die sich nunmehr einmal vor allemal in den Kopf gesetzt hatten, daß alle Völker auf dem ganzen Erdboden von ihrer Nation herkommen sollten. Von den Griechen schreibt sich noch ein anderes Mährchen her, welches eben so abgeschmackt ist, als das vorhergehende. Sie sagen, daß man auf einem Felsen, nahe bey dem Fluß Tyras noch eine Fußtapfe des Hercules eingedrückt sehe, welcher zwo Ellen lang wäre. (Herod. IV. 8. 82.)

Nun ist noch eine Untersuchung übrig. Wie kam es, daß die Alten so allgemein behauptet haben, daß die Celten den verstorbenen Helden, und insonderheit dem Hercules göttliche Ehre erwiesen, da es die Gewohnheit dieser Völker ganz und gar nicht war, grosse Männer, weder bey ihrem Leben, noch nach ihrem Tode unter die Götter zu setzen? Wir wollen diesen letzten Punkt zu erst berichtigen. Wir wollen drey Ursachen anführen, daß sie keine vergötterte Helden verehrt haben. Die erste, wovon wir bereits im Anfang dieses Hauptstücks geredet haben, ist diese, weil sie überhaupt über die Griechen spotteten, welche Götter, die von Menschen abstammten, annahmen. Zweytens reimt sich eine solche Vergötterung mit ihrem übrigen Religions-System ganz und gar nicht. Sie behaupteten, daß die Welt unermeßlich sey; sie glaubten, daß der Schöpfer von Anfang der Dinge an mit einem jeden Element ein geistiges Wesen vereinigt habe, welches es regierte, und niemals davon getrennt werden könnte. Welche Herrschaft hätten sie also den neuen Göttern einräumen? welchen Dienst hätten sie ihnen leisten können? Alle diese neuen Götter würden in ihrem

rem System eine blose Nebensache gewesen seyn. Der dritte Grund ist entscheidend; er ist von dem Lehrbegriff hergenommen, den die Celtischen Völker von dem Schicksale des Menschen nach diesem Leben hatten. Sie glaubten nicht, daß die Seelen der grossen Männer nach dem Tode über den menschlichen Stand würden erhaben werden. Sie sagten nur, daß die Tapfern in die Gesellschaft des Odins, des Kriegsgottes, kämen, und bey ihm alles Vergnügen, welches Kriegern angenehm wäre, geniessen würden. Wir werden weiter unten umständlich davon reden. Der Verfasser des Buchs, von der Religion der Gallier sagt zwar: „die Gasconier glaubten denen Menschen, die sie opferten, dadurch einen angenehmen Dienst zu erweisen, denn sie glaubten, daß ihre Seelen durch die Opferung vergöttert, und einen vorzüglichen Rang unter den übrigen Göttern bekommen würden.“ Er beruft sich auf eine Stelle aus dem Prudentius, in dem Lobgesang auf die beyden Märtyrer Hemiterius und Chelidonius. Allein allem Anschein nach, hat der Verfasser die Stelle aus dem Prudentius nicht selbsten gelesen. Der Dichter erzählt die Wunder, die GOtt bey dem Grabe dieser beyden Märtyrer gethan hatte, und redet hierauf diejenigen Gasconier, die noch in ihrer Abgötterey geblieben waren, also an: „Glaubt ihr nun dasjenige, „was ihr ehemals, da ihr noch in der Finsterniß „des Heidenthums gesteckt ward, nicht habt glauben können? Erkennt ihr bey dem Anblick „dieser Wunder nicht, daß die Seelen der Märtyrer, die ihr so grausam umgebracht habt, „in die Arme GOttes sind gebracht worden?“ Wo steht nun etwas in dieser Stelle von dem, was der genannte Verfasser daraus hat erzwin-

gen wollen? (Herod. IV. 82. la Religion des Gaulois, L. I. p. 88. Prudent. peri Stephanon, hymn. I. v. 94.)

Nun kommen wir auf den zweyten Punkt, und wollen untersuchen, was denn den Alten Gelegenheit gegeben hat, zu glauben, daß die Scythen und Celten die verstorbenen Helden göttlich verehrten. Erstlich stunden diese Völker in der festen Ueberzeugung, daß ein Mensch, der im Krieg, oder auf eine andere gewaltsame Art umkäme, gewiß und untrüglich zu einem glückseligen Leben gelange. Eine Folge dieses Vorurtheils war, daß sie zu den Boten, die sie zu den Zamolxis schickten, sagten, daß sie ihnen Unsterblichkeit gäben. Weil denn der Ausdruck, jemanden die Unsterblichkeit geben, bey den Griechen so viel bedeutete, als ihn unter die Zahl der Götter setzen; so schlossen sie daraus, daß die Scythen in diesem Stück eben den Lehrbegriff hätten, als die Griechen. Dies war aber blose Einbildung. Einem die Unsterblichkeit geben hies bey den Scythen nichts anders, als was wir zu sagen pflegen, einem das ewige Leben geben. (s. oben 6. Hauptst.)

Zweytens hatten die Scythen und Celten eine tiefe Ehrfurcht für ihre Druiden, und besonders für den Obersten derselben, oder ihren Pabst.; denn warum sollte man sich dieses Ausdrucks nicht bedienen können, da sie eben so wohl als die Christen, einen hatten? Sie glaubten, daß diese gottesdienstliche Personen mit dem göttlichen Geist erfüllt wären, und das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, mit allen Geheimnissen der Natur, wüsten; sie schrieben ihnen eine

Macht

Macht zu, die ausserordentlichsten Dinge in der Welt auszurichten. In ihren Propheten und Prophetinnen verehrten sie den Gott, dessen Diener und Dollmetscher sie waren, und nahmen ihre Entscheidungen als göttliche Aussprüche an. Tacitus sagt, „daß zur Zeit des Kaysers Vespasians die meisten Deutschen die Veleda als eine Gottheit angesehen, und auch vorher die Aurinia und noch mehrere Frauenzimmer nicht aus Schmeicheley, noch als wenn sie sie vergöttern wollten, verehrt hätten." Diese Verehrung wurde von den Celtischen Völkern so weit getrieben, daß sie gar keine Schwierigkeit daraus machten, ihren Priestern selbsten den Namen desjenigen Gottes, dessen Dienst sie besorgten, beyzulegen. Strabo sagt, „Zamolxis wurde anfänglich zum Prie„ster desjenigen Gottes erwählt, welchen die Cel„ten vor allen andern Göttern vorzüglich verehr„ten; und hierauf wurde ihm der Name des Gottes „selbst beygelegt." Wenn Tacitus von der Veleda, von welcher wir vorhin geredet haben, Meldung thut, so sagt er: „Sie war eine „Bructerische Jungfer, die eine sehr ausgebrei„tete Herrschaft hatte. Die Deutschen waren „schon von den ältesten Zeiten her gewohnt, die „Weiber meistens für Prophetinnen, ja für Göt„tinnen zu halten, wenn sich der Aberglaube „in ihre Gedenkungsart mischte. (Herodot. IV. 94. Lucian. Scyth. p. 340. Tacit. Germ. c. 8. Strabo IV. 298. Tacit. Hist. IV. 61.)

Hieraus haben einige schliessen wollen, als wenn die Celten Götter hätten machen können, wie sie gewollt hätten. „Die Scythen und „Geten, (sagt Lucian,) geben die Unsterblichkeit „wem sie wollen, und setzen unter die Götter,

„wen es ihnen gefällt; so wie Zamolxis, der „anfänglich ein Sclave war, hernach unter die Götter versetzt worden ist.“ Allein dieses ist ein bloses falsches Vorgeben. Die Celten gaben zwar gewissen Menschen den Namen eines Gottes, aber nur so lange sie lebten, niemals aber nach ihrem Tode. Der Nachfolger des Propheten oder Priesters im Amte erbte auch seinen Titel. Strabo und Tacitus sagen es ausdrücklich. Der erste sagt, „daß seit den Zeiten des „Zamolxis sich immer ein Priester gefunden hätte, welcher von sich behauptet hätte, er wäre „mit einem göttlichen Geist erfüllt, und der von „den Geten auch den Titel eines Gottes bekommen „hätte.“ Der andere versichert, „daß die Deut„schen ehemals die Aurinia in ihrem Leben verehret „hätten; und daß sie unter der Regierung des „Vespasians die Veleda lange Zeit als eine Göt„tin geehrt hätten.“ Diese Meinung behielten „sie so lange bey, bis ihre bisherige Göttin von „den Römern zu einer Gefangenen war gemacht „worden. Von der Zeit an verminderte sich nach und nach die Einbildung, die man von ihrer Gottheit, oder von ihrer Zauberey hatte, und nach und nach verschwand sie gänzlich.

Drittens, nach den gottesdienstlichen Personen waren die tapfern Krieger der gröste Gegenstand ihrer Ehrfurcht. Wir haben in dem vorhergehenden Hauptstück die Ursache davon gesehen. Diese Völker kannten keine andere Lebensart, als Waffen und Krieg, auch keine andere Art, sich rühmlich hervorzuthun, als eben diese. Ehrenstellen, Lobeserhebungen, Vorzüge, Vertrauen des Volks, alles dieses war gleichsam den Helden geweihet. Sie waren nicht nur in ihrem Leben,

sondern

sondern auch nach ihrem Tode geehrt. Erstlich gab man ihnen den Titel, Hans, oder Herr, welcher sonst nur von Göttern und Fürsten gebraucht wurde. So sagt Jornandes, daß die Gothen, nach einem entscheidenden Sieg, den sie über die Römer erhalten hätten, ihren Generalen den Namen Anses gegeben hätten, der in ihrer Sprache etwas mehr als einen blosen Menschen bedeutete, und eine Art von Halbgöttern bezeichnete. So nennt auch die Mythologie der Isländer, wenn sie von den Helden redet, die bey dem Odin in der Valhalla sind, solche jederzeit Einherrn, ein Wort, welches der lateinische Uebersetzer durch Mono-heroës giebt. Zweytens begieng man bey den Gräbern der Tapfern Feste, man hielte bey ihren Leichen Wettkämpfe, und bey diesen Feyerlichkeiten wurden oft ein oder mehrere Personen getödet, und dem Verstorbenen als Boten nachgeschickt, um ihm Nachricht von den Ehrensbezeigungen zu machen, die ihm von den Hinterbliebenen angethan wurden. Endlich, welches man wohl merken muß, verfertigte man auf diese Helden eines oder das andere von den Liedern, wovon wir in dem vorhergehenden Buch umständlich gehandelt haben. Diese Lieder fiengen mit dem Lobe Gottes an, und endigten sich mit dem Lobe derjenigen grossen Männer, die sich in einer jeden Nation im Krieg hervorgethan, und die besonders ihr Leben in der Vertheidigung, oder zur Ehre des Vaterlandes verlohren hatten. Man erneuerte das Andenken ihrer Tapferkeit und ihrer Thaten; man sung das Glück, welches sie bey dem grossen Odin genössen. Die jungen Leute lernten diese Lieder auswendig, um sich beyzeiten zu einer edlen Nacheiferung zu ermuntern. Die Soldaten stimm-

stimmten sie an, wenn sie in das Treffen giengen, und sprachen sich Muth ein, wenn sie sich diese schönen Muster der Tapferkeit vorstellten. Man sung sie übrigens bey allen Feyerlichkeiten, und so gar bey gottesdienstlichen Versammlungen, um in den Herzen aller derjenigen, die zugegen waren, Empfindungen der Tapferkeit und Stärke zu erregen, oder zu unterhalten. Dieses war nach ihren Begriffen der einzige Weg zur Unsterblichkeit, und diese Gedanken suchten sie durch diese Gesänge recht lebhaft zu machen. (Jornand. Goth. XIII. p. 629. Edda Island. mythol. 33. Horat. carm. L. IV. od. 15.)

Dieses hat wahrscheinlich zu der Beschuldigung Anlaß gegeben, daß die Scythen und Celten ihren Helden göttliche Ehre erwiesen. In den Liedern, die sie während des Gottesdienstes sungen, wurde ihrer Helden ausdrücklich Meldung gethan; daraus schloß man, daß diese grossen Männer wirklich der Gegenstand einer gottesdienstlichen Verehrung wären. Allein man hat es ohne Grund angenommen, und die Sache mehr nach dem äussern Schein, als nach dem Grund der Celtischen Religion angesehen, mit deren Grundsätzen sich eine solche Art der Verehrung gar nicht zusammen räumte. So läst Lucian einen Scythen sagen: „Wir bringen „den rechtschaffenen Männern, das ist den Tapfern, Opfer, und wir stellen ihnen zu Ehren „feyerliche Feste an.“ Lucian hat es wirklich geglaubt, weil die Scythen bey ihren Opfern und Festen von ihren Helden Meldung thaten. Herodot sagt mit eben solchen Gründen, „daß als Xerxes nach Pergamus gekommen wä-

„re,

„ re, er der Trojanischen Minerva tausend Och„sen geopfert habe, deren Fleisch die Mager ge„nommen, und ihren Helden zum Todenopfer „gebracht hätten.“ Die Minerva der Trojaner war nichts anders als die Erde, die grosse Gottheit der Amazonen, der Phrygier, der Lydier, und anderer Celtischen Völker in Klein-Asien. Die Mager opferten der Erde tausend Ochsen, das ist, nachdem sie diese Thiere geschlachtet hatten, so kochten sie das Fleisch, breiteten es auf dem grünen Gras aus, und sungen ihre Theogonie, das ist, ihre Geschlechtsfolge der Götter und Menschen, die Hervorbringung aller Dinge durch die zwey Obern Grundwesen, nemlich dem höchsten Gott und der Erde, seinem Weibe. In dergleichen Hymnen bestunde das Opfer, oder vielmehr die Einsegnung der Opfer bey den Magern. Da man nun gewöhnlich auf den Festtagen das Fleisch der Opferthiere verzehrte, und dabey diejenigen Lieder sang, die mit dem Lobe der Gottheit anfiengen, und sich mit dem Lobe der Helden endigten, so sagte Herodot, daß diese Opfer, die der Minerva wären gewidmet gewesen, auch zugleich zu Todenopfern, die sie Helden brachten, wären gebraucht worden. Eben dieser Herodot bemerkt an einem andern Ort, daß die Scythen den Mars und Hercules verehrt hätten. Tacitus sagt eben dieses von den Deutschen. Mars ist hier nichts anders als Teut, oder Odin, der Kriegsgott; Hercules bezeichnet die Tapfern, die bey diesem Gott die gröste Glückseligkeit genossen. Die Geschichtschreiber haben aus diesem Hercules eine Gottheit gemacht. Die Gründe hievon haben wir schon vorher erklärt. Er wurde in denjenigen Liedern besungen, die einen wesentlichen

Theil von der Verehrung dieser Gottheit ausmachten. (Lucian. in Toxari p. 611. Herodot. VII. 43. I. 132.)

Uebrigens versteht man von selbsten, daß diejenige Helden, davon die Celten in ihren Liedern sungen, keine fremde Helden gewesen waren. Die grösten Männer des Alterthums, zum Exempel, Varro, Cicero, auch Servius, haben eingestanden, daß es mehrere Hercules gegeben habe, und daß man mit Unrecht einem einzigen Menschen alle die Thaten, Eroberungen, mit einem Wort, allen denjenigen Ruhm, den sich mehrere Helden erworben hatten, zugeschrieben habe. Diese Beobachtung ist vollkommen gegründet, und wenn man nur eine mittelmäßige Aufmerksamkeit anwendet, so wird man sich leicht überzeugen, daß alle die Hercules, von denen die Lateiner und Griechen so grosse Thaten rühmten, erklärte Feinde der Scythischen und Celtischen Völker, und Verfolger ihrer Religion, gewesen. Sie waren es, welche die Titanen, in Spanien, Italien und Thracien ausgerottet haben; sie waren es, welche die Riessen Albion und Bergion überwunden hatten; sie waren es, welche den Räuber Cacus umgebracht, die Zweykämpfe abgeschafft, und die grausame Gewohnheit vertrieben hatten, den Göttern Menschenopfer zu bringen. Sie hatten Städte gebaut, um diejenigen Völker, die sie überwunden hatten, im Zaum zu halten, und ihre Freyheit einzuschränken. Wie kan man nun glauben, daß Celtische Völker dergleichen Hercules in ihren Liedern besungen haben? War dieses ein Mittel, den Muth der Krieger anzufeuern, wenn man ihm Lieder singen lies, die ihm die Niederlage seiner Nation in das

Gedächtnis bringen müste? Nein; sie besungen ihre eigene Helden. Diodor aus Sicilien gesteht es aufrichtig, ob er gleich sonsten Fabeln genug von den griechischen Hercules in die Welt hineingeschrieben hat. Ein Gallier, sagt er, welchem man eine Ausforderung zuschickt, geht in das Treffen, und besingt in seinen Liedern die Tapferkeit seiner Vorfahren. Die Celten, sagt Aelian, wählen sich zum Gegenstand ihrer Lieder ihre Helden, die in dem tapfern Kampf gegen ihre Feinde das Leben verlohren haben. Lucian sagt eben dieses. Es hatte mit den Deutschen eben die Bewandnis, als wie mit den Galliern. Wenn Ammianus Marcellinus von einem Treffen redet, welches zwischen den Gothen und Römern, zur Zeit der Kayser Valens und Gracians, vorgefallen war; so sagt er, daß die Barbaren den Angriff mit einem wilden Lobgesang über ihre Vorfahren gethan hätten. Eine Stelle aus dem Jornandes bestättigt und erläutert dasjenige, was wir hier gesagt haben, vollkommen. „Die Gothen, sagt er, besungen nach dem Ton der Cither die herrlichen Thaten ihrer Vorfahren, des Ethespamara, des Hamala, des Fridigern, des Vidicula, und noch mehrerer anderer, von welchen dieses Volk eine so vortheilhafte Meinung hatte, daß sie gewisser massen die Vorstellung, welche das fabelhafte Alterthum von ihren Halb-Göttern hatte, noch übertraf." Tacitus, welcher unter der Regierung des Trajans lebte, erzählt, daß die Deutschen seit langen Jahren ein Lied hätten, welches zu Ehren des Arminius gemacht worden sey, der ihre Freyheit gegen den August und Tiber, so tapfer vertheidigt hatte. Dieses waren die Hercules der Celtischen Völker. Es waren ihre eigene Hel-

den. Sie nennten sie Herrn, die Carlen, d. i. die Tapfern; man darf sich also gar nicht wundern, wenn sie den Fremden ihre Frage, ob sie einen Hercules kennten, und ihn in ihren Liedern besungen, bejahet haben. (Servius ad Æneid. VIII. v. 563. Cicero de natura Deorun. L. III. c. 42. Diod. Sic. V. 212. Ælian. Var. hist. L. XII. c. 23. Lucan. I. v. 447. Ammian Marcell. XXXI. p. 632. Jornand. c. 4. & 30. Tacit. Annal. II. 38. & 88. s. oben 1. B. 9. u. 13. Hauptstück.

Funfzehentes Hauptstück.

Von der Verehrung des Bacchus.

Das Hauptstück vom Bacchus wird nicht so lang werden, als das Hauptstück vom Hercules. Man behauptet, „daß Bacchus „von verschiedenen Celtischen Völkern, und insonderheit von den Spaniern, Galliern und Thraciern, verehrt worden sey; besonders hatten die „letzten eine besondere Hochachtung für diesen „Weingott. In ihrem Lande sahe man eine „grosse Menge Heiligthümer, die diesem Gott ge„weihet waren; Priester und Priesterinnen ver„richteten seinen Dienst, und alle rühmten sich „der Gabe der Weissagung. Da die Thracier „den Bacchus in ihrer Sprache Sabazius nenn„ten; so hatten alle die Heiligthümer, die ihm „gewidmet waren, die Priester, welche seinen „Dienst besorgten, die Völker, bey welchen seine „Verehrung eingeführt war, und endlich die Fe-

„ste,

„ste, die man ihm zu Ehren feyerte, alle mit ein„ander diesen Namen, oder einen, der davon ab„stammte. Eben dieses findet man auch in „allen Gegenden von Phrygien, wo die Thra„cier Colonien hingeschickt hatten. (Herodot. V. 7. Lucian. dial. Deor. p. 83. Dio Cassius L. L. LI. p. 461. LIV. p. 545. Pomp. Mela. L. II. c. 2. Plutarch. in vita Crassi, Opp. Tom. I. p. 547. Arnob. L. V. p. 188. Harpocration. p. 265. Scholiast. ad Aristoph. aves p. 288. Stephan. de urbib. p. 656. Eustath. in Dionys. perieg. v. 1069. Strabo X. p. 470.)

Da der Weinstock aus den Morgenländern nach Spanien und Thracien war gebracht worden; so darf man sich nicht wundern, daß der Dienst einer Syrischen oder Phönicischen Gottheit, von welcher man glaubte, daß sie den Menschen die Kunst Wein zu machen, und Getränk aus Gerste zu brauen, gelehrt habe, von eben diesen Morgenländern eingeführt wurde. Es brauchte bey diesen Völkern keine grosse Ueberwindung, den Dienst des Bacchus anzunehmen. Diese Völker hatten mit einander eine grosse Neigung zur Trunkenheit, und konnten also einen Dienst mit so viel grössern Vergnügen annehmen, welcher alle Ausschweifungen des Trunks, wo nicht gar rechtfertigte, doch wenigstens entschuldigte. Demohngeachtet aber, haben weder die Celten überhaupt, noch die Thracier insonderheit, jemals den Bacchus als einen Gott erkannt, oder verehrt. Man wird uns vollkommen recht geben, wenn man folgende Anmerkungen liest.

Wenn

Wenn die Alten von den Festen reden, welche die Thracier zu Ehren ihres Bacchus gefeyert haben; so sind sie sehr uneinig, in welche Classe von Göttern sie denselben setzen sollten. Einige machen den Jupiter, das ist, den höchsten Gott der Thracier, daraus. Nach dieser Erklärung ist also Sabazius nichts anders, als der Tis, oder Cotis der Celten, den die Fremden bald Jupiter, bald Bacchus, bald Saturn, bald Pluto, und am öfftesten Mercur, nennten. Diese Meinung ist sehr wahrscheinlich, und die Gründe, die man dafür anführt, lassen keinen Zweifel übrig. Andere behaupten, daß der Sabaziuus die Sonne wäre, und sie führen zum Grund ihrer Meinung an, weil dieser Gott, eben so, wie der Apollo der Griechen, Orakel gäbe. Nach der gemeinsten Meinung aber ist der Sabaziuus, der Thracier, niemand anders als Bacchus, den die griechischen und lateinischen Dichter besungen haben, das ist, ein Held, der die Titanen auf der Insel Creta überwand, und sich Italien, Spanien und Thracien durch die Gewalt der Waffen unterwürfig machte. Diodor von Sicilien behauptet, daß, als dieser Held nach Europa gehen wollte, „er ein Bündnis mit dem „Lycurg, dem König der Thracier, welcher an dem Hellespont wohnte, gemacht habe." Die Bacchatinnen giengen voran, Lycurg griff sie gegen das gemachte Bündnis an. Bacchus bekam von diesem Vorfall durch einen Einwohner des Landes, mit Nahmen Thrarops, Nachricht davon; er gieng über das Meer, schlug die Thracier, bekam den Lycurg gefangen, lies ihn kreuzigen, und gab sein Reich dem Thrarops. (Gruterl inscript. p. 22. n. s. Firm. Mat. 426. Macrob. Saturn. L. I. c. 18. Diod. Sic. L. III. p. 144.

Bochart.

Bochart. Geogr. Laor. P. II. L. I. c. 33. Sil. Ital. III. v. 101. Plutarch. de Flumine. Opp. Tom. II. p. 1159. Plin. III. I. Apollodor. L. IV. Hygin. Fab. c. 132.)

Allein, alles was man von den Thaten und Eroberungen des Bacchus in Europa erzählt, ist nichts anders, als eine blose Fabel. Homer setzt den Bacchus unter die Zahl der Götter, und nimmt doch auch an, daß er von dem Lycurg, dem König von Thracien, geschlagen worden, und sich darauf in das Meer gestürzet habe, um seinem Feind zu entgehen. Der Dichter, dessen Werke unter dem Namen des Orpheus bekannt sind, sagt ebenfalls, daß Bacchus von den Riesen wäre zerrissen worden; und diese Erzählung wird durch den Callimachus und Euphorion bestättigt, als welche ausser dem noch hinzu setzen, daß nachdem die Titanen den Leib des Bacchus in Stücke zerschnitten hätten, sie ihn in einem Kessel gekocht hätten. Alle übrigen Dichter nahmen diese Sagen der Thracier an, die sich rühmten, denjenigen Bacchus geschlagen und getödet zu haben, dessen grosse Thaten die Griechen rühmten. Hieraus kan man ganz natürlich den Schluß machen, daß die Thracier diesem Helden schlechterdings keine gottesdienstliche Verehrung erwiesen haben. Man findet auch in dem Herodot, daß die Scythen, welche längs an dem Borysthenes hin wohnten, einen ihrer Könige, mit Namen Skyles, aus der Ursache umgebracht hatten, weil er an einem Fest, welches die Griechen zu Ehren des Bacchus, in der Colonie an der Mündung dieses Flusses, feyerten, Theil genommen hatte. Uebrigens führt dieser Geschichtschreiber noch einen Umstand an,

an, der einige Aufmerksamkeit verdient. Da Skyles merkte, daß seine Theilnehmung an dem Gottesdienst des Bacchus entdeckt sey, und daß ihm dies Verbrechen das Leben kosten könne; so entflohe er, und suchte bey seinem Oheim, dem Sitalcus, König in Thracien, Zuflucht. Dieser lieferte ihn aber an die Scythen aus, unter der Bedingung, daß sie ihm seinen Bruder, der zu ihnen geflohen war, wieder zurück geben sollten. Die Rechte der Gastfreundschaft waren bey allen Celtischen Völkern so heilig, daß man sich nicht einbilden konnte, wie ein König von Thracien seinen Vetter an die Scythen hätte ausliefern können, wenn er ihn nicht als einen Gottlosen angesehen hätte, und wenn der Dienst des Bacchus, den die Scythen verabscheueten, von den Thraciern wäre angenommen worden. (Homer. Iliad. VI. 126. Eusthath. ad Iliad. V. p. 559. Tzetzes ad Lycophr. p. 36. Servius ad Virg. Georg. I. v. 167. Herodot, IV. 80.)

Aber, wer war denn dieser Sabazius der Thracier, den die Alten meistentheils für den Bacchus hielten? Ohne Zweifel war es der höchste Gott, dessen eigentlicher Name Tis, oder Cotis war, den man aber auch aus folgenden Ursachen Sabazius nennte. Erstlich, die Thracier hatten ein oder mehrere Heiligthümer, deren Gesetze es mitbrachten, daß der Priester, der dabey angestellt war, betrunken seyn muste, damit er die Gabe der Weissagung haben möchte. Macrob sagt es ganz deutlich, nach dem Zeugnis eines ältern Schriftstellers. „Die Ligurier, „(sagt er,) welche ein Thracisches Volk sind, haben ein Heiligthum, welches dem Bacchus geweihet ist, wobey zugleich ein Orakel ist. Die-

„jeni-

„ jenigen, welche weissagen sollen, sprechen die „ Orakelsprüche nicht eher aus, als bis sie sich „ mit dem Trunk rechtschaffen überladen haben.“ Eben dieses erhellet aus einer Stelle des Plutarchs. „ Die Thracier, (sagt er,) welche um „ den Fluß Hebrus herum wohnen, kleiden sich „ in Thierhäute, und singen Lieder, wobey sie „ Stäbe in den Händen haben; je unsinniger „ sie sind, für desto klüger halten sie sich. Wenn „ man den wahren Sinn dieser Worte geben soll, „ so heißt es eben so viel, als: nachdem sie so viel „ getrunken haben, daß sie den Gebrauch der „ Vernunft darüber verlohren haben, so glauben „ sie im Stande zu seyn, zukünfftige Dinge zu „ weissagen.“ Saufen sprachen die Thracier durch Saben aus. Das Orakel selbst nennte man Sabas, das ist, den Herrn des Trunks. Die Priester, welche sich in Wein betrunken, damit sie mit der Gabe der Weissagung recht reichlich möchten erfüllt seyn, wurden Sabi, das ist, Säufer oder Trinker, genennt. Das Volk, welches bey dem Fest zugegen war, während welcher Zeit man von allen Orten her zusammen kam, um das Orakel zu befragen, bekam eben diese Ehrenbenennung, weil sie nach dem Exempel ihrer Priester diese ganze Zeit in Trunkenheit zubrachten. Hat man nun wohl Ursache sich zu verwundern, wenn die Griechen in allem Ernst geglaubt haben, daß ein Fest, wobey sich alle Thracier betrunken, dem Gott der Trunkenbolde geheiligt sey? Aber ausser diesem gab es zwischen dem Dienst, welchen die Griechen ihrem Bacchus, und die Thracier dem Gott Cotis leisteten, noch mehrere ähnliche Züge. Zweytens haben wir schon bey mehrern Gelegenheiten bemerkt, daß die Celten ihre Heiligthümer ausserhalb ihres Wohnsitzes, in Wäl-

dern, oder auf hohen Bergen hatten. Hier feyerten auch die Bacchantinnen das Fest ihres Gottes, und brachten ihm Opfer. Drittens, warden die Feste des Bacchus alle mit einander bey Nacht begangen. Man versammelte sich mit Fackeln und Lichtern. Deswegen führte dieser Gott, unter andern auch den Namen Phanaces und Phousterius. Auch die Celten hielten ihre feyerlichsten gottesdienstliche Versammlungen des Nachts, und es scheint, nach einer Stelle des Cicero, die wir bereits oben schon angeführt haben, daß dieses besonders bey den Festen des Sabazius üblich war. Vierdtens nennten die Griechen den Bacchus, Enorchos, den Tänzer, weil der Tanz einen wesentlichen Theil seines Dienstes ausmachte. Wir haben bereits oben von dem Religions-Tanz des Gottes Cotis geredet, welcher sehr viele Aenlichkeit mit dem Tanz der Bacchantinnen hatte. Endlich fünfftens krönten die Thracier bey ihren Feyerlichkeiten ihre Lanzen, ihre Helme, ihre Schilde mit Epheu, oder mit einem andern grünen Gewächs, eben so wie die Bacchantinnen gewohnt waren. (Plutarch. de Flav. in Hebro, Tom. II. p. 1151. Euryp. Bacchant. v. 521. Æneid. IV. v. 303. Stuson. Epigr. 29. Tzetzes ad Lycophr. p. 212. Vossius de orig. & progr. idololatriæ L. II. c. 14. Plin. hist. nat. L. XVI. c. 35. s. oben 6. Hauptst.)

Aus allen diesen Umständen schlossen die Griechen, daß der Gott Sabazius, welchem die Thracier in den Wäldern und auf den Bergen, bey dem Glanz der Fackeln Opfer brachten, und dessen Feste Tage des Vergnügens und Wohllebens waren, unfehlbar eben der Gott seyn müste, als ihr Bacchus. Und in der That war die Aenlich-

lichkeit so vollkommen, daß es gar kein Wunder ist, wenn man sich hierinnen betrogen hat. Uebrigens ist es ausgemacht, daß der Sabazius, oder wenn man die griechische Benennung lieber hört, der Bacchus der Thracier, ihr Cotis, oder höchster Gott, war. Das Fest des Sabazius ist eben dasjenige, welches die Thracier sonsten Cotitia und Bendidia nennten, und bey welchem sie die Ehe des Cotis und der Bendis, das ist, des Vaters und der Mutter der Götter und Menschen, feyerlich besungen. Strabo sagt es ganz deutlich in einer Stelle, die wir bereits oben angeführt haben. „Die Feste, welche die Thra„cier zu Ehren des Cotis und der Bendis bege„hen, haben viele Aenlichkeit mit unsern Festen „des Bacchus.“ Aber da Horaz bey einer gewissen Gelegenheit sagt, er wolle das Fest des Bacchus nach der Art der Edonier feyern, das ist, sich dermassen betrinken, bis er den Verstand verlöhre; so ist es offenbar, daß er hier eine Anspielung auf die Bacchanalien macht, die die Edonier, nicht zu Ehren des Bacchus, sondern des Cotis begiengen, als welcher auf einem Berg in ihrem Lande ein sehr berühmtes Heiligthum hatte. (Horat. carm. L. II. od. 7.)

Wir haben nunmehr deutlich genug bewiesen, daß die Celtischen Völker niemals ihren Helden, noch vielweniger den fremden, gottesdienstliche Ehre erwiesen haben. Wir würden nur unsre Zeit verderben, und den Leser ohne alle Absicht herumführen, wenn wir uns noch mit den Reisen des Ulysses abgeben, und dasjenige, was die Dichter davon erzählt haben, umständlich widerlegen wollten. Man behauptet, daß dieser Held nach der Eroberung von Troja nicht

nur nach Sicilien und Sardinien, sondern sogar mit seiner Flotte bis an die Mündung des Tajo gekommen sey, wo er eine Stadt erbauet, und sie nach seinem Namen Olyssippo, heut zu Tage, Lissabon, genennet habe. Strabo, einer von den scharfsinnigsten Schriftstellern des Alterthums, der aber für den Homer zu stark eingenommen ist, scheint diese alte Sage in allem Ernst geglaubt zu haben. Er ist sehr geneigt zu glauben, daß die Elysäischen Felder, wozu die Circe diesem Helden den Weg zeigte, Spanien seyen, wo man noch sehr viele Denkmäler fände, aus welchen man beweisen könnte, daß Ulysses dieses Land durchwandert habe. Wäre alles dieses ungezweifelt wahr, so müste man bekennen, daß die Schriftsteller, die es behaupten, nichts sagen, welches nur einigermassen zu beweisen schiene, daß Ulysses weder in Spanien, noch in Sardinien, noch in Sicilien, jemals als ein Held verehrt worden seyn. Mehrere Schwierigkeit verursacht eine Stelle des Tacitus, der von einem Altar redet, welcher dem Ulysses am Ufer des Rheins geheiligt gewesen seyn soll. „Uebrigens, „(sagt er,) glauben einige, daß Ulysses auf sei„ner langen uud fabelhaften Reise auch in das „grosse Weltmeer gekommen, und daß er von da „in Deutschland eingedrungen sey; sie geben vor, „daß er daselbst eine Stadt erbauet, und sie nach „seinem Namen Asciburgium genennt habe; die „Stadt selbst liege am Ufer des Rheins. Sie „setzen hinzu, daß man ehemals an eben diesem „Ort einen Altar gefunden habe, der dem Ulys„ses geheiligt gewesen wäre, worauf man ausser „seinem Namen, auch den Namen seines Vaters „Laertes gefunden habe; über dieses sollen noch „in der Gegend von Rhätien und Deutschland

„mehre-

„mehrere Denkmäler und Grabstätten mit Aufschrifften mit griechischen Buchstaben gefunden „worden seyn. Meine Absicht ist hier nicht, „(fährt Tacitus fort,) Beweisse beyzubringen, „wodurch die Sache entweder könnte bestättigt, „oder widerlegt werden; ich lasse einem jeden „die Freyheit darüber zu urtheilen, was er „will.“ Man siehet gar leicht, daß Tacitus diesen Fabeln keinen Glauben beymißt. Aber gesetzt auch, man sähe sie als Wahrheit an, so würden sie doch auf keine Weise weder die Deutschen, noch ihre Religion angehen. Man weiß, daß die Deutschen keine Städte gebauet, keine Altäre, auf ihre Grabstätten keine Aufschrifften gesetzt, ja, daß sie nicht nur zu den Zeiten des Ulysses, sondern auch nicht einmal zu den Zeiten des Tacitus, von den Buchstaben einige Kenntnis gehabt haben. Folglich muß man die Erbauung der Städte und Aufrichtung derjenigen Denkmäler, von welchen Tacitus redet, den Griechen zuschreiben. Aber es bleibt dabey immer noch einige Schwierigkeit, wie sie entweder zu Land, oder zu Wasser, in das Herz von Deutschland haben eindringen, und sich daselbst niederlassen können. (Plin. III. 8. Solin. cap. 36. Strabo III. p. 148. Eustath. præf. ad Odyss. p. 1379. Tacit. Germ. c. 3.)

Sechzehentes Hauptstück.

Von den fremden und National-Göttern der Celten.

Wir müssen nun auch noch ein paar Worte von einigen andern Gottheiten reden, deren Verehrung die alten Schrifftsteller den Celtischen und Scythischen Völkern zuschreiben. Man kann sie in zwey Classen theilen, nemlich fremde Gottheiten, und National-Gottheiten.

Fremde Götter, deren Verehrung man den Scythen und Celten Schuld giebt, sind ausser denen, von welchen wir bereits bey Gelegenheit geredet haben, erstlich der Priapus, oder der Gartengott. Er wurde von den Mysiern, Phrygiern, und einigen andern Scythen oder Pelasgern in Klein-Asien verehrt. Der Hauptsitz dieses Dienstes war in den Städten Lampsacus und Priapus, die beyde an dem Ufer des Meers, bey dem Eingang in den Propontis lagen. Was das besonderste dabey ist, ist dieses, daß die Mysier den Dienst dieses Gottes nicht von den Griechen bekommen haben; sondern er ist vielmehr aus Mysien nach Griechenland gekommen. (Ovid. trist. L. I. eleg. 9. v. 26. Virg. Georg. IV. 3. Strabo. XIII. 587.

Es ist nicht leicht genau zu bestimmen, wer denn der Priapus der Pelasger gewesen sey. Allein, wenn man nur eine Stelle des Herodots mit einer mittelmäsigen Aufmerksamkeit liest, so erkennt

erkennt man daraus, daß sie diesen Namen ihrem Mercur gegeben haben. „Die Griechen, (sagt „dieser Geschichtschreiber,) haben die Gebräuche, „von denen ich eben geredet habe, und noch meh„rere, von welchen ich noch reden will, von den „Aegyptiern entlehnt. Indessen haben sie es „nicht von den Aegyptiern, sondern von den Pe„lasgern gelernt, den Mercur mit dem Phallus „vorzustellen. Die Athenienser sind unter al„len Griechen die ersten, die von den Pelasgern „diese Gewohnheit angenommen haben, und von „diesen ist sie in dem übrigen Griechenland aus„gebreitet worden. Die Pelasger haben davon „eine geheime Nachricht, die man in den Geheim„nissen von Samothracien erklärt. (Herodot. II. 51.)

Wenn man diese Nachricht des Herodots ansieht, so scheint es, daß die Pelasger, von denen hier die Rede ist, Thracische Völker sind, so wohl solche, welche in Europa über Griechenland wohnten, als auch solche, die nach Klein-Asien übergegangen waren, wo sie den Namen Mysier, Phrygier, Trojaner, Bithynier, und dergl. führten. Nun haben wir bereits oben angemerkt, daß der Mercur dieser Völker, welcher auf der Insel Samothracien ein sehr berühmtes Heiligthum hatte, eben der Gott Tis, oder Cotis sey, von welchem sie den Ursprung aller Dinge herleiteten, und den sie deswegen den Vater der Götter und Menschen nennten. Diese Pelasger, die an dem Eingang in den Propontis wohnten, wo heut zu Tage die Dardanellen liegen, hatten oft Gelegenheit Aegyptier zu sehen; denn diese, welche einen beträchtlichen Handel nach Colchis trieben, wo sie verschiedene Niederlagen hatten, mu-

sten im Hin- und Herwege vor den Dardanellen vorbeyfahren. Daher kam es, daß, als die Pelasger anfiengen, fremden Aberglauben anzunehmen, und ihre Götter unter menschlichen Gestalten abzubilden, sie den Phallus der Aegyptier für ein sehr schickliches Sinnbild hielten, worunter sie ihren Tis, den Vater der ganzen Natur, vorstellten; dieser muste also mit Organen, die der Grösse und Menge seiner Producte verhältnismässig war, abgebildet werden. Und dies ist der Priapus der Pelasger, dies ist ihr Mercur. Noch war ein Ueberbleibsel ihrer alten Religion bey ihnen anzutreffen, da sie ihre Götter in keine Tempel einschliessen wollten; der Gedanke, daß Gott die ganze Welt erfülle, hatte einen Einfluß in die äussere Bildung dieses Gottes. Man setzte seine Bildsäulen in die freye Luft, in dem Bezirk, den ein jeder um sein Hauß herum hatte; und so wurde der Mercur der Pelasger nach und nach zu einem Gott der Gärten. Diese Erklärung gab man denjenigen, die man zu den Geheimnissen auf der Insel Samothracia einweihete, und allem Anschein nach lehrte man in den Eleusinischen Geheimnissen, die mit der Zeit auch nach Thracien kamen, etwas ähnliches. [s. oben 2. u. 6. Hauptst.]

Man hat ferner auch den Galliern Schuld gegeben, daß sie den Castor und Pollux anbeteten, die mit den Argonouten nach Gallien gekommen seyn sollen. Unter den Fabeln, welche man von den Argonouten erzählt, ist auch diese: „daß „diese Krieger, nachdem sie den Fluß Tanais hin„aufgefahren wären, ihr Schiff auf einen an„dern Fluß gebracht hätten, auf welchem sie end„lich in das grosse Weltmeer gekommen wären;

„nach-

„nachdem sie sich nun immer von Mitternacht „gegen Abend gehalten hätten, so wären sie end„lich nach Cadir, und von da wieder in ihr Land „gekommen. (Diod. Sic. L. IV. c. 58.)

Diodor von Sicilien bemerkt, daß Tinäus und andere Geschichtschreiber, die die Argonauten einen so weiten Umweg nehmen lassen, ihre Aussage darauf gründen, weil die Celten, die längst an dem Weltmeere hin wohnten, vorzüglich die Zwillinge verehrten. Allein diese Celten, die an dem Meere wohnten, waren zur Zeit des Timäus, das ist, 280. Jahre vor Christi Geburt, so wenig bekannt, daß dieser Schrifftsteller von ihrer Religion, und dem Gegenstand ihrer gottesdienstlichen Verehrung schwerlich etwas gewisses sagen konnte. Die Art, wie er die Reise der Argonauten erzählt, giebt uns ausserdem keinen grossen Begriff von seiner Beurtheilungskrafft, und bestättigt den Vorwurf, den man ihm mit Recht macht, daß er eine Menge Kinderepen in seine Geschichte gemischt habe. Die gemeine Meinung war, daß als die Argonauten, von der Flotte des Königs von Colchis verfolgt wurden, sie die Donau hinauf gefahren, und von da in das Adriatische Meer gekommen wären, entweder auf einem Arm der Donau, der sich dahin stürzte, oder daß sie ihr Schiff von der Donau bis an den Meerbusen bey Venedig zu Land gebracht hatten. Um das Wunderbare noch grösser zu machen, bringt Timäus die Argonauten mit ihrem Schiff in das grosse Weltmeer, und um dieser Chimäre einen Schein von Wahrheit zu geben, so schreibt er den Celten, welche längs an demselben hin wohnten, die Verehrung der Zwillinge zu. (Apollon. Argon. L. IV. v. 3. 83. 250.

 Arist.

Arist. hist. animal. L. VIII. c. 13. Arist. de mirab. ausc. p. 1190. Justin. XXXII. 3. Plin. III. 18. Strabo I. 39. Cassiodor. L. I. c. 7. Isidor. orig. IX. 2. Dionys. Perieg. v. 489.)

Indessen redet doch auch Tacitus, zwar nicht mit einem solchen entscheidenen Ton, als Timäus, von einem Dienst, den die Völker, die in dem Herzen von Deutschland wohnten, dem Castor und Pollux erwiesen hätten. Hier ist die Stelle dieses Geschichtschreibers: „In dem „Land der Naharvaler zeigt man noch einen Hayn, „der durch eine alte Religion geheiligt ist. Der „Priester, welcher den Gottesdienst daselbst ver„richtet, ist wie eine Frau gekleidet. Die Gott„heit, welche daselb verehrt wird, wird Alcis ge„nennt. Die Römer behaupten, daß dieses „muthmaßlich derjenige Gott sey, den sie unter „dem Namen Castor und Pollux verehren. Man „siehet daselbst weder ein Bildnis noch einige „Spur eines fremden Gottesdienstes. Alles „was diese gottesdienstliche Verehrung mit der „Religion der Römer gemein hat, ist, daß man „daselbst zwey Jünglinge, die man für Brüder „hält, anbetet. (Tac. Germ. c. 43.)

Tacitus gestehet ein, daß man in dem Hayn, welcher dem Alcis geheiligt war, weder ein Bild, noch einige Spur eines fremden Aberglaubens antreffe. Und dieß ist ein starker Beweiß, daß die Naharvaler diese zween Helden, die bey dem Zug der Argonauten gewesen waren, gar nicht gekannt haben. Aber zugleich sagt er zwey Dinge, die einige Aufmerksamkeit verdienen. Erstlich, man verehrte in diesem Hayn zwey junge Gottheiten, die man für Brüder hielte, ut fratres

ut

ut iuuenes. Zweytens, die Einwohner des Landes versicherten, daß Alcis eben die Gottheit wäre, die die Römer unter dem Namen Castor und Pollux verehrten. Was wir bisher von der Religion der Deutschen und anderer Celtischen Völker gesagt haben, läst uns nicht glauben, daß sie jemals Menschen, sie mochten todt oder lebendig, jung oder alt seyn, einige gottesdienstliche Verehrung erwiesen haben; aber das ist gewiß, daß sie Gottheiten in die Sonne, in den Mond, in die Luft und in das Feuer gesetzt haben. Auch haben wir gesehen, daß nach ihren Religionsbegriffen alle Untergötter Brüder waren, nemlich Kinder des Gottes Teut, und der Erde seiner Frau. Vielleicht nennten sie diese beyden ursprüngliche Grundwesen, die alten Götter, und die Geister, die in den Elementen wohnten, die neuen Götter. Da nun die Römer unter dem Pollux, entweder die Sonne und den Mond, oder die zwey Sterne, die man Zwillinge nennt, und wovon allemal nur der eine sichbar ist, oder ein Luftzeichen, das in der Atmosphäre entstehet, oder zwey Genien, wovon der eine bey Tag, der andere bey Nacht die Herrschaft habe, verstunden; so konnten ihnen die Naharvaler leicht sagen, daß sie eine ähnliche Gottheit in ihrem Lande hätten, und sie auf gleiche Art verehrten.

Wir haben oben im Anfang dieses Buchs von einer Stelle aus dem Julius Cäsar Gebrauch gemacht, die wir hier kürzlich wiederholen wollen. „Die Gallier beten vorzüglich den Mer„cur an, und nach diesem den Apollo, Mars, „Jupiter und die Minerva, und von diesen Göt„tern haben sie eben die Vorstellungen, als die „übrigen Völker.“ Wir haben bereits hin-

länglich gezeigt, wer unter dem Mercur, Apollo, Jupiter und Mars zu verstehen sey. Was ihre Minerva anbelangt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß solches eben diejenige gewesen, welche die Griechen und Römer verehrt haben. Julius Cäsar sagt, daß die Minerva bey den Galliern die Regierung über die Handwerker und mechanischen Künste habe. Es scheint, daß diese Begriffe von fremden Völkern zu ihnen gekommen sind; denn nach der eigenthümlichen Theologie der Gallier war Mercur, oder Teutat, der Erfinder aller Künste. Ausserdem sieht man aus dem Polyb, daß der Dienst der Minerva schon gegen das Jahr 531. nach Erbauung der Stadt Rom, bey den Insubriern, einem Gallischen Volk in Italien, eingeführt gewesen ist. Die Insubrier hatten vielleicht ihren Dienst von den Lateinern bekommen, und von diesen konnte er über Marseille in denjenigen Theil von Gallien gekommen seyn, welcher jenseits der Alpen lag. Indessen giebt uns doch Solin wieder einen andern Begriff von der Minerva der Celten. Wenn er von der Minerva, welche die Einwohner von Gros-Brittannien verehrt haben, redet, so sagt er, daß sie nach dem Begriff dieser Völker über die Brunnen und mineralischen Wasser regiere. In diesem Fall war die Minerva einer von denen Genien, welchen die Celten ihre Wohnung in dem Element des Wassers angewiesen haben, davon wir oben im 9ten Hauptstück dieses Buchs weitläufig geredet haben. Bochart behauptet, daß die Minerva der Gallier der Mond sey, und beruft sich auf eine Inschrifft, worinnen sie Minerva Belisama, d. i. die Königin des Himmels genennt würde. (Polib. II. p. 119. Solin.

lin. c. 35. Bochart. geograph. sacra, Part. 2. L. I. c. 42.

Tacitus sagt, daß ein Theil der Suevischen Nation der Göttin Isis Opfer gebracht habe. „Ich habe, (fährt er fort,) von der Ursache und „dem Ursprung dieses fremden Gottesdienstes „nichts gewisses erfahren können, ausser daß das „Bild, welches einem Liburnischen Schiff gleicht, „zu erkennen giebt, daß dieser Gottesdienst von „jenseit des Meeres zu ihnen gekommen ist." Tacitus scheint sich hier selbsten zu widersprechen; denn er sagt an eben dem Ort, daß die Deutschen die Götter nicht unter menschlicher Gestalt vorstellten, und daß sie weder Bilder, noch sinnliche Gegenstände einer gottesdienstlichen Verehrung hätten. Hat dieses seine Richtigkeit; wie konnte denn Tacitus einige Zeilen vorher sagen, daß die Sueven ein Bild der Göttin Isis verehrten? Doch diesen Widerspruch beyseite gesetzt, so scheint es, daß Tacitus von der Religion der Deutschen nach der Religion der Aegyptier geurtheilet habe, bey welchen ein Schiff ein Sinnbild der Göttin Isis war. Man sahe ein Schiff in einem Heiligthum in dem Lande der Sueven; sogleich wurde daraus der Schluß gemacht: die Sueven verehren die Göttin Isis. Dieser Schluß aber ist eben so gar bündig nicht. Die Ursache wird sich gleich zeigen. Die Deutschen hatten die Gewohnheit, in ihren heiligen Wäldern die Kriegszeichen, und andere Beute, die sie von ihren Feinden gemacht hatten, aufzubewahren. Dieses Schiff, von dem hier die Rede ist, ist wahrscheinlich ein Theil einer solchen Beute, die die Sueven von einem ihrer Nachbarn eingebracht, und in einem ihrer Heiligthümer

mer verwahrlich hingesetzt hatten, damit es ein ewiges Denkmal ihres Sieges seyn möchte. Hieraus ist ohnfehlbar die Vermuthung entstanden, daß die Sueven eine Gottheit verehrt hätten, die ihnen gänzlich unbekannt war. (Tacit. Germ. c. 9. s. oben 1. B. 13. Hauptst.)

Dem Zeugnis des Herodots zu Folge brachten zwar die Perser der Venus Urania ein Opfer; allein diese Venus Urania war bey ihnen eine fremde Gottheit, deren Dienst sie entweder von den Assyrern oder Arabern bekommen hatten; jene nennten sie in ihrer Sprache Mylitta, diese aber Alitta. In denjenigen Schriften, die von der Religion der Assyrier und Araber handeln, kan man sehen, was eigentlich ihre Venus Urania gewesen sey. Da die Untersuchung dieser Sache nicht zu unserm Vorhaben gehört; so wollen wir uns auch nicht darauf einlassen. Herodot sagt, daß die Perser die Venus Urania, Metra, die Assyrier Mylitta, und die Araber Alitta nennten. Das ist aber ein Irrthum. Der Metra der Perser war die Sonne, und selbst nach dem Bericht des Herodots, war der Sonnendienst unter den Persern eingeführt, ehe sie noch einigen Umgang mit den Assyriern und Arabern hatten. Andere haben geglaubt, daß die Venus Urania der Perser, der Mond wäre; aber auch diese haben sich geirrt. Strabo sagt: sie verehren die Sonne unter dem Namen Mitra, den Mond, unter dem Namen der Venus, ferner das Feuer, die Erde, das Wasser, und die Winde rc. So viel ist richtig, daß der Mond von den ältesten Zeiten her unter der Anzahl der Götter war, welchen die Perser Opfer brachten. Endlich sagt auch Agathias, daß die Perser wirklich die Venus verehrten, und sie in ihrer

ter Sprache Anaitis nennten. Sein Urtheil kan durch eine Stelle aus dem Clemens von Alexandrien bestättigt werden, welcher sagt, daß der König Artaxerxes der erste gewesen, welcher der Venus unter dem Namen Anaitis, Bildsäulen aufgerichtet und dieser Göttin zu Ehren zu Babylon, Susa, Ecbatana, 2c. einen Gottesdienst verordnet hätte. Unterdessen scheint diese Vermuthung eben so wenig gegründet zu seyn, als diejenige des Plutarchs. Dieser Schrifftsteller sagt, daß die Anaitis der Perser die Diana der Griechen gewesen wäre. Wir werden jetzo gleich zeigen, daß die Anaitis weder die Sonne, noch der Mond, noch die Diana, noch die Venus sey; sondern einer von den Genien, welchen die Perser ihren Platz in dem Feuer anwiesen. (Bochart l. c. Part. I. L. II. c. 19. & L. IV. c. 19. Herod. I. 131. Agath. L. II. pag. 62. Clemens Alexandr. cohort. ad gentes p. 57.)

Uebrigens schreibt Herodot den Dienst der Venus Urania nicht allein den Persern, sondern auch den Scythen zu. Als die Deutschen den römischen Calender annahmen, so nennten sie denjenigen Tag, den die Lateiner der Venus gewidmet hatten, Freytag, das ist, den Tag der Freya, oder Frea, der Erde, welche nach ihrer Mythologie für die Frau des Odins gehalten wurde. Man sollte also fast auf die Vermuthung kommen, daß die Venus Urania der Scythen die Erde wäre. Allein diese Vermuthung stimmt nicht damit überein, was Herodot von den Scythen sagt, daß die Scythen ihre Venus Urania von der Erde offenbar unterschieden; jene nennten sie Artimpasa, diese aber Apia. Es bleibet also nichts anders übrig, als daß man die Meinung des Voßius annimmt. Dieser

ser glaubt, daß die Artimpasa der Scythen der Mond sey. Zwey Gründe unterstützen seine Meinung sehr. Auf der einen Seite setzt sie Herodot unmittelbar nach dem Apollo, welcher bekanntlich die Sonne ist; auf der andern Seite redete er nichts von dem Dienst, den die Scythen den Mond erwiesen, da es doch ausgemacht ist, daß dieses eine ihrer grösten Gottheiten war. (s. oben 3. und 4. Hauptstück.)

Ausser den bisher genannten fremden Göttern schreiben auch die Alten den Celtischen Völkern die Verehrung einiger Nationalgötter zu. Diese, welche sonsten dii indigetes genennt werden, sind bekanntlich solche Götter, die nur von einem gewissen Volk, oder in einer gewissen Gegend verehrt werden. So war Sangus ein solcher Nationalgott der Sabiner, Pleistorus einer derjenigen Thracier, die man Absinthienser nennte. Es läßt sich von diesen Nationalgöttern nicht viel sagen. Die Geschichtschreiber, die davon reden, haben uns kaum mehr, als den blosen Namen davon aufbehalten. Wir schränken uns also hier blos darauf ein, daß wir einige allgemeine Regeln geben, welche zu einiger Erläuterung, oder wenigstens dazu dienen können, zu verhindern, daß man sich keine falsche Vorstellungen davon macht.

Erstlich setzten die Perser in alle Elemente Untergötter; man darf gar nicht zweifeln, daß sie diese Geister, die nach ihrem Lehrbegriff in der Luft, im Wasser, im Feuer rc. ihren Sitz hatten, auch durch gewisse eigenthümliche Namen unterschieden haben. So nennten sie Tor, oder Taranis, denjenigen Gott, der die Herrschaft über die Luft, den Donner, Blitz, Winde und Regen hatte. Die

Namen

Namen derjenigen Gottheiten, denen sie die Regierung über das Feuer, Wasser, Berge, Wälder zuschrieben, sind uns ganz und gar, wenigstens gröstentheils, unbekannt. Wenn man die Alten mit Aufmerksamkeit liest, so kan man einige durch Muthmasung herausbringen. Wenn Strabo zum Exempel von dem grossen eingeschlossenen Bezirck redet, in welchem die Mager dem Feuer gottesdienstliche Verehrung erwiesen, so sagt er, daß eben dieses in dem Tempel der Anaitis und des Omanus geschähe. Dieses sind also Namen von denjenigen Genien, welchen die Perser im Feuer ihren Sitz anwiesen. (Strabo L. XV. p. 743.)

Zweytens gaben die Celten ihren Göttern oftmals den Namen von den heiligen Orten, wo sie sie verehrten. Wir haben schon einige davon genennt. Der eigene Name, den die Erde bey den Thraciern und Phrygiern hatte, war Opis, oder Apia. Die Namen Bendis, Cybela, Dyndimene, Berecynthia, sind von den Bergen und Wäldern entlehnt, die derselben geheiligt waren. So war Arduina diejenige Gottheit, welche in den Arduennischen Wald verehret würde; Jupiter Peninus, der höchste Gott, der ein Heiligthum auf der Spitze der Alpen, welche die Celten Penne, oder Pinne nennten, hatte; Sangus, ein Gott der Sabiner, dem sie den Ursprung ihrer Nation zuschrieben, war allem Anschein nach der höchste Gott, dem sie den Namen Sangus, von einem Wald, worinnen sie ihn verehrten, beylegten; Pleistorus, ein Gott der Apsinthiensischen Thracier, die ihm Menschenopfer brachten, war der höchste Gott, der vielleicht seinen Namen von denjenigen Heiligthümern bekommen hatte, die an denen Orten angelegt waren, wo die Plisten wohnten; es waren dieses

Drui-

Druiden, die in ihrer Lebensart den Essenern sehr nahe kamen. Eben dieses Urtheil muß man von einer Göttin der Einwohner von Gros-Brittannien fällen, wovon Dio Meldung thut, und die er Andrate, oder Andraste nennt. Dieser Schrifftsteller redet von einem heiligen Wald, wo die Einwohner des Landes ihre Opfer brachten, und ihre heiligen Mahlzeiten hielten, und sagt, daß man ihn Andate nennte, von der Victoria, die man in diesem Wald verehrte. Er führt sogar die Königin Bundovica redend ein, und läst sie die Victoria auf solche Art anbeten; „ich weihe dir, Andate meinen Dank; ich rufe dich an, weil du „von meinem Geschlecht bist." Dies scheinet sich nicht mit der übrigen Theologie der Celten zu reimen. Nach ihrem Lehrbegriff, war Odin der Kriegsgott. Diesem brachten sie nach erfochtenem Sieg Dankopfer; diesem heiligten sie die Beute, die sie von den Feinden gemacht hatten, und hiengen sie entweder an Bäume, oder legten sie in den Wäldern, wo er verehrt wurde, auf einen Haufen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Andate oder Andraste, nicht der Name einer Gottheit, sondern eines dem Gott des Sieges, dem Odin, geheiligten Waldes war. (Strabo XV. 733. Livius XXI. cap. 38. Herodot. IX. 118. Joseph. antiquit. L. XVIII. c. 1. Xiphilinus in Excerpt. Dionis in Nerone p. 172.)

Drittens, männliche und weibliche Gottheiten, Gottheiten, die man in Tempeln verehrte, die man unter cörperlicher Gestalt vorstellte, folglich Götzenbilder und Statuen; gehören eigentlich zu reden gar nicht zu der Religion der Celten. Wo man dergleichen antrifft, da war die alte Religion bereits durch fremde Ideen und Aber-

glau-

glauben verdorben: diese entstunden aus den mittäglichen Gegenden, und pflanzten sich immer weiter gegen Norden fort. In der Edda der Isländer, aus dem dreyzehenden Jahrhundert, steht folgende Nachricht: „Es sind zwölf Göt„ter (Asä) welche göttliche Ehre verdienen, und „eben so viel Göttinnen (Asyriä) die an Macht „und Heiligkeit den Göttern gleich sind.“ In dem Procop, welcher die Religion der Isländer viele Jahrhunderte vorher geschildert hatte, findet man nichts dergleichen. Kranz redet auch von einer grossen Menge Götzenbilder, welche die alten Sachsen angebetet haben. Indessen bemerkt doch Adam von Bremen, daß noch zur Zeit Carls des Grossen, das Bild des Mars bey den Sachsen nichts als eine rohe Säule, oder vielmehr nur ein Stamm eines Baumes gewesen sey. So war es auch zur Zeit des Lucans bey den Galliern. Die Bildnisse ihrer Götter waren Stämme von alten Eichbäumen: simulacra mœsta Deorum arte carent, cæsisque extant informia truncis. (Krantzius Hist. Saxon. sub init. Lucan. L. III. v. 412. s. oben 4. und 7. Hauptstück.)

Nach diesen Regeln kan man die Nationalgötter, von welchen die alten Schriftsteller reden, leichtlich beurtheilen. Diejenige, welche eigentlich in der alten Religion zu Hausse sind, sind nichts anders als diejenige, was man sonsten genios loci nennt, zum Exempel der Geist eines Sees, eines Waldes, eines Bergs, wo die Einwohner einer Stadt oder Gegend zusammen kamen, und ihre gottesdienstliche Versammlungen hielten. Ein andermal sind es blosse Localgötter, die, wie wir oben gezeigt haben, ihren Namen von dem Heiligthum, wo man sie verehrte, oder auch

wohl aus unbekannten Ursachen bekommen haben. So hatten zum Exempel die Angelsachsen eine Göttin, die sie Eostre, oder Eostra, nennten, und feyerten ihr zu Ehren in dem Monath April ein Fest; daher kommt nach der Anmerkung des Beda die deutsche Benennung Ostern, und der Name des Aprilmonaths, Ostermonath. Diese Eostra war nichts anders, als die Erde. Wenn es wahr ist, daß man diese Göttin als die Göttin der Fruchtbarkeit angesehen hat, und daß man ihr in dem Monath April Opfer gebracht hat, um eine reiche Erndte von ihr zu erbitten; so läßt sich kaum daran zweifeln. Aber woher kommt es denn, daß man sie Eostar, oder Ostar nennte? Dies läßt sich nicht leicht bestimmen; man muß diese Untersuchung den Wortforschern überlassen; vielleicht liegt der alte Celtische Name der Erde, Ar, Er, Erd, in dem Namen Ostar verborgen. (Beda de temp. ratione Tom. II p. 81. Eginhard c. 29. Gerike addit. ad Schotleb. pag. 69. Hagenberg. germ. med. diss. VIII. pag. 186.

Siebenzehentes Hauptstück.

Uebriger Lehrbegriff der Celten von Gott und der Welt.

Wir haben bisher gesehen, was die Celten für Begriffe von dem Gegenstand ihrer gottesdienstlichen Verehrung gehabt haben. Sie erkannten ein höchstes Wesen, und eine grosse Menge Untergottheiten, denen sie ihren Sitz in den Elementen

ten anwiesen; aber mit Unrecht hat man ihnen Schuld gegeben, daß sie die Seelen der verstorbenen Helden verehrten, und ihnen Opfer brächten. Nun wollen wir in dem gegenwärtigen Hauptstück noch etwas von den übrigen Lehrsätzen ihrer Religion, die auf uns gekommen sind, reden.

Die Celten glaubten eine Art einer Schöpfung. Sie erkannten, daß die Welt einen Anfang gehabt habe, und schrieben den Ursprung derselben dem Gott Teut, und der Erde, seinem Weibe zu. Das eine war das thätige Grundwesen, und das andere die Materie, oder das leidende Grundwesen. Die Vereinigung dieser beyden Grundwesen hatte nicht allein die Menschen, sondern auch die Götter hervorgebracht. Von diesen glaubten sie, daß sie eben so, wie alle andere sichtbare und cörperliche Wesen, aus der Materie hergekommen wären. Es scheint, daß hier in diesem Punct ein in die Augen fallender Widerspruch in der Theologie der Celten gewesen sey. Sie beteten geistige und unsichtbare Götter an; wie konnten sie nun zu gleicher Zeit behaupten, daß diese Götter aus der Materie genommen wären? Diese zwey Sätze scheinen sich nicht zusammen zu reimen, und es ist beynahe unbegreiflich, wie sie sie mit einander haben vereinigen können. Vielleicht glaubten sie, daß die Geister, die Genien, die in der Materie wohnten, aus dem höchsten Grundwesen ausgeflossen wären, und daß die Erde nichts, als nur den Cörper, womit sie bekleidet wurden, oder das Element, in welchem sie wohnten, hergegeben habe. Vielleicht nahmen sie mit den Stoikern eine doppelte Materie an, eine lebendige, thätige und unwiderstehliche, die das Wesen der Gottheit ausmachte, und eine sichtbare, an

sich betrachtet leblose, und aller Bewegung beraubte, die die Substanz und das Wesen der Cörper ausmachte. Es läst sich hievon unmöglich etwas gewisses bestimmen. Wir haben auch hier nicht die Absicht, den Lehrbegriff der Celten in diesem Stück zu rechtfertigen. Vielleicht haben sie den Widerspruch, der zwischen einigen ihrer Lehrsätzen ist, nicht einmal gemerket. Uebrigens sind sie es nicht allein, welche Lehrsätze, die sich nicht mit einander verbinden lassen, behauptet haben. Viele berühmte philosophische Sekten haben das nemliche gethan.

Obgleich die Celten geglaubt haben, daß alle Dinge einen Anfang gehabt haben, so behaupteten sie auch zugleich, daß die Welt von einer ewigen Dauer sey. Dieser Satz hatte eine natürliche und nothwendige Verbindung mit einem andern, davon wir in dem folgenden Hauptstück reden werden. Sie glaubten, daß die Menschen wieder lebendig werden würden, um unsterblich zu seyn. Hiedurch behaupteten sie zugleich, daß der Aufenthalt, wo die Menschen ein ewiges Leben geniessen würden, niemals würde zerstöret werden. „Die „Druiden glauben, sagt Strabo, daß die Welt „unvergänglich sey; aber sie behaupten zu gleicher Zeit, daß Feuer und Wasser die Oberhand „behalten würde. (Strabo IV. p. 197.)

Man entdeckt hiebey eine alte Sage, vermöge welcher zwey grosse Veränderungen der Welt bevorstehen; die eine durch das Wasser, und die andere durch das Feuer. Die Celten glaubten wahrscheinlicher Weise, daß die Welt durch eine allgemeine Feuersbrunst werde verneuert werden, so wie es ehemals durch eine allgemeine Ueber-

schwem-

schwemmung geschahe; und dies war aller Vermuthung nach der Inhalt eines alten Liedes, wobey zugleich getanzt wurde, dessen Menippus, ein Cynischer Weltweiser gedenkt. Man nennte es: Κοσμȣ εκπυρωσις, das Ausbrennen der Welt. Diese Art, gewisse Lehrsätze der Religion durch Gesänge und Tänze auszudrücken, stammt wahrscheinlicher Weise von den alten Einwohnern in Europa her. (Athen. XIT. c. 7.)

Die Lehre von einer göttlichen Vorsehung ist allen Religionen in der Welt gemein. Wenn man GOtt diejenige Verehrung erweisen will, die man ihm schuldig ist, und überhaupt, wenn man sich seinem Willen und Befehl unterwerfen will; so muß man vor allen Dingen voraussetzen, daß er der Urheber und Erhalter unsers Lebens, der HErr über alle Zufälle, und der Zeuge und Richter aller unserer Handlungen ist. Dieses sind Wahrheiten, die die Celten ohne allen Widerspruch annahmen. Es ist vielleicht unter allen heidnischen Religionen keine gewesen, die das Reich der göttlichen Vorsehung mit grösserer Ausdehnung erkannt hat, als die Celtische. Das Zittern und Herabfallen eines Blatts, der Flug eines Vogels, die Art, wie die Aeste, deren man sich zu Wahrsagungen bediente, auf die Erde fielen, nachdem man sie vorher in die Luft geworfen hatte; mit einem Wort, alles, was wir den Gesetzen der Schwere, der mechanischen Einrichtung der Cörper, dem natürlichen Instinct der Thiere, oder so gar dem blinden Zufall, zuschreiben, alles dieses war nach Celtischen Begriffen ein Werk der Gottheit, die die materiellen Wesen belebte und regierte, und dabey ihre geheimen Absichten so wohl für das Gegenwärtige, als das Zukünftige hatte.

Hieraus folgte natürlicher Weise, daß die Gottheit die einzige würkende und handelnde Ursache sey, und daß alles von der Vorsehung auf eine untrügliche Art regiert und bestimmt werde, und daß also die ganze Weisheit eines Menschen darinnen bestehe, daß man die Absichten Gottes erkenne, und sich dabey beruhige. Uebrigens gebrauchten die Celten nicht allein Gebete und Opfer, sondern auch Zaubereyen, um den natürlichen Lauf der Begebenheiten zu hemmen. Aller Vermuthung nach müssen sie geglaubt haben, einander nicht zu widersprechen, und man darf sich auch nicht darüber verwundern. Es giebt Theologen, die einen untrüglichen Rathschluß annehmen, und dem ohngeachtet behaupten, daß er mit der Freyheit des Menschen bestehen könne. Fragen, die mehr die Theologie, als die Religion angehen, sind bey allen Völkern untersucht worden. Gleichwie nun diejenige, die den freyen Willen des Menschen annehmen, dem ohngeachtet die göttliche Vorsehung nicht leugnen; so erfordert es auch die Billigkeit, daß man diejenigen, die einen untrüglichen Rathschluß, oder physische Bestimmung der Vorsehung annehmen, nicht so gleich beschuldige, daß sie dem Menschen seine Freyheit rauben, um so viel mehr, da oftmals ihre Handlungen ganz anders sind, als ihre Grundsätze.

Was die Pflichten des Menschen anbelangt, so schränkten sie die Celten auf folgende drey Hauptstücke ein: Man muß die Götter verehren, nichts böses thun, und sich bemühen, munter und tapfer zu seyn. Dieses ist der kurze Inbegriff ihrer Moral. Wir wollen den Verstand und den Innhalt dieser Vorschrifften kürzlich untersuchen.

Sie sagten erstlich, man muß die Götter verehren. Obgleich diese Völker sehr viel auf die Opfer hielten, und ihren gottesdienstlichen Gebräuchen überhaupt eine grosse Würkung zuschrieben; so schränkten sie doch die Verehrung der Götter nicht blos auf den äussern Gottesdienst ein. Die Druiden gaben sich viele Mühe um die Sittenlehre; sie predigten sie dem Volk, um ihre wilde Gemüthsart sanft und geschmeidig zu machen; sie stellten sie ihnen als den Willen der Gottheit vor. Das Volk sahe die Gerechtigkeit, die Treue, die Gastfreyheit, als Tugenden an, die den Menschen bey Gott angenehm machten. Es ist also ohne allen Zweifel gewiß, daß der Grundsatz: man muß die Götter verehren, zugleich den innern Dienst und den Gehorsam gegen die Gottheit in sich begriffen hat. (Diog. Laert. proœm. pag. 5. Ælian Var. hist. II. 31. Strabo IV. 197. Jornand. c. 2. Pomp. Mel. L. III. c. 2.)

Der zweyte Punkt der Celtischen Moral war: man muß nichts böses thun. Dieser Grundsatz empfiehlt nicht nur die Gerechtigkeit, das ist, die Bereitwilligkeit, seinen Nebenmenschen nicht zu beleidigen, welche Justin eine den Scythen natürliche Tugend nennt, sondern er erstreckt sich auch auf die Mässigkeit, Keuschheit und alle übrige Tugenden, die das Gesetz der Natur befiehlt. Wenn die Celten Lasterhafte unter sich hatten; so geschahe es nicht deswegen, als wenn sie nicht gewust hätten, was gut und böse wäre; sondern weil die meisten Menschen, überhaupt anstatt ihren Grundsätzen getreu zu folgen, lieber blindlings ihren Neigungen folgen. Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß die Celten eine sehr unvollkommene Vorstellung von der

Gerechtigkeit hatten, als welche uns verbietet, niemanden, er mag seyn wer er will, übels zu thun. Auf der einen Seite erstreckten sie nur diese Pflicht auf diejenigen Menschen, die mit ihnen in einer bürgerlichen, oder häußlichen Gesellschaft lebten. Bey ihnen war es keine Ungerechtigkeit, in einem fremden Staat zu rauben und zu morden. Auf der andern Seite erlaubten sie, daß man sich selbst Recht schaffen, und seine Streitigkeiten mit dem Degen in der Faust entscheiden könne. Sie beurtheilten die Gerechtigkeit einer Sache nach dem Uebergewicht des Tapfern und Mächtigern. Dies war gewiß nichts anders, als ein Umsturz aller Gesetze der Gerechtigkeit. [Justin. II. 2. siehe oben 2. B. 12. u. 18. Hauptst.]

Der dritte und letzte Hauptpunct der Celtischen Moral war endlich, daß man sich bemühen müsse, munter und tapfer zu seyn. Die Tapferkeit läßt sich bis auf einen gewissen Punct mit der Liebe und Gerechtigkeit gar wohl vereinigen, wenn sie nemlich zur Vertheidigung einer gerechten Sache gebraucht wird. Es ist eine Schande der menschlichen Natur, daß Menschen, welche Vernunft als ein Eigenthum besitzen, sich zuweilen in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, ihre Streitigkeiten durch Gewalt zu entscheiden, und Kriege zu führen, in welchem sich derjenige, der sich von Gewalt und Unrecht, die er leidet, befreyen will, in Gefahr setzt, das zweytemal unter zu liegen. In dem Zustand, worinnen die Sachen gegenwärtig stehen, ist der Krieg, so wie die Processe, die Gefängnisse und Strafen, ein unvermeidliches Uebel; oder besser zu sagen, er ist eine Vormauer, welche man der Bosheit der Men-

Menschen entgegen setzt, und die man nicht wegschaffen kan, ohne zugleich der Gewalthätigkeit und Unterdrückung Thüre und Thore aufzumachen. So lang es ungerechte Menschen giebt, müssen sich die rechtschaffenen mit Muth und Stärke waffnen, um diejenigen, die man ungerechterweise unterdrückt, zu vertheidigen, oder denjenigen zu widerstehen, die ihnen gegen Recht und Billigkeit, ihr rechtmäsiges Eigenthum rauben, oder vorenthalten. Aber indem diese Anmerkungen nur allein den rechtmäsigen Krieg entschuldigen, so zeigen sie zugleich, daß die Tapferkeit nur alsdenn eine Tugend ist, wenn man die Waffen zur Vetheidigung rechtmäsiger Befugnisse ergreift.

Es scheint nicht, daß die Celten einen so nothwendigen Unterschied gemacht haben. Sie schätzten die Tapferkeit für sich, ohne sich die Mühe zu geben zu untersuchen, ob sie eine gute Sache vertheidige, oder ob sie zur Stütze der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit gebraucht werde. Sie glaubten, wie wir in dem folgenden Hauptstück mit mehrern sehen werden, daß alle diejenigen, die im Krig umkämen, seelig würden, und einen weit höhern Grad der Herrlichkeit und der Glückseligkeit erlangten, als andere Menschen, wenn sie auch noch so viel gutes gethan hätten, aber auf eine natürliche Art aus der Welt giengen. Die Tapferkeit, welche die Druiden den Celten predigten, war nichts anders als eine Tugend der Räuber, und das Paradies, das sie ihnen versprachen, war anstatt eine Belohnung der Tugend zu seyn, im Grund nichts anders, als ein Triumph der Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit und des wüthenden Zorns.

Die Celten hatten so, wie alle andere heidnische Völker, die Idee, daß Gott durch die Sünde beleidigt, und zum Zorn gereitzt werde; daß er aber durch Darbringung der Opfer könnte versöhnt werden. Die grosse Absicht ihrer Opfer war zwar auch die Zukunft zu entdecken, und ihr Schicksal zu erfahren, welches sie in den Eingeweiden der Opferthiere deutlich zu sehen glaubten. Wir werden in dem folgenden Buch von den Grundsätzen dieser feinen Wissenschaft weitläufiger reden. Allein es ist unleugbar, daß sie auch Versöhnungsopfer hatten, das ist, solche Opfer, die dazu bestimmt waren, den Sünder von der Strafe, die er verdient hat, zu befreyen, indem das Thier, welches auf eine feyerliche Art geopfert wurde, an seine Stelle gesetzt wurde. Cäsar sagt es ganz deutlich. „Die ganze Nation der Gallier ist dem Aberglauben sehr „ergeben. Wenn sie von einer gefährlichen „Krankheit angegriffen werden, oder in das Treffen gehen; so opfern sie Menschenopfer, oder „thun ein Gelübde, nach erhaltenem Sieg solche „zu opfern, und bedienen sich dazu des Dienstes „der Druiden; sie glauben, die unsterbliche Götter könnten nicht versöhnt werden, wenn man „nicht das Leben eines Menschen durch das Leben eines andern erkaufe.“ Dieses sind gewiß sehr wunderbare Begriffe. Die wahre Religion befiehlt niemals, GOTT Menschenopfer zu bringen; sie verbietet sie im Gegentheil ausdrücklich. Sie lehrt zwar, daß die Sünden der Menschen durch das Opfer des einigen Sohnes GOttes versöhnt sind; aber da die Juden dieses Opfer nicht gebracht haben; so folgt natürlicherweise, daß dieses Opfer eigentlich zu reden, nicht in dem Tode JEsu Christi, und in der Vergies-

sung

sung seines Blutes bestanden habe. In dieser Absicht hat GOTT den Mord, den die Juden an Christo verübt haben, durch die gänzliche Ausrottung der jüdischen Kirche und ihres Staats bestraft. Das Opfer JEsu Christi bestehet in dem Gehorsam, den er seinem Vater geleistet hatte, indem er lieber den schimpflichsten und grausamsten Tod hatte ausstehen wollen, als nur im geringsten von der Treue und Tugend abzuweichen. Sein Werth beruhet auf den grossen und herrlichen Tugenden, die JEsus vor seinem Tode ausgeübt hatte, und auf der Absicht, uns die Früchte davon geniesen zu lassen. Ob nun gleich die Lehre von der Erlösung des Sohnes GOttes, in dem Evangelio als ein Geheimnis vorgestellt ist, so muß man dennoch zugestehen, daß die Vernunf verbunden ist, eine Lehre anzunehmen, die den vollkommensten Gehorsam, die tiefste, die aufrichtigste Tugend, die man sich nur vorstellen kan, für ein Versöhnopfer erklärt, in Betracht dessen GOTT dem menschlichen Geschlecht die Sünden, womit sie seine Majestät beleidigt haben, vergeben wollte. (*)

Die Celten hatten ganz andere Begriffe. Man siehet aus der Stelle, die wir aus dem Julius Cäsar angeführt haben, daß sie die Gottheit als ein blutdürstiges Wesen angesehen haben, welches einem Menschen das Leben nicht schenke, als

(*) Obgleich diese Sache nicht zur Geschichte gehört; so behalten wir uns doch vor, in dem letzten Band, wo wir unsere Anmerkungen zusammen vortragen wollen, von dieser eigentlich in die Theologie gehörigen Materie, umständlich zu reden.

als unter der Bedingnis, daß man ihm ein anderes aufopfere. Aber es fragt sich, woher doch diese Begriffe, die den meisten heidnischen Völkern gemein waren, entstanden seyen. Plutarch sagt, daß man dergleichen Opfer nur den feindseligen Göttern brächte. Man warf sie ihnen, wie wilden Thieren, gleichsam als einen Raub vor, damit sie die übrige Gesellschaft der Menschen verschonen möchten. Wenn auch dieses die wahre Meinung der übrigen Heiden war; so hatten doch die Celten, welche dergleichen Opfer ihrem höchsten Gott opferten, eine ganz andere Vorstellung davon. Sie nennten Gott Teutat, den Vater Teut, God, Wodan, das ist, das unendlich gute Wesen; sie glaubten zugleich, daß er ein Vergnügen an der Vergiessung des Bluts finde, und daß er denenjenigen eine besondere Glückseligkeit bestimme, die durch einen grausamen Tod aus der Welt giengen. (Cæs. B. G. VI. 16. Plutarch. de orac. def. Opp. Tom II. p. 417.)

Ausser diesen Lehrsätzen, die wir jetzo abgehandelt haben, beschäfftigten sich die Druiden noch mit allerhand subtilien und sophistischen Fragen. „Es giebt, [sagt Julius Cäsar,] noch mehrere „Sachen, die sie der Jugend lehren, und wor„über sie in ihren Schulen disputiren, zum Er. „über die Sterne und ihre Bewegung, über die „Grösse der Welt und der Erde, über das Uni„versum, über die Macht und Herrschaft der „Götter.“ „Sie rühmen sich, sagt Pompo„nius Mela, die Grösse und Gestalt der Erde „und der Welt, die verschiedenen Bewegungen „des Himmels und der Gestirne, und den Wil„len der Götter genau bestimmen zu können.

„Sie

„Sie geben dem vornehmen Adel einen weitläu„figen Unterricht über diese Materien, und die„ses thun sie, auf eine sehr geheime Art, und „fahren damit eine lange Zeit fort, manchmal „bis in das zwanzigste Jahr. Ihren Unterricht „geben sie in Hölen, oder dunkeln Wäldern. (Ammian Marcell. L. XV. c. 9. Cæs. B. G. VI, 14. Pomp. Mela. L. III. c. 2.)

Es ist nicht nöthig zu untersuchen, was die Druiden in Absicht auf diese Gegenstände der menschlichen Erkenntnis wirklich geglaubt haben. Auf der einen Seiten gehören dergleichen Untersuchungen mehr in die Philosophie, als Theologie; auf der andern Seite machten diejenige Lehren, die einen Einfluß auf die Religion haben konnten, einen Theil der geheimen Wissenschafften aus, die die Druiden niemanden, als nur ihren vertrautesten Schülern offenbarten, weil sie die Grundsätz ihre Wahrsagungen und Zaubereyen enthielten, woraus sie dem gemeinen Volk ein Geheimnis machten. Zum Exempel durch die geheime Wissenschaft konnten die Thracier vermöge eines Zauberliedes einem Menschen einen Feuerbrand in das Aug bringen, ohne daß man wuste, wer Ursache davon war. Man hörte also von der Macht der Götter viele Untersuchungen in den Schulen der Druiden, wie und auf was Art dieses oder jenes geschehen konnte.

Es ist nun nichts mehr übrig, als daß wir noch untersuchen, was die Celten von dem Zustand des Menschen nach diesem Leben gelehrt haben. Wir werden uns in der Untersuchung dieser Materie in einige Weitläuftigkeit einlassen müssen, theils um ihre wahre Meinung in diesem wichtigen Stuck zu unter-

untersuchen, theils auch um diejenige zu widerlegen, die diesen Völkern eine solche Seelenwanderung, wie Pythagoras behauptet hat, Schuld geben.

Achtzehentes Hauptstück.

Von dem Celtischen Lehrbegriff, von dem Zustand des Menschen nach dem Tode.

Die Unsterblichkeit der Seele ist ein Lehrsatz, ohne welchen die Religion nicht bestehen kan. Ein Mensch, der nach diesem Leben weder Belohnung noch Bestrafung erwartet, wird sich der Tugend nicht weiter befleißigen, als in Rücksicht auf ein gegenwärtiges und zeitliches Interesse. So wichtig nun auch dieser Lehrsatz ist, so war er dennoch sehr neu unter dem Volk, welches die Pelasger aus Griechenland verjagte, und ägyptische und phönicische Götter daselbst einführte. Man behauptet, daß Thales der erste gewesen, welcher die Unsterblichkeit der Seele gelehret habe. Andere sagen, daß Pherecydes aus Scyros zuerst behauptet habe, daß die Seele des Menschen ewig sey. Gewiß ist, das Pythagoras und Plato das meiste beygetragen haben, diesen Lehrsatz unter den Griechen einzuführen. Man kan nicht sagen, wo Pythagoras die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele eigentlich her habe. Er war ein Schüler des Pherecydes, der ihn unterrichtet hatte. Er hatte eine Reise zu den Chaldäern gethan,

bey

bey welchen diese Lehre allgemein angenommen war. Er war in Thracien gewesen, und hatte daselbst den Abaris, einen Hyperboräer, zum Lehrmeister gehabt. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Italien zu, wo er die schönste Gelegenheit hatte, die Meinungen der Celten kennen zu lernen; und aller Vermuthung nach hat er auch hier Gallische Philosophen gehört. Dieses sind, dünkt mich, Quellen genug, aus welchen Pythagoras seine Ideen von der Unsterblichkeit der Seele schöpfen konnte, wenn man nicht annehmen will, daß er durch eigenes Nachdenken darauf gekommen sey. (Cic. quæst. Tusc. quæst. I. c. 38. Diod. Sic. XVIII. p. 627. Pausanias in Messeniac. XXXII. p. 360. Suidas in Pherecyde, Tom. III. 592. in Pythagora Tom. III. 231. s. oben 4. Hauptst.

Was den Plato anbelangt, so hatte er in Italien unter Pythagoräischen Weltweisen studirt. Er hatte für eine grose Summe Geldes die Werke des Philolaus, eines Pythagoräischen Weltweisen von Croton erkaufft, worinnen die Lehrsätze des Pythagoras sehr umständlich vorgetragen waren. Hieraus hatte er ohne Zweifel dasjenige geschöpft, was man in seinen Schrifften von der Natur und der Unsterblichkeit der Seele antrifft. Indessen kan man aus einem seiner Gespräche nicht undeutlich wahrnehmen, daß er wohl gewust habe, daß die Thracier ebenfalls die Unsterblichkeit der Seele geglaubt haben. Wenn er von einem gewissen Gesang, dem man die Krafft die Kranken gesund zu machen zuschreibt, redet, so sagt er, daß er es von einem dieser Priester gehört habe, welche die Arzneykunst trieben, und lehrten, daß die Seele unsterblich sey. (Diogen.

Laert. in Platone, segm. 90. A. Gell. N. A. L. III. c. 17. Plato in Charmide, p. 464. Clemens Alexandr. Stromat. L. I. c. 15.)

Uebrigens war die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bey den Griechen blos speculativisch. Die Dichter trugen sie in ihren Schrifften vor; die Weltweisen lehrten sie ihre Schüler; man disputirte darüber in den Schulen; aber man sahe sie nicht als eine Wahrheit an, die einen Einfluß in die Religion hat. Die Philosophen, welche sagten, daß man die Tugend um ihr selbst willen lieben müste, vergassen vielleicht hier, was sie sonsten von Belohnungen in der zukünftigen Welt behaupteten.

Dem sey nun wie ihm wolle, so war die Lehre von einem zukünftigen Leben unter den Celten ein Lehrsatz, auf welchen sich ihre ganze Religion gründete. Die Druiden hatten zwar eine geheime Wissenschafft, welche nur für diejenigen gehörte, welche darinnen eingeweihet waren; was aber die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele anlangte, von welcher wir hier reden, so trugen sie solche dem gemeinen Volk unverholen vor, indem sie solche als einen Grund ansahen, auf welchem die Pflicht der Menschen, die Götter zu verehren, die Gesetze der Gerechtigkeit zu beobachten, und sich tapfer und munter zu beweisen, beruhe. Das Volk sang auch diese Wahrheit in ihren heiligen Liedern. Sie rühmten darinnen das Glück der zukünftigen Welt, und der Tugend, die den Menschen zu diesem glücklichen Zustand bringt. Mit einem Wort, die Unsterblichkeit der Seele wurde von allen Celtischen Völkern angenommen, und diese Lehre war so alt, daß

keine

keine Geschichte hinauf gieng, daß sie den Ursprung derselben erreichte. Bey den Persern war sie schon zu den Zeiten des Cyrus bekannt, als welchem Xenophon eine sehr schöne Rede von dem Zustand der abgeschiedenen Seelen in den Mund legt. Man sieht zwar, daß die meisten Beweiße und Anmerkungen von dem griechischen Weltweisen herkommen; aber es ist nicht weniger gewiß, daß die Lehre selbsten von den ältesten Persern angenommen war, welche nicht allein die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch die Auferstehung des Leibes annahmen. Cicero macht die Anmerkung, daß die Einwohner von Italien vollkommen überzeugt gewesen wären, daß es nach dem Tode mit dem Menschen nicht ganz aus sey, und daß er mit dem Tode nicht alle Empfindungen verliere. (Pomp. Mela L. III. c. 2. Strabo IV. 197. Ammian Marcell. XV. c. 9. Xenophon in cyrop. L. VIII. p. 101. Cicero quæst. Tusc. L. I. p. 3437.

Es kommt zwar in dem Pomponius Mela eine Stelle vor, wo er ausdrücklich sagt, daß die Geten unter sich über den Zustand des Menschen nach dem Tode nicht einig wären. „Die Geten, sagt er, sterben ohne Betrübnis. Sie „haben verschiedene Meinungen, die bey ihnen „die Lust zum Leben verringern. Einige glauben, daß die Seelen der Verstorbenen wieder in „die Welt zurück kommen; andere behaupten „das Gegentheil davon. Aber sie behaupten „doch alle, daß sie, anstatt durch den Tod „vernichtet zu werden, in einen glücklichen Zu„stand kommen. Noch andere sagen endlich, „daß die Seelen in dem Tode vernichtet würden, aber dieser Zustand sey dem Leben weit

„vorzuziehen.“ Es ist möglich, daß eine jede von diesen dreyen Meinungen unter den Geten ihre Anhänger hatte; aber die erste war doch gewiß die gemeinste. Sie war die einzige, welche die Religion unterstützte; und von dieser reden wir hier. Selbsten in dem Schoos der christlichen Religion war ein Synesius, der die Auferstehung des Leibes leugnete, weil er in den falschen Gedanken stund, daß sie der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Seele unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen setzte. Man trifft in allen christlichen Gemeinden Freydenker an, die sich über die Unsterblichkeit hinaus setzen, nur damit sie nicht nöthig haben, auf eine Art zu leben, die der Votrefflichkeit ihres Standes würdig ist. Schon zu den Zeiten des Apostels Paulus gab es Leute, welche sagten, daß die Seele des Menschen, wie die Seelen der Thiere, wieder zur Erde zurück kehrten. Alles dieses aber hindert demohngeachtet nicht, daß die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Leibes, die Ewigkeit der Strafen und Belohnungen, wesentliche und Grund-Wahrheiten des Christenthums sind. Allein hier kommt es darauf an, daß wir die eigentliche Religion der Celten, und die Wahrheiten, die sie lehrten, vorstellen, nicht aber die Meinungen einiger einzelnen Personen, deren Irrthümer bey Barbaren weit weniger auffallend sind, als bey den Christen. Man kan ohne Gefahr zu irren hier annehmen, daß der Lehrsatz von der Unsterblichkeit der Seele von allen Celten allgemein angenommen worden ist. (Pompon. Mela. L. II. c. 2. Solin. c. 15.)

Ausser diesem hat man den Celten noch einen Lehrsatz zugeschrieben, welcher beynahe alles das Gute, das die Religion aus dem vorhergehenden ziehen konnte, wieder vernichten konnte. Man behauptet, daß nach ihrem Lehrbegriff die Seele, anstatt in einen Zustand der Belohnung oder Bestrafung zu kommen, unaufhörlich von einem Cörper in den andern wandern. Julius Cäsar sagt es deutlich: „Die Druiden suchen „das Volk zu überreden, daß die Seele nicht untergehe, sondern daß sie nach dem Tode in einen andern Cörper fahre. Sie behaupten, daß die „Gewißheit dieser Meinung ungemein viel dazu „beytrage, einen Menschen tapfer zu machen, „weil sie ihn für der Furcht des Todes verwahre.“ Diodor von Sicilien sagt ebenfalls, „daß die Gallier in diesem Stück die Meinung „des Pythagoras angenommen hätten. Sie „glauben, daß die Seele unsterblich sey, daß sie „wieder in das Leben zurückkehre, und daß sie „nach einer gewissen Anzahl Jahre wieder in einen andern Leib fahre. Daher kommt es, „daß bey ihren Leichenbegängnissen einige Leute „Briefe, die sie an ihre verstorbene Väter, Mütter oder Verwandten geschrieben haben, in das „Feuer werfen, in der Meinung, daß die Todten diese Briefe lesen würden.“ Julian der Abtrünnige schreibt den Geten ähnliche Vorstellungen zu. „Sie sind kriegerisch, (sagt er,) „nicht allein weil sie einen starken und lebhaften Cörper haben, sondern vielmehr weil sie Zamolxis, dem sie gottesdienstliche Verehrung erweisen, überredet hat, daß die Menschen nicht „stürben, sondern daß sie nur an einem andern „Ort ihren Aufenthalt nähmen. Da sie alle Tage diese Auswanderung erwarten, so sind

„sie beständig zu allen Gefahren bereit.“ Porphyr sagt gleichfalls, daß die Seelenwanderung einer der vornehmsten Lehrsätze der Mager wäre, und zum Beweiß dieser Behauptung führt er an, daß bey ihren feyerlichen Mysterien, ein jeder von ihnen den Namen eines Thieres annehme. (Cæſ. B. G. VI. 13. Diod. Sic. V. 212. Juliani Cæſares, in Trajan. p. 327. Porphyr. de abſtinent. L. IV. p. 399.)

Einige Schrifftsteller gehen noch weiter, und behaupten, daß die Celten selbst vom Pythagoras, oder einem seiner Schüler, den Lehrsatz von der Seelenwanderung bekommen hätten. Dies ist die Meinung desjenigen Schrifftstellers, dem man insgemein die Philoſophumena des Origenes zuschreibt. Er sagt, „daß Zamolxis, anfänglich ein Sclave, und hernach ein Schüler des „Pythagoras, die Druiden in den Grundsätzen der Pythagoräischen Weltweißheit unterrichtet habe.“ Herodot hatte von den Griechen, die sich an dem Hellespont und dem schwarzen Meere niedergelassen hatten, gehört, daß Zamolxis auf seiner Rückreise in sein Vaterland, die Thracier gelehret habe, daß die Seele unsterblich sey. Alles dieses sagt man so hin ohne Grund. Die Celten haben niemals die Seelenwanderung aus einem Cörper in den andern geglaubt. Ehe wir dieses beweisen, müssen wir vorher noch einige allgemeine Anmerkungen beyfügen.

Es scheinet, daß diejenigen, die so zuversichtlich behauptet haben, daß die Celten den Lehrsatz von der Seelenwanderung von dem Pythagoras bekommen hätten, vor allen Dingen hätten fest

setzen

setzen müssen, was denn Pythagoras selbst von dem Zustand des Menschen nach dem Tode, gelehrt habe. Man giebt ihm Schuld, daß er behauptet habe, die Seele käme nach und nach in mehrere Cörper, sie käme manchmal aus dem Cörper eines Menschen in den Cörper eines andern; manchmal auch in den Cöper eines Thieres. Man setzt hinzu, daß er sich selbsten zum Beweiß und Beyspiel dieser Wahrheit angeführet habe, indem er versicherte, daß seine Seele zur Zeit des Trojanischen Kriegs den Leib eines gewissen Euphorbus belebt habe, dessen in dem 26. und 27ten Buch der Iliade Meldung geschieht. Es ist eine bekannte Meinung, daß hierinnen die Lehre von der Seelenwanderung, die Pythagoras, oder sein Lehrmeister Pherecydes, zu erst unter den Griechen lehrte, bestanden habe. (Herodot. IV. 95. Diog. Laert. in Pythag. segm. 13. Suidas in Pythag. Tom. III. p. 231. Scholiast. ad Pind. Olymp. II. p. 32. Suidas in Pherecyde, Tom III. p. 592.)

Allein, weiß man denn auch gewiß, daß Pythagoras wirklich diese beständige Circulation der Seele von einem Cörper in den andern geglaubt habe? Die Sache scheint noch nicht bewiesen zu seyn, ja man hat im Gegentheil noch stark Ursache daran zu zweifeln. Erstlich ist es vollkommen ausgemacht, daß Pythagoras nichts geschrieben hat, oder daß wenigstens von seinen Werken nichts mehr vorhanden ist. Da nun die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele unter den Griechen zur Zeit dieses Philosophen noch ganz neu war; so kan es wohl seyn, daß diejenigen unter seinen Schülern, die seine Gedanken schrifftlich aufgesetzt haben, ihn hierinnen nicht

nicht recht verstanden haben. Zweytens sagt uns Clemens von Alexandrien, daß dieser Philosoph die Strafen und Belohnungen nach dem Tode wirklich behauptet habe. Dieser Kirchenvater sagt, daß sowohl die Barbarischen Philosophen, als auch die Pythagoräer, eine glückselige Zukunft für die Frommen, und eine unglückliche für die Gottlosen behauptet habe. Drittens, wenn Pythagoras unter dieser Voraussetzung eine Wanderung der Seele angenommen hat; so läßt er sie nicht anders, als nach einer gewissen Zeit, nach einer bestimmten Anzahl Jahre, geschehen, während welcher Zeit ein jeder in dem unterirrdischen Reich die Belohnungen und Bestrafungen, die er verdient hatte, erhielt. Er glaubte also gewiß nicht, daß die Seelen unaufhörlich herumirrten. Vierdtens nennte er diese Veränderung der Seele nicht Metempsychosin, das ist, Seelenwanderung, sondern eine Palingenesie, oder neue Geburt, und gab dadurch zu erkennen, daß es der nemliche Mensch sey, und nur in einem vollkommenern Zustand neu gebohren würde. Allein, wenn man fragt, ob denn Pythagoras wirklich geglaubt habe, daß der nemliche Mensch mehrmahls in dieses Leben, oder nur einmal komme; so ist die Frage sehr problematisch, und läßt sich nicht leicht entscheiden. (Clemens Alexandr. Strom. L. IV. p. 629. Servius ad Virg. Æneid. III. v. 67. Schol. ad Pind. Olymp. II. p. 31.)

Wenn man nun aber auch annimmt, daß Pythagoras in diesem Lehrsatz von der Seelenwanderung, alle diejenigen Meinungen wirklich gehabt hat, die man ihm insgemein schuld giebt; so muß man dennoch untersuchen, ob es möglich, wenig-

nigstens wahrscheinlich sey, daß die Celten hierinnen den Lehrbegriff dieses Philosophen angenommen haben. Die Scythischen und Celtischen Völker hatten einen unüberwindlichen Abscheu für allen fremden Aberglauben, und verurtheilten diejenigen zum Tode, die sich unterstunden, etwas dergleichen einzuführen. Wenn man auch zugesteht, daß ein Schüler des Pythagoras den Thraciern den Lehrbegriff seines Lehrmeisters von der Unsterblichkeit und den verschiedenen Wanderungen der Seele beygebracht habe; wie kan man behaupten, daß er nach Verlauf von etlichen Jahren nicht allein bis tief in Norden hineingedrungen, sondern auch von allen Celtischen Völkern, als ein wesentlicher Artikel ihrer Religion angenommen worden sey? Es scheint nicht wahrscheinlich zu seyn. Die Alten beten zwar die Erzählungen des Herodots buchstäblich nach, „daß „der Zamolxis der Thracier ein Sclave, und „darauf ein Schüler des Pythagoras gewesen „wäre; daß er nach dem Tode seines Lehrmei„sters wieder in sein Vaterland zurück gekehrt „sey, und die Meinungen dieses Philosophen aus„gebreitet habe;" allein, alle diese Erzählungen sind eine blose Fabel. Herodot ist gar nicht Bürge für dasjenige, was ihm die Griechen, die an dem schwarzen Meere und Hellespont wohnten, von dem Zamolxis erzählt haben. Und man kan nichts dagegen einwenden. Zamolxis war viel älter als Pythagoras, und wahrhaftig, die Barbaren haben ihren Unterricht, nicht von den Griechen und ihren Philosophen entlehnt; im Gegentheil sind die Wissenschaften von den Barbaren auf die Griechen gekommen. Aristoteles nimmt es selbsten an, und findet nach vieler Untersuchung und Anwendung vieler Mühe, daß

hier der Ursprung der Weltweißheit zu suchen sey. Es ist der Mühe werth, daß man die Worte des Diogenes Laertius, aus dem Anfang seiner Geschichte der Philosophen, hier anführt. „Einige behaupten, daß die Barbaren die ersten „gewesen, die sich auf das Studium der Welt„weißheit gelegt haben, und daß man sie unter den „Persern den Magern, unter den Assyriern und „Babyloniern den Chaldäern, unter den India„nern den Gymnosophisten, unter den Celten und „Galatern den Druiden und Semotheern zu „danken habe. Und dies ist die Meinung des „Aristoteles und des Sotions." Wir werden zu seiner Zeit sehen, daß Pythagoras von den Celten gewisse abergläubische Dinge entlehnt habe, unter andern, die Art der Wahrsagung aus kleinen Aesten von Bäumen, als welche diesem Volk ganz eigen war. Was die Seelenwanderung anbelangt, wenn er sie auch geglaubt hat, so hat er sie gewiß nicht von den Celten gelernt, als welchen sie gänzlich unbekannt war. Er war in Aegypten und im ganzen Orient in der Absicht herumgereist, um die Meinungen fremder Philosophen kennen zu lernen. Pausanias sagt es ausdrücklich, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele aus dem Orient nach Griechenland gekommen wäre. Es ist also ganz natürlich zu glauben, daß Pythagoras von hier seine Meinung von der Wanderung der Seele mit gebracht habe. Wenigstens behauptet man, daß sie sowohl in Aegypten, als in Indien allgemein angenommen worden sey. (Herod. IV. 96. Diog. Laert. prooem. Clemens Alex. ſtrom. L. I. p. 359. Brucker. hiſt. phil. Tom. II. p. 176.)

Ende.

Endlich scheint hier der rechte Ort zu seyn, diese Hauptfrage zu entscheiden, nemlich: ob die Celtischen Völker eine Seelenwanderung geglaubt haben, und ob in diesem Stück zwischen ihrem Lehrbegriff, und dem Lehrbegriff des Pythagoras eine vollkommene Aenlichkeit gewesen sey? Man behauptet es insgemein, auf die Aussage des Julius Cäsars; er sagt, „nach der „Lehre der Druiden gehen die Seelen nicht un„ter, sondern kommen von einem Menschen in „den andern." So scheinbar diese Stelle ist, so haben doch diejenigen, die die Sache mit Aufmerksamkeit untersucht haben, einen grossen Unterschied darinnen gefunden. Johannes Brant, in seinem Commentar über den Julius Cäsar, hat angemerkt, daß die Celten nicht geglaubt hätten, daß eine vernünftige Seele so weit erniedrigt werden könnte, daß sie aus dem Leibe eines Menschen in den Leib eines unvernünftigen Thieres führe. Der Vater Escalopier, und der gelehrte Brucker, billigen diese gegründete Anmerkung. Allein wenn man das System dieses Philosophen mit dem Lehrbegriff der Druiden genauer vergleicht; so wird man sich gar leicht überzeugen können, daß sie in wichtigen Stücken von einander abgehen. Dieses wird deutlicher werden, wenn wir die Lehre der Scythischen und Celtischen Völker, von dem Zustand des Menschen nach dem Tode, genau auseinander setzen. (Escolopier c. 17. Brucker I. c. Tom. I. p. 196. Cæs. B. G. VI. 14.)

Alle Celten bekennten, daß die Seele unsterblich sey, und nach dem Tode in einen Zustand komme, worinnen sie der Belohnung und Bestrafung fähig sey, nachdem sie die drey grosse

Tugen-

Tugenden, Frömmigkeit, Gerechtigkeit, und vor allen Tapferkeit, als worauf sie die ganze Pflicht des Menschen einschränkten, mehr oder weniger ausgeübet, oder unterlassen haben. Dies war die Lehre der Gallier. Sie sagten, „daß die „Seelen unsterblich wären, und daß nach diesem „Leben noch ein anders Leben bevorstehe." Dies war die Lehre der Geten. Sie glaubten, dem Herodot zu Folge, daß der Mensch nicht stürbe, sondern daß er nach diesem gegenwärtigen Leben zu dem Zamolxis komme, von welchem einige von ihnen glauben, daß er eben derjenige sey, den man sonsten Gebeleises nennte. Zamolxis ist hier nichts anders, als der Tis, der Odin, der höchste Gott der Celten, von welcher Benennung wir zu einer andern Zeit die Ursache anführen wollen; Gebeleisis heist so viel, als derjenige, der die Ruhe giebt, weil man ihn als den Urheber der Ruhe und Glückseligkeit ansahe, welche die Seelen nach dem Tode geniessen, von dem alten deutschen Wort gifva, geben, und Lusa, die Ruhe. Sonsten bedeutet auch Zamolxis nach der Gewohnheit der Celten, nicht allein den höchsten Gott, sondern auch einen obersten Priester, der den Dienst desselben besorgte, einen berühmten Druiden, der die Theologie und Moral der Geten, zu einer beträchtlichen Vollkommenheit gebracht hat. Von diesem Philosophen muß man eine andere Stelle des Herodots erklären, welche sagt, daß Zamolxis seine Gäste gelehrt habe, daß weder er, noch sie, noch die Menschen, die alle Tage gebohren würden, umkämen, sondern daß sie an einen Ort kämen, wo sie einen Ueberfluß an allen Gütern haben würden. (Loccenius antiq. Sueo-Goth. p. 7. Herodot. IV. 95.)

Auf

Auf dieser Lehre, welche allen Celtischen Völkern gemein war, beruhete eine Menge theils abergläubischer, theils barbarischer Gewohnheiten, die man auf keine Art rechtfertigen kann; die aber doch wenigstens zeigen, wie tief der Gedanke von einem künfftigen Leben in den Herzen dieser Völker eingewurzelt war. Wir wollen einige zum Beyspiel anführen. Die Gallier lehnten Geld, welches ihnen ihre Schuldner in dem andern Leben wieder bezahlen sollten. Wenn man einen Leichnam verbrennte, so bediente man sich dieser Gelegenheit, und schrieb an seine Eltern und Verwandte in der andern Welt, und schickte ihnen zugleich eine genaue Beschreibung so wohl von ihren Umständen, als auch insonderheit von den Schulden, die seit ihrem Tode eingegangen waren. Man glaubte fest, daß diese Beschreibungen und Briefe, die man in das Feuer warf, bis in das Reich der Schatten kommen, und von dem Verstorbenen daselbst gelesen werden würden. Hier ist offenbar dummer Aberglaube. Aber wir wollen auch einige Gewohnheiten anführen, die das Gepräge der Grausamkeit haben. „Die Leichenbegängnisse der „Gallier, (sagt Julius Cäsar,) sind prächtig, und „nach ihrer Art kostbar. Alles, was dem „Verstorbenen am liebsten war, so gar die Thie„re, wird mit ihm in das Feuer geworfen. Es „ist noch gar nicht lang, daß man mit dem Leich„nam des Herrn seine Sclaven und liebsten Cli„enten verbrannt hat.“ Die Clienten, von denen hier die Rede ist, sind diejenigen, die man sonst Soldurier nennte, die ein Gelübde gethan hatten, mit ihrem Herrn zu leben und zu sterben; dieses Gelübde hielten sie so heilig, daß man bey Menschen Gedanken niemand gefunden hat,

der sich geweiger thätte, für und mit seinem Herrn zu sterben. (Valer. Max. L. II. c. 6. Cæs. B. G. VI. 19. IV. 22.)

Julius Cäsar redet nur von Clienten und Sclaven; allein eine Stelle aus dem Pomponius Mela giebt deutlich zu erkennen, daß sich so gar die Gallischen Weiber eine Ehre daraus gemacht haben, ihre Männer nicht zu überleben. „Es fanden „sich Personen, (sagt dieser Erdbeschreiber,) die sich „freywillig in das Feuer stürzten, wo man den „Leichnam eines Mannes, der ihnen angehörte, „verbrennte, um ewig bey ihm zu seyn.“ Aus allen diesen verschiedenen Stellen erhellet, daß die Gallier fest überzeugt waren, daß alles dasjenige, was man mit einem Menschen verbrennte, oder beerdigte, z. E. seine Weiber, seine Clienten, seine Pferde, seine Hunde, seine Waffen, seine Kleider, kurz alles, ihm in die andere Welt nachfolgte, und ihm daselbst eben diese Dienste leistete, als es ihm hier geleistet hätte. Es liegt uns hier wenig daran, wie sie sich hierüber ausgedrückt haben, um ihrer Meinung einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Einige neuere Schrifftsteller sagen, sie hätten geglaubt, daß die Bilder von allen Dingen, mit der Seele des Verstorbenen aus dem Scheiderhaufen davon fliegen, um sie nimmermehr zu verlassen; aber bey den Alten findet man nichts von einer solchen Erklärung. Dem sey, wie ihm wolle, alle Celtischen Völker, die mit den Galliern einerley Vorstellungen von dem zukünftigen Leben gehabt haben, haben auch einerley Gewohnheiten mit denenjenigen, davon wir geredet haben, gehabt.

Die

Die Deutschen verbrannten mit dem Krieger, der im Treffen geblieben war, zugleich seine Waffen und sein Pferd. Wenn bey den Herulern, einem alten deutschen Volk, jemand starb, so muste sich seine Frau, wenn sie den Ruhm der Tapferkeit, Keuschheit und Tugend haben wollte, bey dem Grabe ihres Mannes erhängen. That sie es nicht, so hielt solches die Familie des Verstorbenen für einen Schimpf, und die Frau wurde bis an das Ende ihrer Tage von jedermann verachtet. Es verdient hier besonders angemerkt zu werden, wie sich die alten Thracier und Geten hierüber ausgedrückt haben.

Erstlich bey der Geburt eines Kindes weinten sie. Wenn man dem Vater das Kind, womit ihn seine Frau beschenkte, brachte, so nahm er es unter einem Strom von Thränen in die Arme. Die Anverwandten setzten sich alsdenn um die Wiege herum, und in dieser häuslichen Gesellschaft stellte ein jeder, so pathetisch als er konnte, das Elend des menschlichen Lebens vor, und bedauerte den Neugebohrnen, über alles das Uebel, das er in dem Fortgang dieses Lebens, welches ein Innbegriff von lauter Jammer und Elend wäre, ausstehen müste.

Im Gegentheil, zweytens, wenn man den Leichnam eines Verstorbenen begrub oder verbrennte, so verrichtete man dieses mit tausend Freudensbezeigungen. Alle diejenigen, die bey der Ceremonie zugegen waren, unterhielten sich von dem herrlichen Wechsel, wodurch der Verstorbene aus einem Leben voller Elend in den Stand einer vollkommenen Glückseligkeit übergegangen wäre. Mit einem Wort man spielte, man

man sung, man tanzte, man gab Gastereyen, die gewöhnlich drey Tage dauerten, nicht anders, als wie man bey feyerlichen Festen und öffentlichen Lustbarkeiten zu thun pflegte.

Drittens erforderten die Gesetze der Ehre und des Wohlstandes, daß eine Frau, die ihren Mann verlohren hatte, zugleich mit ihm dem Leben entsagte, und sich mit ihm begraben lies. Nachdem die Vielweiberey unter den Geten und Thraciern eingeführt wurde, so entstund unter den hinterbliebenen Weibern eine edle Eifersucht. Sie suchten alle ihre Asche mit der Asche ihres Mannes zu vermischen, und in dem Grabe an seiner Seite zu ruhen. Sie begnügten sich nicht damit, selbsten die Richter anzuflehen, die Streitigkeiten, die darüber entstunden, zu entscheiden, sondern sie brauchten das Ansehen ihrer Verwandte und Freunde, um vor ihren Mitbuhlerinnen den Vorzug zu bekommen. Die Richter sprachen meistentheils zur Gunst derjenigen Frau, welche der verstorbene Mann am meisten geliebt hatte, oder die man unter den übrigen für die tugendhafteste hielt. Diejenige, die zurück gesetzt wurde, und also den Proceß verlohr, gerieth in die äusserste Verzweifelung, da im Gegentheil diejenigen, die gewürdigt wurden, ihren Männern im Grabe Gesellschaft zu leisten, ihre besten Kleider anzogen, und gleichsam im Triumph zum Grabe giengen, wo ihr der nächste Verwandte den Gefallen that, sie zu erdrosseln und neben ihrem Manne zu begraben.

Vierdtens schickten die Geten alle fünf Jahre einen Boten an den Zamolxis, dem sie ihre Aufträge in die andere Welt mitgaben. Clemens

mens von Alexandrien, der diese Sache erzählt, setzt noch hinzu, „daß bey dieser Gelegenheit unter „den Geten die gröste Eifersucht entstünde, indem „sie alle nach dieser Ehre trachteten. Man „opferte alsdenn denjenigen, den man für den „rechtschaffensten hielt.“ Diejenige, die ihre Dienste angeboten hatten, aber nicht angenommen wurden, bedauerten, daß sie für unwürdig gehalten wurden, einen so rühmlichen Dienst zu verrichten. Servius sagt gleichfalls, daß die alten Einwohner von Italien, wenn sie einen vornehmen Mann, und besonders einen Kriegsmann, der sich wohl hervorgethan hatte, begraben hätten, so hätte man ihm die Gefangene, die er von den Feinden gemacht hätte, mit gegeben, und sie auf seinem Grabe erwürgt. (Tacit. Germ. c. 27. Procop. Goth. L. II. c. 14. Pompon. Mela L. II. c. 2. Val. Max. II. 6. Solin. c. 15. Herodot. IV. 94 V. 4. Stephan. de urbib. p. 271. Clemens Alex. Strom. IV. 598. Servius ad Æneid. III. v. 67.)

Endlich hatten alle unbekannnte Völker, die in dem nördischen Europa wohnten, und die man mit dem allgemeinen Namen der Scythen belegt, eben diese Gewohnheiten. Sie begruben die Personen, die der Verstorbene am meisten geliebt hatte, entweder lebendig mit ihm, oder brachten sie auf seinem Grabe um, und begruben sie alsdenn an seine Seite. Aus dem Herodot siehet man, was die Scythen, welche längst an dem Borysthenes hin wohnten, für Gebräuche bey ihren Leichenbegängnissen gehabt haben. Wenn der König todt war, so führten sie seinen Leichnam durch alle seine Staaten durch, und brachten ihn endlich an den Ort, wo das Königliche

liche Hauß sein Erbbegräbnis hatte. Hier begrub man mit dem Könige eine von seinen Beyschläferinnen, seinen Mundschenk, seinen Koch, seinen Geheimschreiber, seine goldene Schalen, nebst einer grossen Anzahl seiner Pferde und übrigen Güter. Das folgende Jahr erwürgte man funfzig Königliche Bediente, nebst so viel Pferden, an eben dem Ort, wo man den König begraben hatte. Diese barbarische Gewohnheit erhielt sich lang unter diesen Scythischen Völkern. Zur Zeit des Kaysers Justinian lies ein Türkischer Prinz, mit Namen Turkathi, der seinen Vater im Krieg gegen die Hunnen verlohren hatte, vier Gefangene von den Hunnen vor sich bringen, und schickte sie mit den Pferden seines Vaters in die andere Welt, um seinem Vater Nachricht, wie es um ihn stehe, zu bringen. (Euseb. præp. Evang. L. I. p. 11. Hieronym. adverſ. Jovin. L. II. Tom. II. p. 53. Valesii excerpta ex Nicol. Damaſc. & Stobæo. p. 526. Herodot. IV. 71. Menander in except. legat. p. 164.)

Die Einförmigkeit dieser Gewohnheiten, die sich so weit, als die Europäische Gränzen giengen, ja noch weiter ausbreiteten, beweist, daß die Scythischen und Celtischen Völker alle miteinander einen Begriff von einem andern Leben, wohin die Menschen nach dem Tode kämen, gehabt haben. Jedoch ist dieses nicht die einzige Lehre, wodurch sich diese Völker von andern unterschieden haben. Wir haben gesehen, daß alle Pythagoräer mit einander ebenfalls eine glückliche Zukunft für die Rechtschaffenen, und eine unglückliche für die Boshaften geglaubt haben. Wir wollen nunmehr zu ihren übrigen Glaubens-Artickeln fortschreiten.

Die Celten glaubten nicht nur, daß die Seelen der Menschen unsterblich wären, sondern daß die Menschen auch wieder in dieses Leben zurück kommen würden. In dem Suidas kommt eine Stelle vor, worinnen die Lehre der Thracier über diesem Punkt ganz deutlich vorgestellt wird. „Die Trabiser und Corbiser sagen, daß die Todten zwar den Zamolxis besuchen, aber daß sie „auch wieder auf diese Welt zurücken kommen; „sie wiederholen dieses, so oft jemand stirbt, und „glauben jederzeit die Wahrheit zu sagen. Daher kommt es, daß sie bey ihren Leichenbegängnissen viele Opferthiere schlachten, und herrlich „und in Freuden leben." Eben diese Meinung war unter den Deutschen allgemein angenommen. „Sie verachten den Todt, (sagt Appian,) weil „sie wieder zum Leben zu kommen hoffen. Die „Gallier hatten eben diesen Glauben, daß die „Seelen wieder in dieses Leben zurück kehrten, „und nach einer gewissen Anzahl Jahre in einen andern führen." Auch dieser Lehrsatz war den Celten nicht ganz allein eigen. Die Secte des Pythagoras sowohl, als die Platoniker, behaupteten, daß wenn die Seelen in der andern Welt Belohnungen und Bestrafungen eine gewisse Zeit erfahren hatten, so kehrten sie in andere Cörper zurück. Plato bestimmt die Zeit, nach welcher sie wieder in andere Cörper zurückkehrten, auf neun Jahre. Der eigentliche Satz, den die Celten in Absicht auf diese Lehre behaupteten, war, daß die Todten ein neues Leben anfiengen, und deswegen sagt Lucan, daß sie diejenigen verachteten, die den Tod fürchteten: & ignavum rediturae parcere vitae. Aber sie sagten nicht eigentlich, daß die Todten wieder auf diese Welt zurück kämen; sondern sie fiengen in einer neuen

Welt ein neues Leben an, und führten es fort, so daß also der Tod bey ihnen nichts anders war, als die Absonderung eines längern Lebens, weil die Menschen eigentlich das Leben nur einen einzigen Augenblick verlöhren. Dieser Lehrbegriff ist in den folgenden Worten des Lucans vortrefflich ausgedrückt:

regit idem ſpiritus artus
Orbe alio: longæ, canitis ſi cognita, vitæ
Mors media eſt. (Appian. Celt. p. 1192. Virg. Æneid. VI. v. 745. Schol. ad Pindar. Olymp. II. p. 146. Plato. p. 415.)

Die Haupt-Unterscheidungslehre der Celten ist also diese, daß sie glaubten, die Seelen kehrten nur ein einzigesmal wieder zum Leben zurück. Lucan sagt es ganz deutlich, und sein Zeugnis ist um so viel wichtiger, weil er unter den Celten erzogen und gebohren war, und nichts sagt, als woraus man deutlich sieht, daß er von dieser Sache vollkommen unterrichtet gewesen. In dem ersten Buch seines Gedichts wendet er sich an die Druiden, und redet sie also an: „Wenn man euch „glauben darf, so gehen die Seelen nicht hinun„ter in das finstere Reich der Schatten, noch in „die tiefen Wohnungen des Pluto. Ihr saget, „(ich weiß nicht, ob ihr es mit Ueberzeugung sagt,) „daß eben der Geist den Cörper in einer andern „Welt belebe, und daß der Tod zwischen einem „längern Leben in der Mitte stehet. ((Lucan. I. v. 454.)

Aus diesen Worten des Dichters siehet man zwey Stücke. Erstlich, daß nach dem Lehrbegriff der Celten die Seele einen neuen Cörper, oder vielmehr eben denselben, den sie hier gehabt habe, aber

aber nur in einer neuen Welt, belebe; zweytens, daß sie den Tod als einen Mittelzustand ansahen, der das kurze und elende Leben, welches die Menschen hienieden führen, von dem längern und glückseligern Leben unterscheide, welches in der andern Welt auf sie wartet. So drückt sich Pomponius Mela in der Stelle, die wir schon angeführt haben, hierüber aus: „Die Druiden „sagten, daß die Seelen ewig seyen, und daß in „dem Tode ein anderes Leben angehe.“ Die Perser behaupteten, wie die Gallier, daß der Mensch nur einmahl wieder in das Leben zurück kehre; und sie konnten auch keine öfftere Zurückkehr annehmen, weil sie glaubten, daß die Menschen, die wieder zum Leben zurückkehrten, dem Tode nicht mehr unterworfen wären. Die Mager lehrten nach dem Zeugnisse des Theopompus, daß die Menschen wieder in das Leben zurückkehrten, damit sie unsterblich seyen, und alles alsdenn beständig in dem nemlichen Zustand bleiben möchte. Der Weltweise Democrit, der eine Reise nach Persien gethan hatte, um sich von den Magern unterrichten zu lassen, hatte eben diese Lehre von dort mit zurück gebracht. (Diog. Laert. in proœm. p. 5. 7. Id. in Democrito. Plin. hist. N. L. VII. 55.)

Die Seelenwanderung der Celten war also nichts anders, als die Auferstehung der Todten. Das Wort, Wiederlebendigwerden, ἀναβιῶσαι, dessen sich die Alten bedienen, um die Meinung dieser Völker auszudrucken, zeigt dieses ganz deutlich an. Aber wir haben noch einen andern Beweiß, welcher stärker ist, als dieser. Wenn die Celten von dem Vergnügen der künftigen

Welt reden, so mischen sie allezeit den Cörper mit ein.

Aus allem demjenigen, was wir bisher gesagt haben, erhellet zur Genüge, daß zwischen den Meinungen des Pythagoras und den Vorstellungen der Celten in Ansehung des Zustandes des Menschen nach dem Tode wirklich einige Gleichförmigkeit gewesen ist; allein es fehlt noch sehr viel daran, daß diese Gleichförmigkeit vollkommen war; man glaubte auf beyden Seiten erstlich einen Ort der Belohnung und Bestrafung, wohin die Menschen nach dem Tode kämen; zweytens auch eine Rückkehr des Menschen zum Leben. Allein der Unterschied bestunde darinnen, daß die Celten sagten, daß die Menschen nur einmal wieder zum Leben kämen, da im Gegentheil Pythagoras, oder wenigstens seine Schüler, wenn sie anders seine Meinung recht verstanden haben, einen beständigen Umlauf der Seelen annahmen, wodurch sie nach und nach in eine unendliche Menge von Cörpern kamen. Pythagoras behauptete ferner, daß die Belohnungen und Bestrafungen jener Welt nur die Seele angiengen, und nur eine gewisse Anzahl Jahre dauerten; nach der Meinug der Celten aber waren sie ewig, und erstreckten sich so wohl auf die Seele, als auf den Leib.

Uebrigens machte diese Hoffnung der Auferstehung, daß die Celten keine Gefahr scheueten, und den Tod mit einem Trotz verachteten. Welchen Trost funden aber die Pythagoräer in ihrer Lehre von der Seelenwanderung? Man sagt, daß sie ohne Verdruß und Schmerz dieses Leben verliessen, weil sie in einer festen Ueberzeugung

gung stunden, wieder dahin zurück zu kehren. Allein, ihrem Lehrbegriff zu Folge, konnten sie in das Leben zurück kehren, und noch unglücklicher seyn, als zuvor; sie konnten in den elenden Stand eines unvernünftigen Thieres herunter gesetzt werden. Es ist also ganz unbegreiflich, wie die Hoffnung einer solchen Rückkehr einige Würksamkeit haben konnte, ihnen eine Anhänglichkeit an diese Welt und an dieses Leben zu verschaffen; noch weniger fühlt man die Stärke ihres Beweises, wenn sie den Menschen aus dem Grund für der Furcht des Todes verwahren wollten, weil es sein Beruf wäre, denselben mehrmalen auszustehen. Dem sey wie ihm wolle, wenn die Lehre von der Seelenwanderung einige Krafft hat, um die Furcht des Todes zu vertreiben; so wird man wenigstens zugeben, daß die Celten, welche die Unsterblichkeit nach diesem Leben hofften, und dabey fest überzeugt waren, daß man nicht anders, als durch einen gewaltsamen Tod zu dieser glückseligen Unsterblichkeit gelangen könne, in dieser gewissen Ueberzeugung ganz besondere Ursachen und Ermunterungsgründe, werden gefunden haben, dieses zeitliche Leben zu verachten und sich in die grösten Gefahren zu stürzen. Auf diese Hoffnung der Auferstehung gründete sich die Gewohnheit, welche die Scythen und Celten hatten, mit einem Verstorbenen, nicht allein seine geliebtesten Personen, sondern auch Gold, Silber, und was er sonst für Kostbarkeiten hatte, zu begraben. Man glaubte ohne Zweifel, daß die Personen, die man mit einander begrub, zu gleicher Zeit auch mit einander auferstehen, und die Reichthümer, die man in ihr Grab legte, ihnen nach der Auferstehung nützlich seyn würden. (Strabo L. XI. p.

 503.

503. Keysler p. 172. Hagenberg. Germ. med. diss. XI. p. 30.)

Nunmehr wollen wir auch untersuchen, wo denn die Celten den Ort der Belohnung und Bestrafung nach dem Tode hingesetzt haben. Lucan sagt, daß die Seelen die Cörper in einer andern Welt wieder beleben würde, das ist, in einem Land, das von dem unsrigen unterschieden und getrennt ist. Die alten Einwohner nennten es eine Insel, oder in der mehrern Zahl, die glückseligen Inseln. Bey dem Demosthenes findet man, daß zu seinen Zeiten unter den Griechen die Meinung angenommen war, daß die rechtschaffenen Leute, wenn sie stürben, unter die Erde, in das Reich der Schatten kämen; allein nach dem ältern Lehrbegriff, kamen sie in die glückseligen Inseln. In diese Inseln versetzt Lucian unter andern, die zween Cyrus, den Zamolxis und Anacharsis. Tzetzes in seinem Commentar über den Lycophron sagt, daß Hesiodus, Homer, Euripides, Plutarch, Dion, Procop, Philostrat, und noch viele andere, darinnen einig wären, daß sie diese Inseln in den Ocean versetzten, und wirklich findet man die Inseln von Gros-Brittannien auf der Ostseite von Bretagne, und auf der Westseite von der Insel Thule. (Tzetzes ad Lycophr. pag. 123. Eustath. ad Dionys. perieg. v. 541.)

Indessen würde das Zeugnis aller dieser Schrifftsteller von keinem grossen Gewicht seyn, wenn nicht Plutarch und Procop ganz deutlich sagten, daß die Celten ihr Paradis nach Gros-Brittannien, oder wenigstens in eine der benachbarten Inseln versetzten. Hier ist die Stelle des

des erstern selbst. „Demetrius sagt, daß un„ter den Inseln, die in der Nachbarschaft von „Gros-Brittannien liegen, einige ganz wüste „waren, die man die Inseln der Geister und der „Helden zu nennen pflegte. Er begleitete ein„stens aus Neugierde einen König, der auf ei„nem kleinen Schiff nach einer dieser wüsten „Inseln fuhr; sie trafen daselbst eine geringe „Menge Einwohner an, die in vollkommener Si„cherheit da lebten, weil sie die Britten für hei„lige Orte hielten. So bald sie auf der In„sel angeländet waren, so erhub sich ein fürch„terlicher Sturm, wobey sich verschiedene Wun„derzeichen zeigten, grausame Windstöße, und „erschröckliche Feuerkugeln. Wie sich der Sturm „gelegt hatte, so sagten ihnen die Einwohner, „es sey eben jetzo eine sehr vornehme Person ge„storben. Denn, gleichwie ein brennendes Licht, „sagten sie, so lang es brennt, keinem Menschen „beschwerlich fällt, sondern vielmehr durch seine „Erleuchtung Vortheile schafft; im Gegentheil, „wenn es ausgelöscht wird, einen unangenehmen „Geruch um sich her verbreitet: so hat es die „nemliche Beschaffenheit mit den grossen Seelen. „So lang der Mensch lebet, so leuchten sie mit „einem angenehmen und wohlthätigen Lichte; „wenn sie aber umkommen und sterben, so erre„gen sie manchmal, so wie es diesesmal geschehen „ist, Winde und Hagel; zu einer andern Zeit „vergifften sie die Luft mit pestilenzialischen Dün„sten. Man erzählte ihnen ferner, daß in die„sen Gegenden eine Insel sey, wo der Riese Bria„reus den Saturn bewache, den er in Fesseln „und in einem tiefen Schlaf hielte. Dieser „Schlaf war nichts anders als eine neue Be„zauberung, die man erfunden hatte, ihn zu

„binden; um ihn herum waren verschiedene Ge„nien, die ihn bedienten." Die Stelle aus dem Procop ist noch deutlicher. „Man be„hauptet, (sagt er,) daß die Verstorbenen nach „Gros-Brittannien kommen. Ich will die „Sache so erzählen, wie sie mir die Einwohner „des Landes oft und mit allem Ernst erzählt „haben, ob ich gleich sehr geneigt bin zu glau„ben, daß die ganze Erzählung nichts, als lauter „Einbildung ist. An der Küste, die der In„sel entgegen steht, sind viele Dörfer, die mit „Fischern, Handwerksleuten, und Kaufleuten be„setzt sind: Diese kommen oft nach Gros-Brit„tannien hinnüber, um ihren Handel zu treiben. „Ob sie gleich unter Fränkischer Bothmäßigkeit „stehen, so bezahlen sie ihnen doch niemals eini„gen Tribut, und er ist auch niemals von ihnen „verlangt worden. Zur Ursache dieser Frey„heit geben sie an, weil sie in der Reihe herum „die Seelen an den Ort ihrer Bestimmung be„gleiten müssen. Diejenigen, die in der be„vorstehenden Nacht diesen Dienst verrichten müs„sen, gehen, so bald es dunkel wird, in ihre „Häusser, und legen sich ruhig schlafen, bis sie „von demjenigen, der die Ueberfarth zur Besor„gung hat, Befehl bekommen. Gegen Mit„ternacht klopft jemand an ihre Thüre, und „ruft sie mit leiser Stimme. Den Augenblick „springen sie aus dem Bette, und laufen nach „der Küste, ohne zu wissen, durch was für eine „geheime Ursache sie dorthin gezogen werden. „Hier finden sie leere Fahrzeuge, die aber so tief „im Wasser gehen, daß sie kaum einen Finger„breit über Wasser gehen. In weniger, als „einer Stunde, bringen sie diese Fahrzeuge nach „Gros-Brittannien hinüber, ob gleich ein Schiff

„mit

„mit starken Rudern 24. Stunden zu thun hat, „bis es hinüber kommt. Wenn sie auf der „Insel angelangt sind, so verlassen die Seelen „den Augenblick das Schiff, und dieses wird nun„mehr auf einmal so leicht, daß es kaum ganz „oben auf der Fläche des Wassers schwimmt. „Sie kehren darauf sogleich wieder zurück, und „sehen niemanden, weder im Hinüberfahren noch „im Ausladen; aber, so wie sie sagen, hören „sie eine Stimme, die denjenigen, welche die über„lieferte Seele in Empfang nehmen, die Namen „der Personen, die auf dem Schiff waren, zu„gleich auch die Namen ihrer Eltern, ihrer Be„dienung, und ihres Charakters, bekannt ma„chen. Wenn Weiber auf dem Schiff waren, „so nennt diese Stimme auch die Namen ihrer „Männer, die sie gehabt haben. (Plutarch. de oracul. defect. Tom. II. p. 419. Euseb. præp. Evang. L. V. c. 17. Procop. Goth. L. IV. c. 20. Tzetzes ad Lycoph. p. 123.)

Die Celten, oder wenigstens die Gallier, setzten also das Paradies nach Gros-Brittannien, oder in eine von den benachbarten Inseln. Man darf sich darüber gar nicht wundern, da die Druiden behaupteten, daß aus diesem Lande ihre ganze Wissenschaft abstamme. Hiedurch gaben sie derselben einen himmlischen und göttlichen Ursprung. Wir haben irgendwo gelesen, daß die berühmte Höle, die die Irländer das Fegfeuer nennen, ehemals für den Eingang in die Hölle gehalten worden, und dies war vielleicht eben der Ort, wo man vorgab, daß Saturn von dem Riesen Briareus in Ketten und Banden gehalten würde. (Cæs. B. G. VI. 13.)

Die Alten, die wir hierüber nachgeschlagen haben, geben uns keine umständlichere Nachricht von den Meinungen der Celten über die Natur der Belohnungen und Bestrafungen, die nach diesem Leben auf die Menschen warten. Aber die Edda der Isländer soll diesen Mangel ersetzen. Dieses Werk, welches in dem dreyzehenten Jahrhundert ist verfertigt worden, ist eine Sammlung mythologischer Nachrichten der Nordischen Völker. Ob es gleich mit einer Menge kindischer Fabeln angefüllt ist; so enthält es doch auch von der Religion dieser Völker einige Stücke, die eben so alt, als wichtig sind. Der Leser wird es hoffentlich nicht übel nehmen, wenn wir hier einige Stücke einrücken, die um so viel wichtiger sind, je genauer sie mit der bisherigen Schilderung des Lehrbegriffs der Celten übereinstimmen.

Der Ort, wo die Verstorbenen die höchste Glückseligkeit geniessen, war die Valhalla, oder der Pallast des goossen Odins. Hiezu kann man keinen andern Zutritt haben, als durch einen gewaltsamen Tod. Hierüber drückt sich die Edda ganz umständlich aus. „Alle Menschen, heist es, die vom Anfang der Welt an, „bis jetzo, in dem Krieg umgekommen sind, kommen zum Odin in die Valhalla.“ Diese Vorstellung herrscht noch heut zu Tage unter den Ostiaken, einem Scythischen Volk, welches an dem Fluß Obi wohnt. Strahlenberg fragte einstens jemanden aus dieser Nation, wie es ihren Seelen nach dem Tode gienge; und der Ostiake gab ihm die Antwort, „daß diejenigen unter ihnen, die eines gewaltsamen Todes stürben, oder „in dem Krieg gegen die Bären umkämen, die „kämen

„kämen so gleich in den Himmel. Diejenigen „aber, die auf dem Bette, oder eines natürlichen „Todes stürben, müsten lange Zeit unter der „Erde als Sclaven bey sehr feindseligen und wil„den Göttern dienen, ehe sie in den Himmel „aufgenommen würden. (Keysler l. c. p. 127. Stralenberg. l. c. p. 76.)

Die Hölle, welche die Isländer Nifflheim, das ist, den Aufenthalt der Taugenichts nennen, war in neun Welten vertheilt. Der Geist, welcher die Regierung darüber hatte, muste alle Personen, die an einer Krankheit, oder vor Alter gestorben waren, in diese neun Welten vertheilen „Hela, oder Hecata, war nach dem „Zeugnis der Edda, nach Nifflheim geschickt, „und bekam die Herrschaft über die neun Wel„ten, wo sie allen denjenigen, die dorthin geschickt „wurden, ihre Wohnung anwiese. Hier sind „alle diejenigen, die an einer Krankheit, oder „vor Alter sterben. Diese Ideen hatten alle „Scythische und Celtische Völker mit einander „gemein." „Die Ambeer und Celtiberier sprun„gen und tanzten, wenn sie in das Treffen gien„gen, gleichsam als wann nunmehr der Zeitpunkt „erschienen wäre, wo sie auf eine rühmliche und „ihnen vortheilhafte Art das Leben verlieren „sollten. Wurden sie aber krank, so stimmten „sie die bittersten Klaglieder an, indem sie das „Leben auf eine schimpfliche und elende Weise „verlieren müsten." Die Ursache fällt von selbsten in die Augen. Diejenige, die das Leben in einem Treffen verlohren, sturben in der festen Hoffnung, zu einem glückseligen und rühmlichen Zustand zu gelangen. Diejenigen im Gegentheil, welchen eine gefährliche Krankheit mit

dem Tode drohete, waren mit allen Schrecken der Hölle umgeben, in welcher sie ihren Aufenthalt unvermeidlich erwarteten. Wenn die Irländischen Weiber einen Sohn gebohren hatten; so baten sie die Götter, daß er doch diesem Kind die Gnade erweisen möchte, im Krieg zu sterben, das war eben so viel, als wenn sie ihm die Seeligkeit wünschten. Die Thracier waren alle geneigt, eines freywilligen Todes zu sterben. Die Spanier kamen dem Alter und dem natürlichen Tod dadurch zuvor, daß sie sich von einem hohen Felsen herabstürzten, oder in ihre eigene Schwerder fielen. Die meisten Deutschen erwürgten sich selbsten unter einander. Alle glaubten, daß ein gewaltsamer Tod die einzige Pforte wäre, wodurch der Mensch zum Besitz der Herrlichkeit und Glückseligkeit eingehen könnte. Aus eben dieser Ursache glaubten diese Völker, daß sie den Kranken und Alten einen angenehmen Dienst erwiesen, wenn sie ihnen das Leben auf eine solche Art nähmen, die sie von den Strafen der Hölle befreyete, und ihnen Gewißheit verschaffte, daß sie in der Vahalla einen Platz der Ehre und der Glückseligkeit erlangen würden. (Edda Island. myth. 28. Val. Max. II. 6. Solin. c. 15. Eusæb. prepar. VI. 10. s. oben 2. B. 12. u. 15tes Hauptstück.)

Die Vorstellung, die sich die Celten von der Glückseligkeit und dem Vergnügen in der künftigen Welt machten, stimmte mit den Neigungen dieser Völker vollkommen überein. Sie wusten von keiner andern Ergötzlichkeit, als zu essen, zu trinken, zu schlafen, und sich herum zu schlagen. Hierinnen setzten sie auch alle Beschäfftigungen der Glückseligen. Alle die Zeit, die die Einwohner

wohner des Paradieses nicht bey Tisch oder im Bette zubrachten, wendeten sie an sich zu schlagen und zu balgen. Auch hierüber erklärt sich die Edda der Isländer. „Die Valhalla hat „fünfhundert und vier Thore, welche so weit sind, „daß achthundert Helden neben einander durch „ein jedes derselben aus und eingehen können. „Dies ist die alltägliche Ergötzlichkeit der Helden, „die sie in der Valhalla geniessen. So bald „sie sich angekleidet haben, so ergreifen sie ihre „Waffen, und begeben sich auf den Platz, wo sie „gewohnt sind, sich in denselben zu üben. Hier „werfen sie einander durch grosse Säbelhiebe zu „Boden, und dies zum Scherz und Zeitvertreib. „Indessen erscheint die Essenszeit. Nunmehr „steigen sie zu Pferd, und kommen frisch und „gesund nach Hof, setzen sich zu Tisch, und trin„ken herzhaft herum. Hier ist Odin der grosse „Gott, der eine unzählbare Menge Menschen re„giert." Eben diese Edda sagt, daß die Helden hier von Mädchen bedient würden, die ihnen in Hörnern zu trinken brächten. „Es giebt, „heist es daselbst, in der Valhalla noch andere „Jungfern, die die Helden bedienen. Sie tra„gen die Speisen und Getränke in den grossen „Saal. Sie besorgen die Geschirre und alles, „was man bey Tische nöthig hat. Sie prä„sentiren auch den Helden die Hörner, woraus „sie mit gewissen Feyerlichkeiten trinken. (Edda myth. 31. & 35.)

Das Getränk der Helden war weder Nectar noch Ambrosia, sondern Bier. Man siehet dieses aus einem Lied des Regner Lodbrocks, Königs in Dännemark, welches wir bey einer andern Gelegenheit schon einmal angeführt haben.

ben. Er führt seine Völker in das Treffen, und sagt, um ihren Muth recht anzufeuern: „bald werden wir Bier trinken, welches uns in „Hirnschalen in dem Pallast des grossen Odins „wird gereicht werden.

Bibemus cereuisiam breui

Ex concauis craniorum poculis

In præstantis Odini domicilio.

Was die Speisen anlangt, welche man auf die Tafeln der Helden brachte, so wurde der Speck eines wilden Schweines für das leckerhafteste und beste gehalten. „Da alle Menschen, welche von Anfang der Welt an im Krieg „getödet worden sind, bey dem Odin in der Valhalla sind; so muß ihre Anzahl nothwendig „sehr groß seyn, und wenig Menschen wissen, „wo so viel Helden ihre Nahrung her bekommen. „Aber es mögen auch noch so viele Menschen in der „Vahalla seyn, als nur immer wollen, so sind „ihrer nicht so viel, daß blos der Speck von dem „wilden Schwein, welches man Serimner nennt, „nicht hinreichend für sie seyn sollte. Es wird „alle Tage davon gekocht, und des Abends findet man ihn wieder ganz.“ Aus dieser umständlichen Beschreibung ist offenbar, daß die Celten dem Cörper in der zukünftigen Glückseligkeit auch seinen Theil zu gestehen. Man aß, man trank, man balgte sich; aber der Cörper war undurchdringlich, und behielt immer seine unsterbliche Lebhaftigkeit. (Edda myth. 53.)

Dieses sind die Vorstellungen, welche die Celten von dem Vergnügen der künftigen Welt,

und

und von den Mitteln, dazu zu gelangen, hatten. Ihr Lehrbegriff war in diesem Punkt eben so barbarisch, als ihre Meinung; aber er hatte einen starken Einfluß auf ihren Lebenswandel. Er lehrte sie die Gefahr zu verachten, um mit unverstellter Freude zu sterben. Sind die Christen, die doch ganz andere Beweisse, und eine weit grössere Gewißheit von dem zukünftigen Leben haben, dem Schrecken des Todes weniger ausgesetzt? Sie erwarten einen Zustand, wo ihre Tugend ewig wird belohnt werden; lieben sie aber die Tugend so sehr, haben sie eine solche brennende Neigung zu derselben, als die Celten zu derjenigen Tapferkeit hatten, die sie als das einzige Mittel ansahen, zur Unsterblichkeit zu gelangen? Wahrhaftig, wenn man diese Vergleichung weiter treiben wollte; so würde sie offenbar den Christen zur Schande und zum Nachtheil gereichen.

Wir haben nunmehr die vornehmsten Lehrsätze der Celtischen Theologie angeführt; wir haben das wichtigste und schwerste, so viel es möglich war, auseinander gesetzt. Nunmehr wird es leicht seyn, die Aussenseite ihrer Religion kennen zu lernen. In dem nächstfolgenden Band werden wir den äussern Gottesdienst unsrer Väter, ihre Religionsgebräuche, ihren Aberglauben, erläutern. Alles dieses gründet sich auf ihre Grundsätze die wir bisher vorgetragen haben. Wir waren Willens alles dieses noch in dem gegenwärtigen Band zu liefern; allein, weil er alsdenn zu stark würde angewachsen seyn, so versparen wir es lieber auf den folgenden Band; gegenwärtig aber wollen wir um der Gleichheit der Theile willen, noch einige besondere Abhandlungen beyfügen, welche zur ältern Geschichte der Celten gehören, und manche wichtige Stücke in derselben aufklären.

Ende des dritten Buchs.

Des Herrn Pelloutier Preißschrifft über die Galater, die von der Königlich Französischen Academie der Aufschrifften und schönen Wissenschaften im Jahr 1742. den Preiß erhalten hat.

Die Hauptpunkte, die darinnen abgehandelt werden, sind

1) wer die Gallische Nationen gewesen, die sich unter dem Namen der Galater in Klein-Asien niedergelassen haben?

2) zu welcher Zeit sie dahin gegangen sind?

3) wie groß das Land gewesen, das sie bewohnt haben?

4) von ihrer Lebensart.

5) von ihrer Sprache.

6) von ihrer Regierungsform.

7) wenn diese Galater kein Oberhaupt mehr gehabt, und aufgehört haben, ein freyer Staat zu seyn.

Erstes

Erstes Capitel.

Der erste Theil der Frage bestehet darinnen, was es für Gallische Nationen gewesen sind, die sich unter dem Namen Galater in Klein-Asien niedergelassen haben.

Die Gallischen Nationen, welche 45. bis 46. Jahre nach Alexanders des großen Tode nach Asien giengen, kamen ganz neuerlich aus denen gegen Mittag der Donau und gegen Nordwest von Griechenland liegenden Gegenden her. Diese Gegenden waren mit unzählichen Gallischen oder Gallatischen Völkern angefüllet. Die Griechen bezeichneten sie gemeiniglich mit diesem letztern Namen, anstatt, daß sie sich selbst Celten nenneten. Unter dieser Anzahl befanden sich die Scordisker, die Bastarner, die Bojer, die Taurisker, die Japoden, und andere mehr.
(Strabo VI. p. 289. VII. 304. VII. 296. Pausan. Attic. c. III. p. 10.)

Die Scordisker, welche alle Alte vor ein Celtisches oder Gallisches Volk hielten, waren an verschiedenen Orten mit den Thraciern und Illyriern vermenget. Die in Illyrien hatten bey dem Berg Claudius, bey der Stadt Segest, an dem Noarus und verschiedenen andern kleinen Flüssen, etliche Wohnplätze. Diejenigen, die

man unter die Thracier zählt, hatten den Strich Landes bey dem Zusammenfluß der Donau und Sau innen, und die Mösier, die Triballer und Dardanier zu ihren Nachbarn. Justinus sagt von den letztern, daß sie sich selbsten den Namen Scordisker gegeben hätten.

Ich zweifle daran, und glaube vielmehr, daß der Name Scordisker ein Scherzname gewesen, den die Griechen ihnen deshalb gegeben haben, weil sie beständig nach Knoblauch, den sie sehr stark assen, gerochen haben. Genug, die Scordisker befanden sich unter den Celtischen Völkern, die unter Anführung des Brennus in Griechenland einfielen. Ich glaube so gar, daß sie bey dieser Unternehmung die vornehmsten waren. Nach der Niederlage bey Delphi zogen sich einige nach Thracien zu, und die andern, die vermuthlich den grösten Theil ausmachten, kehrten wieder in den Strich Landes an dem Zusammenfluß der Sau und Donau zurück, wo sie lange Zeit alle benachbarte Provinzien in Contribution setzten. (Strabo VII. 293. & 315. Justin. XXXII. 3. Strabo VII. 313. & 318. Plin. III. 25. p. 3. 384. Strabo VII. 313. Justin. XXXII. 3. Appian. Illyr. p. 1195. Isidor Gloss. p. 30. Hesychius in εςκοροδιςμενοι. Justin. XXXII. 3. Justin. ibid. Athen. VI. 174. v. Dallchamp. Strabo VII. 318. Athen. ubi supra L. XLI. 19. Eutrop. IV. 10. Flor. III. 4. Sext. Ruf. c. 9.)

Die Bastarner waren ein anderes Gallisches Volk dieser Gegend. Ob sie gleich an verschiedenen Orten mit den Thraciern vermenget waren, so hatten sie doch ihre meisten Wohnungen disseits der Donau. Titus Livius meldet, daß sie

sie eben die Lebens-Aart und eben die Sprache, wie die Scordisker, gehabt, und ihren Namen vermuthlich von den vielen Wagen, auf denen sie überall ihre Weiber, Kinder, und Bagage hinter sich hergefahren, bekommen haben. (Strabo. VII. 296. Excerpt. ex Diod. Sic. XXVI. a Valeſ. p. 313. Plutarch. Paul. Æmil. T. I. p. 259. L. XLIV. 26 Polyb. p. 883. Strabo VII. 306. II. 128. 129. Oroſ. Lib. IV. c. 20. p. 231. Liv. XL. 57.)

Die Bojer, die Taurisker und die Japoden waren auch Gallische Völker in Illyrien. Die Japoden wohnten an dem Adriatischen Meer zwischen den Carniern und Istriern. Allein ihr Land gieng einen grosen Strich hinein. Die Taurisker, die hernach den Namen Noricier bekamen, wohnten über den Japoden, und waren von den Scordisken durch einen Berg, den man zu Zeiten des Plinius, Montem Claudium nennete, geschieden. Die Bojer waren Nachbarn von den Tauriskern und an vielen Orten mit ihnen vermenget. Von einem dieser Völker muß man die Stelle beym Strabo verstehen, wenn er sagt: „daß „bey dem Feldzug, den Alexander der grosse wider die „Geten vorgenommen, dieser Prinz eine Gesand-„schafft von den an dem Adriatischen Meere woh-„nenden Celtischen Völkern bekommen, die ihn „um seine Freundschafft ersuchet.“
(vid. Strabo VII. 313. Strabo VII. 293. Strabo IV. 207. Plin. III. 5. & 24. Plin. III. 20. p. 376. Plin. III. 24. p. 384. Strabo. V. 313.)

Ingleichen folgende Stelle des Diodors von Sicilien: „Daß Alexander der grosse, als er nach Ba-

„bylon gekommen, daselbst viel Gesandte angetrof„fen, die von den Carthaginensern, Griechen, „Illyriern, von den an dem Adriatischen Meere „gelegenen Völkern, von den Thraciern, von den „mit diesen benachbarten Galliern, die damals „bey den Griechen bekannt zu werden angefan„gen, geschickt worden. (Diod. Sic. XVII. p. 623.

Nach meinen Gedanken waren die Gallier, die diese doppelte Gesandschafft schickten, die Scordisker. Die erste wurde von den Scordiskern in Illyrien, und die andere von den an Thracien liegenden, abgefertiget. Ich zweifele nicht, daß die Gallier, die sich in Klein-Asien niederliessen, sich von den verschiedenen Nationen, von denen ich jetzo geredet habe, abgesondert haben. Jedoch führten sie ganz verschiedene Namen. Ich muß die Ursache davon sagen. Wir werden sogleich sehen, daß Brennus auf allen Seiten sehr viele Gallier angeworben, die mit ihm aus ihrem Vaterlande giengen, und in Griechenland einfielen. Als die Armee an die Gränzen Dardaniens kam, so trennte sich ein Corps von 20000. Mann von ihm, welches auf Byzanz zu, und von da nach Asien gieng. Unter diesem Corps befanden sich Truppen von drey verschiedenen Gallischen Nationen, nemlich Tectosager, Trocmer und Tolistobojer. Der Name Tectosager oder Teutonen, war ehemals der allgemeine Name der Celten. Sie führten ihn in Betrachtung ihres Ursprungs, den sie dem Gott Teut zuschrieben. Da sie diesen Gott Teutat, den Vater Teut, nennten, weil sie ihn vor den Schöpfer der Menschen und Götter hielten, so nenneten sie sich selbst Teutonen oder Tectosager, und wollten damit ihren erhabenen Ursprung ausdrücken.

Dergestalt gab es Tectosager in Languedoc, es gab dergleichen in Deutschland, es gab endlich welche in Thracien und Illyrien. Diese letzten machten den grösten Theil der Armee aus, die Brennus nach Griechenland führte, und nach meinem Urtheil waren dieses eben die Scordisker. Die Griechen nenneten sie Scordisker, die Knoblauchesser, sie selbst hingegen gaben sich den Namen Tectosager. (Strabo IV. 187. Cæsar. VI. 24. Strabo. IV. 187. 188. Justin. XXXII. 3.)

Von den Trokmern und Tolistobojern sagt Strabo, daß diese beyde Völker diese Namen von den Generalen bekommen hätten, die sie bey dem Uebergange nach Asien angeführet hätten. Die Ursache, die er zum Grunde angiebt, ist diese: daß man weder dißseits noch jenseits der Alpen, noch in den Alpen selbst, ein Volk finde, welches den Namen Trocmer oder Tolistoboyer hätte. Allein diese Muthmasung wird durch einen viel stärkern Grund vernichtiget. Man hat nemlich kein Beyspiel, daß ein Gallisches Volk sich jemals den Namen seiner Generals zugeeignet habe: und ich glaube wegen des Namens dieser Völker etwas befriedigendes zu sagen. (Strabo XII. 566. Strabo IV. 187.)

Man siehet beym Pausanias, daß Brennus, welcher vor Begierde, noch einmal nach Griechenland zu gehen, brennete, und sich auf die zu erlangende Beute grosse Rechnung machte, in alle allgemeine Versammlungen der Gallier gegangen, und ihnen angelegen habe, einen neuen Feldzug wider die Griechen vorzunehmen. Seine Vorstellungen würckten so viel, daß er aus seinem Lande mit einer Armee von mehr als 150000.

 Mann

Mann Fuß-Volk gieng, welche wohl schwerlich von der einzigen Nation des Scordisker oder Tectosager angeworben waren. Die Scordisker hatten gegen Morgen die Thracier, und gegen Abend die Boyer zu Nachbarn. Von diesen Völkern schlugen sich einige Cantons zu der Armee des Brennus. Die Trokmer, welche Stephanus von Byzanz auch Trokmener, und das Chalcedonische Concilium Trokmaden nennt, waren wirklich Thracier, ein Celtisches oder Gallisches Volk. Florus sagt dieses ganz deutlich. Er sagt, daß die Scordisker die wildesten unter den Thraciern wären. Wann ich die, dieser Abhandlung vorgeschriebene Gränzen zu überschreiten nicht befürchtete, so würde es mir nicht schwer zu beweisen seyn. Ich will nur hier anführen, daß der Name Thracier, den die Griechen durch Θρηίκιοι oder Θξύκες, und die Landeseinwohner durch ein o Throken, aussprachen, so viel als Treker oder Zieher bedeutet, sie führten diesen Namen von dem Wort trecken, ziehen, weil ehemals die Nomadische Völker auf Wagen ihre Weiber und Kinder hinter sich her treckten, oder zogen, Trokmener, Trokmanne bedeutet also thracische Männer, Trokmad, oder Trokmag, bedeutet den thracischen Canton, oder nach unserm Begriff die Diöces des Bischoffs, der die Abschlüsse des Chacedonischen Consilii unterschrieb. (Pausan. Phocic. XIX. p. 544. Steph. de urb. p. 719. Chrysippus Presbyter agens vices Cyriaci Episcopi Trocmadum subscr. Conc. Chalcedon in consil. Edit. Paris. T. IV. p. 17. Florus III, 4.)

Was den Namen Tholistoboyer anbelangt, so bedeutete Tho-listo-Boyer, die letzten Boyer. Es war dieses vermuthlich der Name eines Cantons

tons, den die Boyer zu äusserst an ihrem Lande, neben den Scordiskern, hatten, und dessen Einwohner auf Zureden des Brennus ihm in dem wider Griechenland unternommenen Feldzug folgfolgten.

(Tho ist der Artikul, list in Plurali liste oder listo, letzt die letzte.)

Die Alten sind alle einstimmig, daß alle die Celtische Völker, die aus Pannonien und Griechenland nach Asien giengen, ursprünglich und eigentlich aus Gallien gekommen. Sie kamen von dem äussersten Ende des Weltmeers, giengen in den Harzwald, und von da nach Pannonien. Es ist hierinnen nichts unmögliches. Nomadische Völker, die keinen gewissen beständigen Aufenthalt hatten, konnten gar leicht von einem Orte zum andern gehen, und nach Ablauf zwey bis drey Jahrhunderte, von den Ufern des Weltmeers bis an die Küsten des schwarzen Meeres kommen. Jedoch machen zwey Stücke diese Sache sehr problematisch. (Epit. lib. 63. Suid. T. I. 464. Steph. de urb. p. 712. Cicero pro Fontei. c. 20. Strabo IV. 187. Livius XXXVIII. 17. Pausan. Phocic. XX. p. 846. Justin. XXXII. 3. XXIV. 4. Liv. V. 34. Cæsar. VI. 24. Justin. XXIV. 4.)

Das erste ist die Unordnung der Geschicht-Schreiber, die von dem Gallischen Heerzuge reden. Sie sind nicht allein untereinander nicht eins, sie widersprechen sich sogar oft selber. Erstlich ist die gemeine Meinung, daß die Tectosager zu Anfang aus Gallien in den Harzwald gegangen, und nachdem sie die Donau paßirt, sich

in Pannonien niedergelassen hätten, hingegen sagt Julius Cäsar, daß die Tectosager, die um den Harzwald herum gewohnt, diese Gegend niemals verlassen, sondern sie noch zu seiner Zeit inne gehabt hätten. (Cæsar. VI. 24.)

Zweytens sagt Justinus, daß die Gallier alle in der Niederlage bey Delphis geblieben wären, sogar, daß nicht ein einziger Mann von ihrer ganzen Armee davon gekommen wäre. Diodor von Sicilien und Pausanias bestättigen eben dieses. Und dennoch meldet Justinus, daß nach des Brennus Tod ein Theil der Gallier nach Asien und der andere nach Thracien gegangen wäre, daraus sie nachhero in ihr altes Vaterland, das ist nach Languedoc, zurückgekehret wären. (Justin. XXIV. 8. Excerpt. ex Diod. Sic. XXII. ap. Höschel in Excerp, Leop. 157. Pausan. Arcad. X. 620. Justin. XXXII. 3.)

Drittens meldet Justinus, daß die Gallier sich des Tempels zu Delphi nicht hätten bemächtigen können, weil ihn Apollo, auf eine ganz wunderbare Art wider diese Barbaren beschützet hätte, und dennoch sagt eben dieser Geschichtschreiber an einem andern Ort, daß die unsäglichen Reichthümer, die der Consul Caepio in einem geheiligten See, bey der Stadt Toulouse gefunden, der Schatz von Delphi selbst sey, den die Tectosager, um sich von dem darauf hafftenden Fluch zu entledigen, in diese See geworfen hätten. Ich wollte darauf wetten, daß dieser Schatz, den man bey Toulouse in einem See fand, von dem man nicht wuste, wie er dahin gekommen sey, von dem man glaubte, daß es ein Schatz sey, darauf ein Fluch ruhe, den man

dem

dem Apollo entwendet habe, aus folgendem seinen Ursprung habe:

„Es ist bekannt, daß die Gallier denen Genien, die sie in dem Elemente des Wassers zu seyn glaubten, göttliche Ehre erwiesen, und aus diesen Ursachen Gold, Silber, und die Erstlinge von alle dem, was sie am höchsten hielten, in ihre geheiligte Seen geworfen haben. (Justin. XXIV. 3. Justin. XXXII. 3. Polidor. ap. Strabon. IV. 188.)

Die andere Ursache, die die Auswanderung der Gallischen Völker, von denen hier die Rede ist, höchst räthselhaft macht, ist diese, daß die Alten nicht gewust haben, wie weit sich das Land, so die Celtischen oder Gallischen Nationen ehemals inne hatten, erstreckt habe.

Die bey Marseille wohnenden Gallier sind sowohl den Griechen, als den Römern am ersten bekannt worden. Germanien, welches von unzählichen Celtischen Völkern wimmelte, blieb bis zu den Zeiten des Julius Cäsars und seines Nachfolgers Augustus, vollkommen unbekannt. Wenn man aus Pannonien Gallische Schwärme kommen sahe, so glaubte man, daß sie aus dem bey Marseille gelegenen Gallien kämen. Die Namen Tectosager und Tolistoboyer halfen diese Muthmasung bestättigen, weil in Languedoc eine Stadt mit Namen Tolosa, und auch ein Volk mit Namen Tectosager war. Wenn man gewust hätte, daß es in Deutschland, in Italien, in Pohlen, in Ungarn, und bis in den äussersten Nord, Teutoner, Teutonarier, und Tectosager gegeben hätte, wenn man ferner gewust hätte,

daß die Bastarner, die jenseits der Donau weite Gegenden bewohnten, eben die nemlichen Gallischen Scordisker gewesen wären, so würde man auch begriffen haben, daß, da ehemals ganz Europa von Celtischen und Gallischen Nationen voll gewesen, es nicht glaublich sey, daß die Gallier in Pannonien, die in diesen Gegenden seit undenklicher Zeit, an welche die Europäische Geschichte nicht reicht, wohnten, aus Languedoc dahin gekommen seyn sollten.

Jedoch, es sey diese Frage, die ich nicht zu entscheiden habe, beschaffen, wie sie wolle, so sind doch zwey Stücke unleugbar.

Erstlich, daß die Tectosager, die Trokmer, und die Tolistoboyer, die sich in Klein-Asien feste setzen wollen, Gallische Völker gewesen. Diodor von Sicilien und Appian machen zwar Cimbrer aus ihnen; allein sowohl der eine, als der andere, gaben zu, daß diese Cimbrer ein Celtisches oder Gallisches Volk gewesen. Der erstere saget: „Daß diejenige, die gegen Mitternacht an Scythien wohnten, die wildesten „Gallier wären. Daß es so gar solche gäbe, „die vor Menschenfresser gehalten würden, als „zum Exempel, die Britten, welche Irland bewohnten; daß man vorgäbe, als ob dieses „streitbare und wilde Volk ehemals, unter dem „Namen Cimmerier, Asien verheret, und daß es „hernach weil es dem Stehlen und Strasenraub „sehr ergeben gewesen, den Namen Cimbrer bekommenn." Er fähret hernach fort und sagt: „Diese sind es, die Rom eingenommen, den Tempel zu Delphi beraubet, einen grossen Theil „von Europa und Asien in Contribution gesetzt,

„in

„in letztern sich in die Länder der von ihnen „überwundenen Völker niedergelassen, und sich „unter die Griechen gemenget haben, daher sie „den Namen Gallogräci bekamen. Diod. Sic. V. 214.)

Appian sagt auch, daß die Antarier, die ein Illyrisches Volk waren, in des Apollo Ungnade gefallen wären, weil sie den Tempel zu Delphi mit denen Celten, die man Cimbrier geheisen hätte, geplündert hätten. (Appian. Illyr. p. 1196.)

Das andere, welches eben so gewiß ist, ist dieses, daß die Gallischen Völker, die nach Klein-Asien giengen, ganz neuerlich aus denen gegen Mittag der Donau liegenden Gegenden, die hernach Pannonier genennet wurden, hervorgekommen sind.

Man braucht nur, um sich dessen zu überzeugen, ihnen auf ihrem Marsch zu folgen. Sie wendeten sich anfänglich gegen den Venetianischen Meer-Busen, verhereten alle Illyrischen Provinzen, von dem Meer an bis nach Macedonien, und breiteten sich endlich in Pöonien und Thracien aus. Diejenige von ihnen, die wieder rückwärts giengen, liesen sich bey dem Zusamfluß der Donau und Sau nieder. Folglich kamen sie von hieraus ganz zuerst. Man muß aber nicht vergessen, daß Plinius und Solinus, ausser den Tectosagern, Tolistobojern und Trokmern, noch drey anderer Gallischer Völker, die in Klein-Asien wohnten, nemlich der Voturer, der Ambituer und Teutobodiaker, Erwähnung thun. Allein dieses sind augenscheinlich die

Namen dreyer Gallischer Cantons oder Zünffte. Voturier, im teutschen Voter, oder Vatter, sind die Alten. Diese ist der Name eines Cantons, welchen man denen Bejahrten und Veralterten, die nicht mehr zum Kriege tüchtig waren, anwieß. (Justin. XXIV. 4. Pausan. Attic. c. IV. p. liv. XXXVIII. 17. Justin. XXII. 3. Athen. VI. 174. Plin. V. 32. p. 626. Solin. LIII. p. 324.)

Ambituer, Amb-Tui, Umb-Tui, bedeutet einen nahe an Tues, einer Paphlagonischen und mit denen Galliern im Bündnis stehenden Stadt gelegenen Canton. Die Teutobodiaker waren ein Theil der Tectosager. Teut-boden bedeutet im teutschen das Land, das Gebiete, der Grund des Teut. Dieses ist ebenfalls der Name eines Cantons, den man entweder, weil er von Tecosager, das ist, von Söhnen des Teut, bewohnet wurde, oder, weil er dem Gott Teut, der daselbst etwa ein Heiligthum mit Ländereyen und Sclaven, die dazu gehörten, hatte, geweihet war, so genennt hat. (Plinius. VI. cap. 2. Pompon. Mela I. 19. p. 34. Memn. 17. 20. Vid. c. 2. not. ult. & 26.)

Zwey=

Zweytes Capitul.

Zu welcher Zeit die Gallischen Nationen davon ich geredet habe, nach Klein-Asien gegangen sind?

Die Sache wird nicht schwer fallen. Man muß aber erst dasjenige, was sie aus ihrem Lande zu gehen genöthiget habe, und wie sie darauf gefallen sind, nach Asien zu gehen, erzählen.

Die Gallier, deren ich erwähnet habe, musten sich in ihrem Lande sehr enge behelfen, und konnten sich, wegen der Menge der Einwohner, daselbst nicht länger erhalten. Sie sahen, daß Macedonien, sowohl durch die zahlreichen Armeen, welche Alexander der Grosse bey seinem Leben daraus gezogen, als auch durch die innerlichen Kriege, davon es nach dieses Fürsten Tod der Schauplatz gewesen, aufs äusserste geschwächet worden. Sie wusten endlich, daß die Gallischen Soldaten von allen Nachfolgern des Alexanders gesucht wurden, und diesen die ersprießlichsten Dienste leisteten. Aus diesen Ursachen allen entschlossen sie sich, vor sich selbst etwas zu unternehmen, und gaben den Anregungen ihrer Anführer, welche ihnen mit der Hoffnung, Macedonien und Griechenland unter sich zu bringen, oder wenigstens aus einem Lande, das sich mit dem Raube Asiens bereichert hatte, ansehnliche Beute zu holen, schmeichelten, Gehör. Voll von

dieser Hoffnung giengen sie mit zahlreichen Armeen, und zwar drey Jahre hintereinander, aus ihrem Lande. Ihre erste Unternehmung fällt in das letzte Jahre der CXXIV. Olympiade. „Sie giengen, sagt Pausanias, unter Anführung „des Cambaules, aus ihren Gränzen. Da sie „nach Thracien kamen, traueten sie sich nicht „weiter hinein, weil sie einsahen, daß ihre Ar„mee zu schwach sey, den Griechischen Völkern „die Spitze zu bieten.“

Die Gallier unternahmen im künftigen Jahr, welches das erste Jahr der CXXV. Olympiade war, ihren andern Feldzug. Pausanias erzählet ihn in folgenden Ausdrücken: „Die Cel„ten beschlossen, die fremden Länder von neuem „zu bekriegen, und wurden dazu hauptsächlich „von denen, die im vorigen Jahre unter dem „Cambaules zu Felde gezogen waren, und neue Ge„legenheit zu rauben wünschten, aufgemuntert. „Es versammelte sich zu dem Ende eine grosse „Armee, sowohl an Fußvolk als Reuterey. Man „theilete sie in drey verschiedene Corps, und thei„lete einem jeden Corps sein Land zu, das es „angreifen sollte. Cerethrius führte die Trup„pen, die gegen die Thracier und Triballer ge„hen sollten. Brennus und Acichorius hat„ten das Commando über die Truppen, die nach „Päonien gehen sollten. Die dritte Armee, „welche Belgius anführte, gieng nach Illyrien „und Macedonien, wo damals Ptolomäus mit „Namen Ceraunius regierte. Belgius lieferte „ihm ein Treffen, und Ptolomäus blieb darin„nen, nebst vielen Macedoniern. In diesem „andern Feldzug, (fährt Pausanias fort,) traue„ten,

„ten sich die Celten eben so wenig, als im vori-
„gen, Griechenland anzugreiffen. Nachdem sie
„wieder in ihr Vaterland zurückgegangen waren,
„so ermangelte Brennus nicht, das Volk in den
„allgemeinen Versammlungen und die Vorneh-
„men in Privat-Gesellschaften anzureizen, einen
„neuen Feldzug wider die Griechen vorzunehmen.
„Er stellte ihnen vor, daß Griechenland ausser
„Stande sey dem geringsten Widerstand zu thun,
„also der Privatmann darinnen reich, und die
„Tempel mit gediegenen Gold und Silber ange-
„füllet wären.

Poliänus führet hier etwas besonders und merkwürdiges an: „Brennus führte bey der „Versammlung des Volks griechische Gefangene „hervor, und da er gegen diese Fremde, welche „klein, schwach, schlecht gekleidet waren, und ei- „nen geschornen Kopf hatten, gallische Solda- „ten, welche groß, von gutem Ansehen, und „wohl bewaffnet waren, halten lies, so sagte er „zu seinen Mitbrüdern: Wir, die wir so grosse „und starke Männer sind, wollen uns fürchten, „solche kleine und schwache Leute zu bekriegen? (Liv. XXXIV. 16. Memn. ap. Photium. n. 224. Euseb. chron. græc. p. 58. seq. Polyæni Strateg. Lib. IV. c. 6. 8. seq. Pausan. Phocic. XIX. p. 843. Pausan. Phocic. XIX. pag. 843. Justin. XXI. v. 5. Euseb. Chron. græc. pag. 63. Pausan. Phocic. XIX. p. 843. 844. Polyæn. Strateg. Lib. VI. c. 35. n. 1.)

Wir wollen nunmehr den Pausanias weiter hören: „Da die Gallier den Vorstellungen „des Brennus Gehör gaben, so nahm er zur

„des

„ Mitanführung der Armee den Acichorius und „ verschiedene andere Vornehme der Nation mit. „ Sie warben zusammen eine Armee von 152000. „ Mann Fusvolk und 20409. Mann Reuterey „ an. (Diod. Sic. Lib. XXII. ap. Hoeschel in Excerpt. Legat. p. 157. Suid. T. I. p. 464.)

Der gröste Theil dieser schönen Armee kam nebst ihrem Anführer Brennus, nicht so wohl durch die Hände des Feindes, als durch die Trunkenheit und schlechte Mannszucht um. Diese Niederlage, die man gemeiniglich Cladem Delphicam nennet, weil dort die Gallier das meiste litten, trug sich im andern Jahre der CXXV. Olympiade zu.

Im künftigen Jahre der CXXV. Olympiade giengen die Gallier nach Kleinasien, und ich muß jetzo zeigen, auf was für Art sie dahin gezogen wurden. Da die Gallier, welche Brennus anführte, bis ins Land der Dardanier gedrungen waren, so entstand ein Aufruhr unter der Armee; es trennten sich über 20000. Aufrührer von ihm, und schlugen sich in das an der See gelegene Thracien, von da sie unter Anführung der beyden Obristen, mit Namen Leonorius und Lutarius, nach Asien giengen. So bald sie übergesetzt waren; so führte Comontorius eine neue Armee, die aus Galliern, die der Niederlage bey Delphi entronnen waren, bestund, nach Thracien. Diese Armee, welche sehr ansehnlich gewesen seyn soll, setzte nicht allein die Stadt Byzanz, sondern auch das ganze am schwarzen Meere gelegene Thracien in Contribution, und blieb von der Regierung des Commontorius an, bis auf die Regie-

Regierung Cavarus, der von den Thraciern mit allen seinen ihm untergebenen Galliern vertrieben wurde, in dem Besitz ihrer Eroberungen. Weil diese zweyte Armee sich mit der erstern nichts zu thun machte, und Europa nicht verlies, so habe ich mich dabey aufzuhalten nicht nöthig. Ich komme also wieder auf die 20000. Gallier, welche Leonorius und Lutarius zu ihrem Anführer hatten. (Pausan. ibid. A. U. C. 475. A. C. 278. Liv. XXXVIII. 16. Suid. T. I. p. 464. Polyb. IV. p. 313. 314. Conf. Vales. Excerpt. ex Polybio pag. 26. & not. p. 4.)

„Da sie, sagt Titus Livius, die Völker, „die sich ihnen widersetzten, bekriegten, und denjenigen, die sie um Friede baten, Tribut auflegten, so drungen sie bis nach Byzanz, und zogen von allen Küsten an dem Propontis, weil „sie sich zu Herren über die Städte dieser Gegend gemacht hatten, Contribution ein. Da „sie sich also in der Nachbarschafft Asiens befanden, und die Fruchtbarkeit dessen Felder rühmen „hörten, so bekamen sie Lust dahin zu gehen. Diese Lust vermehrte sich als sie mit List die Stadt „Lysimachia eingenommen, ganz Chersones unter „sich gebracht und bis an den Hellespont vorgedrungen waren. Da sie sahen, wie sie von „Asien blos durch eine kleine Meer-Enge geschieden waren, und dieses schöne Land vor Augen „hatten, so brenneten sie recht vor Verlangen, „dahin zu gehen, und schicketen an den Antipater, der in dieser Gegend regierte, eine Gesandschaft, um mit ihm wegen des Uebergangs „zu handlen. Da die Sache nicht so geschwind „von statten gieng, als sie gehofft hatten, so erhob sich unter diesen kleinen Königen ein neuer

„Aufstand. Leonorius gieng mit dem grösten „Theil der Armee wieder zurück nach Byzanz. „Lutarius hingegen nahm den Macedoniern, wel„che Antipater unter dem Schein einer Gesand„schaft, in der That aber blos um ihn auszukund„schafften, an ihn abgesendet, zwey bedeckte Schiffe „und drey Kähne ab. Da er auf diesen Schif„fen seine Truppen nach und nach eingeschiffet, „und Tag und Nacht übersetzen lassen, so kam er „in wenig Tagen mit seinen gesamten Leuten nach „Bythinien. Kurze Zeit hernach gieng Leono„rius ebenfalls, durch Hülfe Nicomedes, des Kö„nigs von Bythinien, bey Byzanz über das Meer. „Da sich die Gallier hernach wieder vereinigten, „so dieneten sie dem Nicomedes in dem Kriege „wider den Zybóus, der einen Theil von Bythinien „innen hatte. Durch ihren Beystand wurde „Zybäus überwunden und ganz Bythinien dem „Nicomedes unterwürfig gemacht. (Livius. XXXVIII. 16.)

Man findet in der angeführten Stelle des Livius verschiedenes besondere, davon die andern Geschichtschreiber keine Meldung thun, allein, er berichtet auch etwas, darinnen ihm Memnon, davon uns Photius Auszüge hinterlassen hat, widerleget. Nach der Erzählung des Livius giengen die Gallier zweymal nach Asien. Das erstemal gieng Lutarius mit seinen unterhabenden Truppen über den Hellespont, hernach gieng Leonorius mit einer Flotte, welche Nicomedes, um ihn mit seinen Galliern überzusetzen, geschickt hatte, bey Byzanz über den Bosphorus. Memnon hingegen meldet, daß die Gallier verschiedenemal nach Asien zu gehen versuchet hätten, allein, daß sie allezeit durch die Flotte der Byzanzier daran verhindert wor-

den

den wären, biß sie endlich vom Nicomedes Kraft eines Tractats, in welchem die Byzanzier begriffen worden, übergesetzet worden. (Memnon. c. 20.)

Ich will aber dasjenige, was Livius von der ersten Ueberfahrt der Gallier sagt, so schlechterdings nicht leugnen, jemehr er bey diesem Umstand dem Polybius, dessen Ansehen sehr wichtig ist, gefolget ist.

Nächst diesem sagt Pausanias, daß die Gallier so wie es sich thun lassen, nach Asien übergefahren, welches mit der Ueberfurth des Lutarius, nicht aber mit der Ueberfarth des Leonorius übereinkommt; denn dieser schiffte sich auf einer Flotte ein, die ausdrücklich um ihn einzunehmen abgeschickt wurde. Pausanias erwähnt annoch ein nachher geschmiedetes Orakel, darinnen er die Gallier die Meerenge des Hellesponts überfahren lässet, welches ebenfalls nur auf den Lutarius gezogen werden kan. Allem Ansehen nach war aber die erste Ueberfahrt der Gallier nach Asien, von keinen Folgen, u. Lutarius kehrte, weil er vor sich etwas zu unternehmen zu schwach war, wieder nach Europa zurück; wenigstens ist so viel gewiß, daß er mit unter den siebenzehen Generalen gewesen, die mit dem Nicomedes den Tractat, Kraft welchem dieser Fürst die Gallier auf seiner Flotte nach Asien überfuhr, geschlossen hatten. (Pausan. Achaic. VI. 537. Pausan. Phocic. XV. 833.)

Wir wollen nun sehen was Nicomedes bewogen, die Gallier als Hülfstruppen in Sold zu nehmen. Nicomedes war ein Sohn des Zy-

bäas, oder Zypetes, des Königs in Bythinien, der eine Zwistigkeit, und sogar einen öffentlichen Krieg, mit den zwey Nachfolgern des grossen Alexanders, nemlich dem Lysimachus, dem Könige in Thracien, und dem Seleucus dem Könige in Syrien, gehabt hatte. Nach dem Tode des Seleucus sandte sein Sohn und Nachfolger, der Antiochus Soter, den Patroiles seinen General, mit einer ansehnlichen Armee, um einen Theil von Klein-Asien in Besitz zu nehmen. Dieser fiel in einen Hinterhalt, den ihm Zybäus gestellet hatte, und blieb mit allen seinen Truppen auf dem Platz. Da Zybäus selbst wenige Zeit hernach im 76ten Jahre seines Alters starb, so hatte Nicomedes in der Person des Antiochus einen mächtigen Feind, der sowohl zu Wasser als zu Lande, um Bythinien anzugreifen, grosse Zurüstungen machte. Ausser diesem fürchterlichen Feinde, zog sich Nicomedes noch einen andern durch seine Grausamkeit zu. Die Begierde, allein zu regieren, und zu verhindern, daß man ihn nicht in seinen Staaten störte, machte ihn, um mich des Ausdrucks des Memnon zu bedienen, zum Henker seiner Brüder, deren an der Zahl drey waren. Zybäus, der jüngste, der ihm entwischet war, bemühete sich sich eines Theils Bythiniens zu versichern, und griff den andern, der unter dem Gehorsam seines Bruders geblieben war, tapfer an. Um diesen gedachten Feinden zu widerstehen, machte Nicomedes mit der mächtigen Colonie zu Heraclea einen Bund, indem er derselben, die Städte Cierus, Tius und Thinis abtrat, und dargegen von ihnen einen Beystand von dreyzehen Kriegsschiffen erhielt. Er verstärckete sich noch überdieß durch ein Bündniß mit dem Antiochinus Gonatas, dem Könige in Mace-

Macedonien, und weil die Gallier damals vor die besten Soldaten auf der Welt gehalten wurden, so ließ er den Leonorius und Lutarius, die sich mit ihrer Armee bey Byzanz befanden, ersuchen, sich in Asien unter gewissen Bedingungen, die auch angenommen wurden, niederzulassen. Der Tractat, den uns Memnon aufbehalten, enthält folgendes:

„Daß die Gallier mit dem Nicomedes „und seinen Nachfolgern eine beständige Freund„schafft unterhalten, daß sie ohne Einwilligung „des Nicomedes, keinem, der sie anspräche, er „müste denn mit ihm einerley Freunde und „und Feinde haben, Truppen geben, und daß „die Städte Byzanz, Heraclea, Tius, Chal„cedo, Cierus, und einige andere Bundesgenos„sen des Nicomedes in diesem Bündniß mit be„griffen seyn sollten." (Memnon. c. 2. 16.-21.)

Da der Tractat vom Leonorius, Lutarius und funfzehen andern Generals der Armee unterzeichnet worden war, so nahm Nicomedes die Gallier auf seine Flotte und brachte sie nach Asien. Dieses geschahe, wie ich schon gesagt habe, im dritten Jahr der CXXV. Olympiade, 278. Jahr vor Christi Geburt, da Democles zu Athen Archonte war. (Strabo XII. 566. s. oben Cap. 2.)

Drittes Capitel.

Wie groß das Land gewesen, das die Gallier in Klein-Asien bewohnt haben.

Die Gallier, die nach Asien giengen, waren 20000. Mann starck; allein, es waren kaum 10000. Bewaffnete darunter. Memnon erzählt es in einer Stelle, die aber der Lateinische Uebersetzer nicht recht getroffen hat. Hier ist die Uebersetzung: „Nicomedes igitur contra Bythinos, primum, & quos ex Heraclea armas set Barbarorum. Verte: cum auxilio Bythinorum, qui partes ejus ab initio secuti fuerant, & Heracleensium barbaros instruxisset.“

Der wahre Inhalt gehet dahin: „Daß die Einwohner in Heraclea und die Bythinier, die dem Nicomedes treu geblieben waren, denen, die keine Waffen gehabt hatten, solche geliefert hatten.“

Nach dieser Verstärkung stellte sich Nicomedes an die Spitze seiner Armee, schlug den Zybäas, und lies denen, die es mit ihm gehalten hatten, seine schwere Hand fühlen, und brachte ganz Bythinien unter sich. Weil er den Sieg der Tapferkeit der Gallier zu verdanken hatte, so lies er ihnen alle Beute, und wies ihnen längst dem Meere in dem Theile Bythiniens, darinnen

er

er die Einwohner niedermetzlen lies, ihre Wohnungen an. Justin drückt dieses sehr uneigentlich aus, wenn er sagt, daß die Gallier das Königreich Bythinien mit dem Nicomedes getheilet hätten. Die Gallier wohnten fast 40. Jahre in dieser Gegend, von da sie alle See-Provinzen Klein-Asiens anfielen, und man siehet aus einer Stelle des heiligen Hieronymus, daß sie in einer ihrer Streyfereyen die Stadt Miletum, die mehr als hundert Meilen von dem Lande, da sie wohnten, lag, ausgeplündert hätten. (Justin. XXV. 2. Pausan. Attic. c. IV. p. 11. Hieron. adv. jovin. L. J. T. II. p. 35.)

Ob die Gallier gleich eines der schönsten und fruchtbarsten Länder Klein-Asiens inne hatten, so gefiel ihnen doch diese ihre erste Wohnung nicht. Eines theils wurden sie darinnen das erstemal vom Antiochus Soter, und hernach von den Königen in Pergamus, die ihnen zwar anfänglich einen jährlichen Tribut zu zahlen bewilliget, hernach aber ihn verweigerten, und über sie einen herrlichen Sieg erfochten, muthig angegriffen. Andern theils setzte sie die Nachbarschaft des Meers den feindlichen Flotten zu sehr aus. Diese Ursachen bewogen sie, sich von den Küsten zu entfernen. Die Könige von Bythinien und Pergamus waren dieses, indem sie von einem äusserst unruhigen Nachbar befreyet wurden, von Herzen zufrieden. Die Gallier verliessen also mit Genehmhaltung dieses Fürsten, Bythinien, und da sie in das innerste des Landes vorrückten, so nahmen sie daselbst einen Theil von Phrygien ein. Es geschahe dieses nach dem Siege, den Attalus über sie erhielt, 241. Jahr vor Christo, und 37. Jahr nach-

dem sie nach Asien gegangen waren. Dieses ist das Land, und nicht wie Justinus will, das, wo sie ihre erste Wohnung hatten, dem man den Namen Galatia gab, weil die Gallier daselbst unter den Griechen, die ehemals, nachdem sie von den Scythen vertrieben wurden, sich diesen Gegenden bemächtiget hatten, wohneten. Es komt also blos darauf an, daß man die Grösse des Landes, das die Gallier in dieser Gegend bewohnten, bestimme. (Appian. Syr. Lucian. pro lapsu inter folt. p. 272. Zeuxi vel Atiocho. p. 334. Liv. XXXVIII. p. 16. Liv. ub. supra. idei 20. Flor. II. 11. Plin. V. 32. Strabo XII. 566. Pausan. Attic. I. c. 8. pag. 19. c. 4. pag. 11. 12. Strabo XII. 466. in not.)

Sie wohnten zwischen Bythinien und Capadocien, und hatten gegen Mittag Phrygien und Pamphylien, gegen Morgen einen Theil Capadociens, die Flüsse Halys und Capador, gegen Mitternacht den andern Theil von Capadocien und hernach Paphlagonien, und endlich gegen Abend Bythinien, von dem sie durch die Flüsse Hieras und Sangarius geschieden waren, zu ihren Gränzen. (Suid. F. I. p. 464. Solin. c. 53. Plin. V. 32. Plin. ibid. Suidas ubi s. Liv. XXXVIII. 16. Plin. VI. 3. Plin. V. 32. Strabo XII. 566. Plin. VI. 2. Solin. c. 56. Plin. V. 32. Pausan. Attic. IV. p. 11. 12.)

Nachdem sich die Gallier von diesem Lande Meister gemacht hatten, so theileten sie sich in drey Theile. Die Trokmer liessen sich gegen Mitternacht an den Provinzien Pontus, Paphlagonien und Cappadocien nieder. Die Tolistobojer hatten die benachbarten Gegenden Bythiniens

niens und Phrygiens zu ihrem Antheil, und in ihrem Gebiete wohnten die Voturier und Ambiturier, von denen ich oben geredet habe. Die Tectosager zogen endlich gegen Morgen und Capadocien, und die Teutobodiaker, deren ich auch erwähnet habe, wohnten bey ihnen. (Memnon. c. 20. Strabo XII. 567. Plin. V. 32. Strabo & Plin. Ub. s. Liv. XXXVIII. 15. 6. Plin. ubi supra. Memnon. 6. 20.)

Memnon setzt noch hinzu: „Die Gallier „baueten in dem Lande, das sie innen hatten, „Städte. Die Trokmer baueten Ancyra, die „Tolistobojer Lavium, und die Tectosager Pasi„nus.“ Dieser Schrifftsteller begehet hier zween Fehler. Weil diese Städte schon vor der Ankunft der Gallier vorhanden waren, so hätte er sagen sollen, daß sie sie nur bevestiget hätten, um daselbst dasjenige, was sie ihren Feinden und Nachbarn abgenommen hatten, in Sicherheit zu bringen, oder daß sie daselbst Märckte angeleget, wo sie ihre Waaren und ihre Beute verkaufften. (Pausan. Attic. IV. p. 11. 12. Strabo XII. 567. Strabo ibid.)

Zweytens irret er sich in dem Namen der Völker, denen diese drey Städte gehörten. Strabo, der in der Nachbarschaft Galatiens gebohren war, und dessen Beschaffenheit vollkommen wuste, sagt, daß Lavium den Trokmern, Pesinus den Tolistobojern, und Ancyra den Tectosagern gehöret habe. Plinius ist mit Strabo hierinnen einig, und ihr Zeugnis ist des Memnon seinem um so mehr vorzuziehen, da Lavium wirklich in dem Lande der Tolistobojer und Anzira in dem Lan-

de der Tectosager gelegen war. (Strabo ibid. Plin. V. 32.)

Da endlich die Gallier in diesem Lande sich sehr vermehret hatten, so jagten sie allen Völkern, die disseits des Berges Taurus wohnten, ein Schrecken ein, und setzten sie in Contribution, dergestalt, daß selbst die Könige in Syrien ihnen einen jährlichen Tribut bewilligten. Nachdem sie in die Länge und Breite ihre Eroberungen erweitert hatten, so kamen sie untereinander überein, auch die ihnen zinsbaren Provinzen zu theilen. Die Trokmer erhielten das, was am Hellespont lag. Die Tolistobojer Aeolien und Jonien, und die Tectosager die andern in dem innersten von Asien bis an den Berg Taurus gelegenen Provinzien. (Liv. XXXVIII. 27. Justin. XXV. 2. Liv. XXXVIII. 16.)

Vierdtes Capitel.

Von der Lebensart der in Asien wohnenden Galater.

Sie waren in keinem Stücke von den andern Celtischen Völkern unterschieden, und man müste ein ganzes Buch schreiben, wenn man diese Materie mit gehöriger Ordnung abhandlen wollte. Wir wollen nur anführen, daß, da die Gallier kein anderes Handwerk, als den Krieg hatten, und eine andere Profession zu ergreifen vor schimpflich hielten, auch die Stärcke, die Tapferkeit,

ferkeit, die Unerschrockenheit, die Verachtung des Todes, als die einzigen dem Menschen anstehende Tugenden angesehen. Sie rühmten sich tapfer zu seyn, und machten sich eine Ehre daraus. In gewissem Verstande und gewissem Stücke waren sie es. Sie giengen in das Treffen, wie zu einem Gastmahl, weil sie in der Meinung stunden, daß die Ehre und die Glückseligkeit des Paradieses blos vor diejenige bestimmt sey, die auf dem Wahlplatz blieben, oder eines gewaltsamen Todes stürben, und daß hergegen alle diejenige, die vor Alter oder Krankheit stürben, davon ausgeschlossen blieben. Allein auf der andern Seite muß man dennoch gestehen, daß ihre Tapferkeit gar nicht gemäsiget und meistentheils eine blinde Wuth war, die sie, anstatt gehörige Maßregeln zu nehmen, und kluge Vorsicht zu brauchen, um der Gefahr zum Theil zu entgehen, oder zu siegen, in die Gefahr hineinstürzte. Man trifft in der Geschichte verschiedene Beyspiele an, welche zeigen, wie weit sie ihr wildes Wesen trieben. Justin erzählt zum Exempel, daß als die Gallogräci ein Treffen, dessen Verlust ihnen die Wahrsager vorher verkündiget hatten, liefern wollten, sie vorher ihre Weiber und Kinder niedergehauen hätten. Ingleichen erzählt Florus, daß die Römer mit Verwunderung gesehen, wie etliche gefangene Gallogräci in die Ketten, damit sie gebunden gewesen, gebissen, und ihren Gesellen den Hals, um sich von ihnen erdrosseln zu lassen, hingehalten hätten. (Justin. XXVI. 2. Flor. II. 2.)

Gleichwie nun die Tapferkeit die Tugend der Männer war, so war es bey den Weibern die Keuschheit. Plutarch erzählt davon zwey merkwürdi-

würdige Exempel. Das erstere betrifft die Chiomara, die Gemahlin des Orgiagons, der zu der Zeit, da die Römer, nachdem sie den Antiochus überwunden hatten, die Gallier, die ihm Hülfsvölker gegeben hatten, bekriegten, König oder Tetrarcha der Galater war. Als diese Dame in die Hände der Römer kam, so wurde ihr, aber vergebens, Unehre zugemuthet, jedoch wurde sie hernach von dem Hauptmann, der die Gefangenwache hatte, geschwächet. Dieser Officier trug, nachdem er seine Begierde gestillet hatte, dieser Dame an, daß er sie gegen Bezahlung einer Ranzion frey lassen wollte, und brachte sie ins Geheim an einen Ort, wo zwey von ihren Anverwanden sie in Empfang nahmen, und gegen die bewilligte Summe in Sicherheit bringen sollten. Während, daß der Hauptmann das Geld zählete, befahl Chiomara ihren Anverwandten, ihn umzubringen, welches denn sogleich vollzogen wurde. Sie nahm hernach das Haupt des Römers, wickelte es in ihren Rock, und nachdem sie bey ihrem Mann angelangt war, so erzählte sie ihm sowohl die ihr angethane Gewalt, als die von ihr genommene Rache. Orgiagon lobte voller Verwunderung ihre Treue, und sie antwortete ihm, daß sie eine noch viel grössere Freude hätte, daß nur ein einziger Mensch auf der Welt sey, der sich rühmen könnte, mit ihr Gemeinschaft zu haben. Diese Dame, die Polybius zu Sardes gesehen hatte, behielt bis an ihr Ende, wegen ihrer Bescheidenheit und Keuschheit den Ruhm, den ihr diese That zuwegen gebracht. (Plutarch. de Virt. Nul. Tom. II. p. 258. Liv. XXXVIII. 24. Val. Max. VI. c. 1. n. 2. Flor. ub Sup. Aurel. Vict. de Virt. III. cap. 59.)

Das

Das andere Exempel betrifft die Camma, die Wittwe des Sinatus, gleichfalls eines Tetrarchen in Galatien. Da dieser Sinatus mit einem andern Vornehmen seiner Nation, mit Namen Sinorix, Zwistigkeiten gehabt hatte, so wurde diese Uneinigkeit so weit getrieben, daß Sinatus von seinem Gegner umgebracht wurde. Einige Zeit hernach suchte Sinorix bey der Wittwe des Sitiatus um die Heyrath an. Camma, welche sogleich einsahe, warum Sinorix Gelegenheit an ihrem verstorbenen Gemahl gesucht hatte, war demohngeachtet mit dieser Anwerbung zufrieden, oder stellete sich vielmehr nur so. Die Verlobung geschahe in einem Tempel der Diana, wo Camma nach Art der Celten, ihrem Bräutigam einen Becher mit Wein reichte. Sie trank zuerst davon, und gab ihn hernach dem Sinorix, der voller Freuden alle den Wein, den sie noch darinnen gelassen hatte, hinterschluckte. Dieser Trunk aber war vergiftet, und Camma starb mit Freuden, als man ihr die Nachricht brachte, daß der Mörder ihres Gemahls so eben gestorben sey.

Fünftes Capitel.

Von der Sprache der Galater.

Der heilige Hieronymus bemerkt in der Vorrede des andern Buchs seines Commentars, über die Epistel an die Galater, daß sie beynahe einerley Sprache mit den Einwohnern von Trier gehabt hätten, und Tacitus versichert, daß

daß die Trierer ursprünglich Teutsche gewesen wären. Hieraus folget also, daß die Sprache der Galater, welche wie Lucian meldet, die Gallische war, eben die Sprache der Teutschen gewesen sey. So paradox dieses scheinet, so wird es doch auch noch von andern Geschichtschreibern bestättigt. Man findet zum Exempel beym Livius, daß die Scordisker, die, wie bekannt, ein Gallisches Volk waren, mit den Bastarnen einerley Sprache gehabt haben; die Bastarner aber waren, nach dem Bericht des Plinius eines von den fünf Völkern, die das alte Germanien innen hatten. Strabo zählet sie gleichfalls unter die Deutschen, und Tacitus sagt noch, daß die Peuciner, welche einige Bastarner nennen, die deutsche Sprache geredet hätteu. Ob es gleich ein Widerspruch zu seyn scheinet, einem Gallischen Volke die deutsche Sprache zuzuschreiben, so trifft es doch vollkommen zu. Das alte Gallische, und das alte Deutsche, waren Dialecte der Celtischen Sprache, welche in den alleraltesten Zeiten allen Europäischen Völkern gemein war. Diese Gleichheit der gallischen mit der deutschen Sprache, kann durch zwey Stücke bewiesen werden. (Tac. G. 28. Pseudomant p. 494. Liv. XL. 57. Plin. IV. 14. p. 477. Plin. IV. 12. p. 465. Strabo VII. 306. Tacit. Germ. 46.)

Erstlich, weil ohngeachtet der Veränderung, die zwanzig oder fünf und zwanzig Jahrhunderte natürlicher Weise in den lebendigen Sprachen der deutschen und Nieder-Bretagnischen, als welche Mundarten der Celtischen Sprache sind, einführen müssen, dennoch noch unzähliche Wörter sind, die in den beyden Sprachen angetroffen werden. Ich will einige Exempel, die ich aus dem Wörter-

ter-

ter-Buche des Pater Rostranen ausgezogen habe, hier anführen.

Nieder-Bretagnisch.	Teutsch.
Armm.	Arm.
Bancq.	Banck.
Banden.	Band.
Bleun.	Blum.
Cus.	Kuß.
Croum.	Krum.
Couſt.	Koſten, Aufwand.
Chües.	Schweiß.
Duardes.	Schwartz.
Dages.	Degen.
Forban.	Verbannet.
Freſcq.	Friſch.
Fallet.	Fallen.
Fulina.	Füllen.
Fiff.	Pfeife.
Flott.	Flotte.
Fleudt.	Flöte.
Foreſt.	Forſt.
Gòe.	Gott.
Guel.	Wohl.
Huerv.	Herb.
Harnes.	Harniſch.
Yaövancq.	Jung.
Ylin.	Elenbogen.
Lezr.	Leder.
Lichezr.	Lecker.
Mates.	Magd.
Marz.	Marckt.
Marchauzi.	Marchhauß. Marſtall.
Oad.	Alt, Alter.

Pryod.

Nieder = Bretagnisch.	Teutsch.
Pryod.	Braut.
Steren.	Stern.
Stread.	Strat, Strase.
Stocq.	Stoß.
Scum.	Schaum.
Squif.	Schiff.
Nadoz.	Nadel.
Poul.	Pful.
Qvaz.	Katz.
Scriget.	Schreyen.
Stad.	Staat.
Scram.	Schirm.
Scurhein.	Schauren.
Staul.	Stall.

Der andere und noch stärkere Beweiß ist dieser, daß die meisten Wörter, die uns von der Galatischen Sprache übrig sind, ihre Bedeutung im deutschen finden. Nach dem Pausanias nenneten die Galater March ein Pferd und Trimarcisia ein Corps Reuterey, bey welchem jeder Reuter hinter dem Esquadron zwey wohlberittene Diener hatte, theils um seinen Platz, wenn er geblieben, wieder voll zu machen, theils ihn, wenn er verwundet wurde, wegzuführen, theils ihm ein frisches Pferd zu geben, wenn er das seinige verlohr. March, welches im alten Deutschen ein Pferd hieß, hat eben diese Bedeutung im Nieder-Bretagnischen. Try oder Dry, drey ist auch ein diesen beyden Sprachen gemeines Wort. Die Galater gaben einem ihrer Schlösser, das in einer Gegend, wo man Kühmist statt Holz brennete, lag, den Namen Cuhallum.

ballum, Kuhvvall, heisset im deutschen ein Wall der Kühe, und Kuhball eine Kuhblatter oder Kuhmist. Sie nenneten eine Weinsuppe, wo man Brod einbrockte, die die Lateiner Intritum nenneten, Εμβρεκτον oder Εκβρεκτην. Die Deutschen haben noch heut zu Tag die Worte Brocken und einbrocken. Was die Galater Embreckton nenneten, das nenneten diese eingebrockt. Sinorix, Sinrich, der Name eines Galatischen Tetrarchen, bedeutet im deutschen einen sinnreichen Mann. Solovertius, Soldvverth, ist ein Hauptmann der seine Löhnung redlich verdienet. Orestorius bedeutet der Erste. Emanus, Eman oder Emman, der einzige Mann, der einzige tapfere. Brennus, der Brenner, Belgius, der Balger. Endlich sind die eigenen Namen Leonorius und Lutarius, noch heut zu Tag in der deutschen Sprache gebräuchlich, Leonhard, und Lutter. Jedoch giebt es noch einige andere Wörter in der Galatischen Sprache, deren Bedeutung ich nicht herausbringen kan, und ich zweifle auch, ob man es jemals im Stande seyn werde, weil sie die Griechen und Lateiner, um sie nach ihrer Aussprache zu bilden, auf eine unkenntliche Art verstellet haben. Dergleichen sind die Worte Bucellarii, Eposagnatas, Comboutis, Thessalorus, Compulsus, Combolomarus, Ortiago, Chiomara, Camma. Jedoch, dem sey, wie ihm wolle, so darf man doch, weil eine so grosse Aenlichkeit zwischen der alten Galatischen und deutschen Sprache war, sich nicht wundern, daß der heilige Hieronymus gefunden hat, daß die Sprache der Galater, eben diejenige gewesen, welche die Trierer geredet haben, bey welchen letztern er sich eine Zeitlang aufgehalten hat, und daß auch andere behaupten, daß die Scordisker und Bastarnen

einerley Sprache gehabt haben. Denn sie waren beyderseits Celtische Völker.

Sechstes Capitel.

Wie die Regierungsform der Galater, nachdem sie sich in Klein-Asien niedergelassen haben, beschaffen gewesen.

Ihre Regierungsform war, wie bey allen Celtischen Völkern, als bey welchen das Volk die höchste Gewalt hatte, democratisch. Memnon giebt dieses zu verstehn: denn, wenn er erzählt, daß die Fürsten, welche die Gallier ins Land kommen hiessen, sich anfänglich zwar geschmeichelt hätten, die freyen Städte, davon Klein-Asien voll war, unter das Joch zu bringen, sich aber, weil die Gallier sich aus allen Kräfften bemühten, diese Städte, und die Democratie, die man abschaffen wollte, zu erhalten bemühet, in ihrer Hoffnung betrogen gefunden; so sagt er: „Man glaubte im Anfange, daß die Ankunft der „Gallier in Asien den Landeseinwohnern nach„theilig seyn würde; allein es zeigte sich, daß „sie ihnen vortheilhaft war: denn indem die „Könige die Democratie in den Städten abzu„schaffen suchten, so bestättigten sie die Galater „daselbst, und widersetzten sich den Unternehmun„gen dieser Fürsten aus allen Kräfften." Wir müssen aber noch etwas besonderes anführen, und über eine Stelle des Strabo, der mit vieler Artigkeit und Kürtze die Regierungsform der Galater

later in Klein-Asien, so lange sie ein freyes und unabhängiges Volk ausgemacht haben, beschreibet, einige Anmerkungen machen.

„Die Galater, (sagt dieser Geograph,) bestehen aus drey Völkern, die alle einerley Sprache und Sitten haben. Sie haben jedes Volk „in vier Theile getheilt, deren jedem sie den Namen einer Tetrarchie geben.

„Jede Tetrarchie hatte ihren besondern Tetrarchen, einen Richter und einen Obristen, die „alle beyde dem Tetrarchen unterwürfig waren, „und überdies zwey Vice-Obristen. Das Concilium der zwölf Tetrarchen, bestund aus 300. „Personen, welche an einem Orte, mit Namen „Drynæmetus, zusammen kamen. Die peinlichen Fälle wegen der Mörder wurden in dieser „Versammlung abgethan. Die Entscheidung der „übrigen überlies man den Richtern und Tetrarchen. Dieses ist die Ordnung, die die Gallier „sonst beobachteten. Zu unserer Zeit haben sie „die Regierung drey Heerführern, hernach zweyen, „und endlich einem einzigen, dem Dejotarus, „aufgetragen. Auf diesem folget Amyntas. „Heut zu Tag sind die Römer Herren von ganz „Galatien, und haben eine einzige Provinz daraus gemacht. (Strabo XII. 567.)

Diejenige, die die Beschreibung des Tacitus von Germanien mit einiger Aufmerksamkeit lesen, werden sich leicht überzeugen können, daß die Gallier mit den alten Bewohnern Deutschlandes fast einerley Regierungsform gehabt haben. Die drey Gallische Nationen, die sich in Klein-Asien niedergelassen haben, hielten vor gut, sich in zwölf

Tetrarchien, das ist, in zwölf grosse Cantons, einzutheilen. Diese hat Tacitus Pagos und Civitates genennt. Ein jeder dieser grosen Cantons, war wieder in fünfzehen kleine eingetheilet; diese nennet Tacitus, Vicos. Von diesen kleinen Cantons muß man auch die Stelle des Plinius verstehen, wenn er sagt, daß die Völker und Tetrarchien der Galater, sich zusammen auf 195. belaufen. Weil die Galater alle Soldaten waren, so war ein grosser Canton das, was wir heut zu Tag ein Regiment, und die kleine, was wir eine Compagnie nennen würden. Die zwölf grossen Cantons der Galater waren einiger massen unabhängige Staaten, ein jeder hatte seine besondere obrigkeitliche Personen, die in der allgemeinen Versammlung der Cantons, in welcher alle Freye, die die Waffen tragen konnten, sich stellen musten, erwählet wurden. Diese Obrigkeitliche Personen waren 1.) der Tetrach. Diese nenneten die Teutschen Kiningus, und die lateinischen Schrifftsteller geben ihm den Namen Rex oder Regulus. Man erwählte ihn aus den edelsten Geschlechten eines Cantons. 2. Der Obriste, den Tacitus Dux nennet, stund unter dem Tetrach, und führte die Soldaten des Cantons in allen Feldzügen an. Die Deutschen nenneten ihn Herzog oder Hertog. Man trug diese Feldherrnstelle demjenigen, der für den Tapfersten im Canton gehalten wurde, auf, und der Obriste hatte zwey Obristlieutenants, die unter ihm commandirten. 3.) Der Richter, den die Deutschen Græf, Graphio, nenneten, entschied nebst seinen Beysitzern alle bürgerliche Fälle. (Tac. G. 12. Plin. V. 32. Tacit. G. 12. Tacit. Germ. 7. Tacitus ibid.)

Weil die Gallier fast beständig mit einem benachbarten Volke Krieg führeten, so vereinigten sich die zwölf Tetrarchien, um dem allgemeinen Feinde desto besser zu widerstehen, öffters durch Abgeordnete, welche eben das, was wir heut zu Tage das Parlement, Reichstag, oder Versammlung der Nation, nennen würden, ausmachten. Die Versammlung derselben wurde an einem Orte, mit Namen Drynemetus, (Dry-nemt-hus,) das Haus der drey Namen, oder der drey Völker, gehalten. Sie bestuud aus 300. Personen; nemlich es erschien dabey aus jedem Canton der Tetrarch, der Richter, der Obriste, und die zwey Obristlieutenants, und hatte jeder zwanzig von dem vornehmsten Adel, der Geistlichkeit und dem Volke zu seiner Begleitung. Die peinlichen Fälle konnten nirgends anders, als in der Versammlung der 300. Personen selbst abgethan werden, weil sie bey den Galatern, wie bey den Deutschen, unter die hohen Gerichte gehörten. Die andern Fälle wurden an die Tetrarchen, und an die Richter verwiesen, welche eine Art einer grossen Cammer, in welcher die Stimme des Richters eben so viel als des Tetrarchen galt, ausmachten. Weil die allgemeine Versammlung, von der ich jetzo geredet habe, alles was das gemeine Wesen und Beste der Nation angieng, zu besorgen hatte, so setzte man dabey bisweilen drey, zwey, oder auch einen Herzog, der die Soldaten anführen, und die Staatssachen besorgen sollte. Als die Römer die Galater bekriegten, so hatten diese drey Tetrarchen, den Combolomarus, den Gaulotus, und den Orteiagon, und dieser letztere, welcher der Tetrarche der Tectosager war, sparete weder Mühe noch Schmeicheley, daß man ihn

zum Herzog der ganzen Nation machen mögte. (Tacit. Germ. 12. Liv. XXXVIII. 25. Tacit. Germ. II. 2. Liv. XXXVIII. 19. Polyb. in Excerpt. vales.)

Siebendes Capitel.

Zu welcher Zeit die Galater keine Herzoge von ihrer Nation mehr gehabt, und einen unabhängigen Staat ausgemacht haben?

So wird diese Frage in dem Parisischen Mercur und der Leydenischen Zeitung angezeigt. Ich halte aber davor, man müsse die Frage so entwerfen:

Zu welcher Zeit haben die Galater keine Herzoge von ihrer Nation und keinen unabhängigen Staat mehr gehabt?

Weil die Galater alsdenn erst anfiengen, abhängig zu werden, als man ihnen die aus ihrer Nation gewählten Herzoge nahm; hergegen aber so lange ein unabhängiges und souveraines Volk waren, als sie ihre Herzoge, welche anstatt einer unumschränkten Gewalt theilhaftig zu seyn, dem Volke von ihrer Regierung Rechenschafft geben musten, noch hatten.

Jedoch,

Jedoch, dem sey wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß Nicomedes die Galater, als ein unabhängiges Volk ansahe. Da er sie wider seine Feinde zu dienen annahm, so versprach er ihnen Ländereyen einzuräumen, ihnen jährliche Hülfs-Gelder zu bezahlen, und ihnen die Freyheit zu lassen, sich nach ihren eigenen Gesetzen zu richten. Es ist ferner gewiß, daß sie diese Unabhängigkeit ganze Jahrhunderte hindurch behalten, und keine andere Herzoge gehabt haben, als die sie sich selbst erwählten. Anstatt daß sie Tribut bezahlen sollten, so zogen sie ihn von allen ihren Nachbarn. Anstatt den Königen in Bythinien als Unterthanen zu gehorchen, thathen sie diesen Fürsten, als man sich ihrer Waffen zur Unterdrückung der Freyheit der Städte, und darinnen die Regierungsform, die sie unter sich hatten, das ist, die Democratie, abzuschaffen, bedienen wollte, allen möglichen Widerstand. Sie hatten zwar verschiedene Kriege zu führen, und bekamen bey verschiedener Gelegenheit treffliche Schläge; allein sie verloren dadurch, weder ihre Freyheit, noch ihre Unabhängigkeit, und fielen alsdenn erst in die Knechtschafft, als die Kayser Galatien zu einer Römischen Provinz machten. (Memn. cap. 20.)

Um dasjenige, was ich jetzo anführe, zu beweisen, will ich nur die merkwürdigsten Begebenheiten der Geschichte der Galater, seit ihrer Niederlassung in Asien, erzählen. Ohngefehr drey oder vier Jahre hernach, als die Galater nach Asien gegangen waren, wurden sie vom Antiochus, dem Könige in Syrien, der die beständigen Streifereyen, die sie in den benachbarten Länder thaten, zum Vorwande des Krieges nahm,

 geschla-

geschlagen. Ich will zwar nicht läugnen, daß Antiochus in einer Schlacht, die ihm den Titel Soter, oder Salvator, den er hernach führte, zuwegegebracht, die Oberhand behalten; allein der Vortheil war in der That nicht so groß, als ihn einige Geschichtschreiber machen. Eines theils sagt Lucian, daß die Galater dem Antiocho 20000. Mann Reuterey 80. Sichelwagen, und 160. andere Wagen mit zwey Pferden, entgegengestellet, und daß ihr Fußvolk, welches die Hauptarmee ausmachte, aus 24. Treffen bestanden. Diese Beschreibung ist gewiß übertrieben, weilen die glaubwürdigsten Schrifftsteller melden, daß die Gallier nur 20000. Mann stark nach Asien gegangen waren. Zweytens sagt Lucian, daß der gröste Theil der Gallier in dieser Schlacht entweder geblieben, oder gefangen worden sey, und daß nur sehr wenige davon gekommen, und in die Gebürge entronnen wären: Scheinet wohl dieses wahrscheinlich, wenn man überleget, daß die Gallier sowohl nach als vor dieser Schlacht, dennoch alle benachbarte Völker in Contribution zu setzen fortgefahren, und daß Attalus der erste König in Asien gewesen, der ohngefehr dreyßig Jahr hernach den Tribut, den das Königreich Pergamus ihnen bisher entrichtete, abgeschlagen? Es erhellet folglich aus diesem allem, daß Antiochus blos mit einer einzigen Tetrarchie der Galater, die bey dieser Gelegenheit ihren Herzog, oder ihren Tetrarchen, mit Namen Centaretrius, eingebüsset hat, zu thun gehabt habe. (Appian. Syr. p. 130. Lucian. pro lapf. int. p. 272. Zeuxi vel Antiocho. p. 344. Solin. c. 57. p. 329.)

Der andere Krieg, worinnen die Galater nicht sehr glücklich waren, war der, den sie 241. Jahr vor Christi Geburt wider erwähnten Attalus, den König in Pergamus, zu führen hatten. Da dieser Fürst sahe, daß die Galater durch den Krieg, in welchem sie dem Antiochus Hierack, wider den Selecus Callinicus seinen Bruder, halfen, geschwächet waren, so machte er sich diese Gelegenheit zu Nutz, und schlug den Tribut, den sie von seinen Staaten, wie von andern Provinzen in Klein-Asien zogen, ab. Das Glück, sagt Titus Livius, war, wider alles Verhoffen, diesem kühnen Unternehmen hold, und Attalus behielt in dem Treffen, das ihm die Gallier lieferten, die Oberhand. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Verlust der Gallier bey dieser Gelegenheit ansehnlich gewesen seyn muß: denn nach dieser Niederlage entschlossen sie sich von den Seeküsten und dem Königreich Pergamus zu entfernen, und zugleich Bythinien zu verlassen, und sich in dem Innersten von Klein-Asien feste zu setzen. Sie brachten, um sich dem Könige in Bythinien gefällig zu erzeigen, den Ziclas, einen Sohn der ersten Gemahlin des Nicomedes, dem die Tolistobojer wider die Kinder anderer Ehe, denen der Vater sein Königreich überlassen, beystunden, um. (Olymp. CXXXIV. 4. Polyb. Excerpt. vales. p. 103. & not. Valer. p. 19. Justin. XXVIII. 2. Liv. XXXVIII. 16. Pausan. Attic. I. c. 8. p. 19. c. 4. p. 11. 12. Strabo. XII. 566. Ptol. Trog. Pomp. 27. Memnon. c. 23.)

Attalus seiner Seits war von diesem Siege so sehr eingenommen, daß er, ausser dem Titul Galatonikes, das ist, Ueberwinder der Gala-

ter, den ihm die Griechen gaben, vor sich selbst den Titul eines Königs, den seine Vorfahren Phileterus und Eumenes nicht geführet hatten, annahm. Er lies auch in das Schloß zu Pergamus eine Tafel setzen, worauf sein Sieg vorgestellet war, und man zeigte an eben diesem Orte die reiche Beute, die man dem Feinde in diesem Treffen abgenommen hatte. (Suid. in Nicandro. Valeſ. ubi ſup. Polyb. in Excerpt. Valeſ. p. 103. Liv. XXXIII. 21. Strabo XIII. 624.)

Es scheinet, als ob die Gallier selbst vermuthet hätten, daß sie diese Schlacht verlieren würden, weilen sie bey ihrem Hintertreffen Leute mit Säcken voll Gold und Silber gestellet, und ihnen befohlen hatten, im Fall die Gallische Armee geschlagen werden würde, längst auf dem Wege hin Stücke davon hinzuwerfen, damit die Armee, während dem, daß der Feind sich mit Auflesung der Beute, wornach der Soldat so begierig ist, beschäfftigen würde, sich auf die Seite zu machen, Gelegenheit haben mögten. Diese Vorsicht war in der That eine der allerklügsten. Ingleichen war die List, oder der erlaubte Betrug, dessen Attalus, um seinen Soldaten Muth zu machen, sich bedienete, nicht weniger merkwürdig. Man findet sie im Polyänus. (Pauſan. Attic. p. 12. & Phocic. XV. p. 833. Frontin. Strateg. II. c. 13. n. 1. Polyæni IV. c. 19. n. 1.)

Unter dessen muß man hier nicht vergessen, was Livius sagt: „Daß der Sieg des Attalus die Gallier nicht so sehr niederschlagen „habe, daß sie das Reich, in dessen Besitz sie gewesen, verlassen sollten.“ (Liv. XXXVIII. 16.)

Da dieser Geschichtschreiber gleich unmittelbar darauf noch saget, daß sie bis auf den Krieg des Antiochus mit den Römern, mächtig geblieben, so weiß ich fast nicht, wo ich die Niederlage der Gallier, davon im 8ten Capitel des andern Buchs der Maccabäer geredet wird, hinrechnen soll. Judas erinnert seine Soldaten, um ihnen einen Muth einzusprechen, an die Schlacht, die die Juden den Galatern in Babylon geliefert hätten. Unsere Leute, sagt er, waren 8000. Mann stark, und hatten 4000. Macedonier bey sich, und da die Macedonier zu weichen anfiengen, so erschlugen die Unserigen, die nicht stärker als 8000. Mann waren, mit GOttes Hülfe, 120000. Galater. (2. Maccab. IIII. 20.)

Es finden sich in dieser Erzählung verschiedene Schwierigkeiten, die ich aufzulösen nicht im Stande bin.

Erstlich versichern die andern Geschichtschreiber, daß die Galater niemals, weder in ihren Streifereyen, noch in ihren Feldzügen, über den Berg Taurus gegangen wären; und doch sagt die jetzo angeführte Stelle, daß sie bis in die Babylonische Provinz vorgedrungen wären. (Hist. des Juifs. II. P. Lib. I. p. 138.)

Zweytens glaubt Prideaux, daß man diese Niederlage in das 241te Jahr vor Christi Geburt, setzen müsse. Dieses aber kann nicht seyn. Sie hatten in diesem Jahre den König in Syrien, Seleucus, geschlagen, und gleich nach diesem Siege hatten sie einen neuen Krieg wider den Eumenes, den König zu Pergamus und seinen Nachfolger Attalus, zu führen. Da sie in ihres

ren eigenen Staaten angegriffen wurden, so war es nicht möglich, eine so zahlreiche Armee in entfernte Lande abzuschicken.

Drittens, die gröste Schwierigkeit ist endlich diese, daß die Galater während der ganzen Zeit, da sie in Asien einen besondern und unabhängigen Staat ausmachten, niemals Armeen von 120000. Mann auf die Beine bringen können.

Wir wollen also diese Niederlage, die vielleicht einige Gallische im Orient dienende Hülfsvölker, die sich wider den König in Syrien auflehnten, angeht, bey Seite setzen, und ein Wort von einer andern Niederlage, die das Reich der Gallier in Asien würcklich umstürzete, und die ihnen zinsbare Völker von ihrer Herrschaft befreyete, reden.

Sie hatten dem Antiochus dem Grossen, in dem Kriege, den er wider die Römer im Jahr Roms 564. und 190. Jahr vor Christi Geburt, führete, Hülfsvölker gegeben. Das Jahr darauf kam Manlius, der dem Scipia Asiaticus im Burgermeisteramt folgete, und griff die Galater in ihrem eigenen Lande an. (Liv. XXXVII. 8. 18. 38. 40. Svid. T. I. p. 464.)

Zu diesem Kriege, den er ohne Befehl des Raths anfieng, nahm er den Vorwand, daß die Galater dem König in Syrien wider die Republik beygestanden hätten. Man siehet aber wohl, daß dieses ein bloser Vorwand war, weil nothwendig alle Bundesgenossen des Antiochus in dem Frieden, den er mit den Römern schloß, begriffen seyn musten. Die wahre Bewegursache zu diesem Krieg, war, den Streifereyen der Galater Einhalt zu thun, und ihre Wildheit, da sie sich dem Ueberwinder nicht unterwerfen,

und

und die benachbarten Länder durch ihre Räubereyen anzufallen, nicht aufhören wollten, im Zaume zu halten. Es glückte dem Manlius. Es wurden bey verschiedenen Angriffen von den Galliern mehr als 10000. Mann erschlagen, und mehr als 40000. Mann gefangen genommen. Demohngeachtet war dieses ihr völliger Untergang noch nicht. Denn eines theils schonten die Römer die Tetrarchie des Eposognatus, der dem Antiochus keine Hülfs-Völker gegeben hatte. Zweytens lies sie Manlius, indem er ihnen den gebetenen Frieden zugestund, bey ihrer Freyheit, und legte ihnen keinen Tribut auf, sondern verlangte blos von ihnen, daß sie mit dem Eumenes, dem König in Pergamus, in Friede leben, und die Gewohnheit, in die benachbarte Lande zu streifen, abschaffen sollten. Die Umstände wurden den Galliern gar bald sehr günstig. Eumenes hatte sich geschmeichelt, daß die Römer Galatien unter seine Herrschaft geben würden. Vielleicht hatte man ihm so gar Hoffnung dazu gemacht. Allein er machte sich den Römern selbst verdächtig. Man beschuldigte ihn, er habe dem König in Macedonien, Perseus, zu der Zeit, da er mit der Republik Krieg geführet hätte, heimlich hülfreiche Hand geleistet. Um nun den Eumenes wegen dieser Verrätherey zu strafen, so schickte der Rath den Licinius an die Gallogräcos, mit dem geheimen Auftrag, die Galater wider den König von Pergamus aufzuhetzen. Um sie desto mehr zum Kriege anzureitzen, erlaubte man ihnen, wüste Felder, die ihnen gelegen waren, für sich zu nehmen, man erneuerte und bestättigte ihnen das Recht der Unabhängigkeit, unter eben den Bedingungen, wie sie Manlius ihnen zugestanden hatte.

Mit

Mit einem Wort, sagt Polybius, der Rath erzeigte den Galatern alle Tage neue Gefälligkeiten, und half ihnen aus allen Kräfften zur Erhaltung ihrer Freyheit. Die Galater behielten in dem Kriege mit dem Eumenes öffters die Oberhand. Sie bekamen zwar auch darinnen verschiedene Schläge, unter welche dasjenige gehöret, was Diodor von Sicilien sagt, daß Eumenes, durch seine kluge Aufführung, sein Königreich von dem grösten Unglück befreyet, und die ganze Gallische Nation unter sich gebracht habe. (Livius XXXVIII. 45. Flor. II. 11. Aurel. Vict. de vir. Illust. c. 59. Livius XXXVIII. 12. Appian. syr. p. 185. Livius XXXVIII. 47. Suid. T. I. 464. Liv. XXXVIII. 18. Livius XXXVIII. 40. Polyb. Op. n. 93. p. 918. n. 97. p. 929. n. 104. p. 932. Polyb. n. 93. p. 920. Livius. XLV. 44. Polyb. n. 102. p. 931. Polyb. n. 104. p. 93. 2. Polyb. n. 93. p. 918. n. 97. p. 929. Diod. Sic. in Excerpt. Vales. p. 318.)

Man siehet beym Apian und beym Justin, daß die Galater in dem Kriege der Römer mit dem Mithridates viel gelitten haben. Weil sie der Republik beständig zugethan blieben, so lies ihnen der Rath ihre Gesetze und ihre Tetrarchen. Also war zu Zeiten des Julius Cäsars, Dejotarus Tetrarche von ganz Galatien, und wir haben gesehen, daß die Galater selbst ihm die Regierung aufgetragen haben. Amyntas folgte ihm in dieser Würde nach, und nach seinem Tode wurde Galatien von Kayser August zu einer Römischen Provinz gemacht. (Appian. Mithrid. Justin. XXXVIII. 4. Cicero Orat. pro rege Degot. Sexti Rufi Brev. c. 14. Strabo XII. 567.)

Ich

Ich schliesse mit einer Anmerkung, die ich an ihrem Orte anzubringen, vergessen habe. Der heilige Hieronymus behauptet, daß die in Europa wohnenden Gallier von den in Asien wohnenden abgestammet, und er ärgert sich fast über den Varro und Lactantius, die das Gegentheil behauptet hatten. Die Ursache, worauf er sich gründet, ist diese, weil es gewiß wäre, daß diese Völker aus dem Orient nach Occident, und nicht aus dem Occident nach dem Orient, gegangen wären.

Diese Ursache ist nicht wichtig genug. Ich glaube zwar, daß die ersten Europäischen Bewohner aus Asien dahin gekommen sind; allein können nicht der alten Wanderungen, die weit über die in der weltlichen Geschichte bekandten Zeiten hinaus steigen, ohngeachtet einige Jahrhunderte hernach etliche Europäische Völker wieder nach Asien gegangen seyn? Es ist ja bekannt, daß nicht allein die Galater, sondern auch die Phrygier, die Bythinier, die Lydier, und etliche andere Kleinasiatische Völker mehr, aus Europa dahin gekommen sind. Folglich muß man auch zugeben, daß der heilige Hieronymus mit Unrecht erwiesene Sachen aus einer blosen Wahrscheinlichkeit anfechten will. Alles, was hier zu seiner Entschuldigung dienen kan, ist dieses, daß er selbst aufrichtig gestehet, daß er schon etliche Jahre dieses Studium liegen, und sich wichtigern Untersuchungen gewidmet habe. (Hieron. Præfat. in II. Lib. Comment. Epist. ad Galat. Opp. IX, p. 135.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Abhand-

Abhandlung

Von den heiligen Zeiten der alten Gallier und Deutschen.

Ich habe mir vorgenommen etwas weniges von den Zeiten, wenn die alten Einwohner von Gallien und Deutschland ihre gottesdienstlichen Versammlungen gehalten haben, zu reden. Man muß hier dasjenige, was gewiß und unleugbar ist, von dem, was sich nur auf blose, aber wahrscheinliche Muthmassungen gründet, wohl unterscheiden. Was man mit vollkommener Gewisheit behaupten kan, schränkt sich in folgende Stücke ein. Erstlich ist es ausgemacht, daß alle gottesdienstliche Versammlungen der Celten des Nachts gehalten wurden. Wenn Julius Cäsar von den Galliern redet, so sagt er: „ daß sie sich alle rühmten von dem Vater Dis „ entsprungen zu seyn, und dis hätten sie von „ den Druiden gehört. Deswegen bestimmen sie „ die Zeiten nach der Zahl der Nächte, und nicht „ der Tage; sie rechnen ihre Geburtstage, Mo„ nathe und Jahre so, daß der Tag immer der „ Nacht folgt " Wir wollen hier nicht untersuchen, wer denn der Vater Dis gewesen sey, von welchem die Gallier ihr Geschlecht herleiteten; sondern

sondern wollen nur das einzige bemerken, daß die Gallier demjenigen Gott, den sie als den Schöpfer der Menschen ansahen, die Nacht geweihet, und aus dieser Ursache die Zeit nach der Anzahl der Nächte, nicht aber der Tage berechnet haben. Tacitus sagt eben dieses von den Deutschen. „Wenn „die Deutschen eine Zeitrechnung machen, so zäh„len sie nicht wie wir, die Tage, sondern die Nächte. „Zur Nachtzeit feyern sie alle ihre Versammlungen, „und es scheint, daß sie den Tag nur für eine Folge „der Nacht halten.“ Weil die Nacht zur Verehrung der Götter bestimmt war, so räumte man ihr auch den Vorzug für den Tag ein; weil auch bey ihren bürgerlichen Versammlungen, die unter freyen Völkern sehr häufig geschehen, jederzeit der Anfang mit einem Opfer gemacht wurde, so wurden sie ebenfalls auf die Nacht angesetzt. Auf gleiche Art verordnet das Salische Gesetz, daß ein Herr seinen Sclaven, der einer Uebelthat beschuldigt worden, in einer Zeit von sieben Nächten stellen soll. Die Franken hatten diese Gewohnheit noch im neunten Jahrhundert beybehalten. In den Capitularien Carls des Grossen, und Ludwigs des Frommen, findet man eine Verordnung, daß die gerichtlichen Termine, wo man sich persönlich vor dem Richter stellen muste, auf eine Zeit von sieben, vierzehen oder ein und zwanzig Nächte, nach der geschehenen Vorladung gesetzt worden. Diese Art zu zählen, hatte, wie ich schon gesagt habe, davon ihren Ursprung, weil der Anfang der bürgerlichen Versammlung bey den Celten allemal mit einem Opfer, oder einer andern gottesdienstlichen Handlung geschahe, und hiezu wurde nach der Gewohnheit dieser Völker allemal die Nacht genommen. Man sieht auch aus einer Stelle des Tacitus ganz deutlich, daß die deutschen Völker jederzeit die Nacht zu ihren feyerlichen Festen und heiligen Gastmählern bestimmt haben, um alsdenn ihre Lieder zu singen, ihre Gebete und

Opfer zu verrichten, und mit einem Wort alle diejenigen Pflichten zu erfüllen, die der äussere und öffentliche Gottesdienst von ihnen forderte. Loccennius hat in seinen Schwedischen Alterthümern bewiesen, daß sich diese Gewohnheit so gar bis zu den Nordischen Völkern erstreckt habe, und man kan ohne Zweifel annehmen, daß sie ehemals in ganz Europa ausgebreitet gewesen sey. Strabo erzählt zum Exempel, von den Celtiberiern und von den Völkern, die auf der Nordseite an sie gränzten, "daß sie die Nacht, in welcher der "Mond voll wäre, dazu bestimmt hätten, einen "Gott ohne Namen zu verehren, daß sie dieselbe "mit Tänzen und andern Lustbarkeiten zubräch-"ten." Die Thracier feyerten auch des Nachts das Fest ihres Cotis, oder ihres Sabazius. Deswegen verbannten die Athenienser den Dienst dieses Gottes aus ihrer Stadt. Nächtliche Zusammenkünfte waren ihnen in verschiedener Absicht verdächtig; aber wenn sie nach diesem Grundsatz durchaus hätten handeln wollen, so hätten sie auch die Eleusinischen Geheimnisse abschaffen müssen, die aus Thracien nach Athen waren gebracht worden, und gleichfalls des Nachts bey brennenden Fackeln gefeyert wurden. Aus dieser Ursache haben einige den Sabazius der Thracier mit dem Bacchus der Griechen verwechselt, als welchen man Phanaces, Phausterius, den Gott der Fackeln, den Gott Nocturus, oder Nycteliuss, deswegen nennte, weil seine Geheimnisse des Nachts gefeyert wurden. Zu Rom war eine alte Gewohnheit, vermöge welcher das Frauenzimmer in der Stadt gegen den Anfang des Frühlings ihre Andacht in dem Wald von Aricia an dem Tage, den man Regifugium nennte, feyerte. Sie musten sich des Nachts an diesen Ort begeben, und jede Hausmutter brachte der Diana eine brennende Fackel. Macrobius bemerkt ebenfalls, daß wenn die Aboriginer ihrem

rem Gott Dis ein Opfer gebracht hätten, sie brennende Kerzen auf den Altar gestellt hätten. Ob nun gleich die Celten ihre gottesdienstliche Versammlungen bey Mondschein hielten, so brachte doch jeder eine brennende Kerze, oder eine Fackel mit, die sie vor dem Baum, oder Quelle, oder Stein, welcher der Gegenstand ihrer gottesdienstlichen Verehrung war, hinstellten. Dieser Misbrauch muß noch in Gallien und Deutschland zu der Zeit angetroffen worden seyn, nachdem bereits das Christenthum eingeführt war: denn viele Schlüsse der Kirchenversammlungen und Verordnungen der Kayser verdammen ihn. Hier ist eine Verordnung des Kaysers, Carls des Grossen, die aus dessen Capitularien genommen ist. „Was die „Bäume, Steine und Brunnen, anbelangt, wo „einige unvernünftige Personen Lichter anzünden, „und allerhand Aberglauben treiben; so verordnen Wir, daß dieser gottlose, und in den Augen „GOTTes abscheuliche Gebrauch gänzlich abgestellt und abgeschafft werden soll, wo er sich „findet.“ Eine andere von ähnlichem Inhalt ist diese: „Wenn in einer Pfarrey sich Unglaubige finden sollten, welche Fackeln anzünden, und „den Bäumen, Brunnen und Steinen gottesdienstliche Verehrung erweisen; so soll der „Pfarrer, welcher diesen Unfug nicht bestraft, „wissen, daß man ihn des Kirchenraubes schuldig „ansehen wird.“ In einem andern Canon heist es: „Ihr seyd zu den Brunnen gegangen, ihr seyd „auf den Creuzwegen, unter einem Baum, oder bey „einem Stein gewesen, ihr habt aus Ehrerbietung „gegen diesen Ort Kerzen oder Fackeln angezündet.“ Die christliche Kirche hatte vollkommen Ursache, diesen Aberglauben zu verdammen, man mag ihn nun entweder als einen Theil des heidnischen Aberglaubens ansehen, oder als eine gottesdienstliche Verehrung, die der Abgötter den Bäumen, den Steinen,

und dergl. die er als Sinnbilder der Gottheit, oder als den Sitz der Gottheiten ansahe, erwies. Uebrigens aber ist es sehr natürlich, daß Leute, die des Nachts ihre Gebete auf dem Felde und in den Wäldern verrichteten, nicht ohne Licht an diese Orte giengen. Es ist wahrscheinlich, daß zu der Zeit, als die christliche Kirche den Gebrauch der Kerzen und Lichter verbot, sie dergleichen noch nicht auf den Altären müssen gehabt haben. Etwas besonders hiebey ist dieses, daß die christliche Kirche, die ihre Versammlung bey hellem Tage hielte, dennoch den Neubekehrten erlaubte, ja so gar befahl, GOTT die Kerzen, die sie vorher vor ihren Götzen brauchten, zu widmen. (Cæs. B. G. VI. 18. Tacit. Germ. c. 11. Leges salicæ apud Lindenbrog. tit. XLII. p. 332. Capitul. Carol. M. & Ludovici pii L. III. tit. 45. p. 880. & L. I. tit. 64. p. 239. Leges Longob. L. II. tit. 43. p. 641. Tac. annal. I. 50. 56. Ejus. Hist. IV. 4. Locænii antiq. Sueo-Goth. c. 4. Strabo III. 164. X. 470. Cic. de leg. II. 37. Auson. epigr. 29. Statius silv. III. 1. Ovid. Fast. III. 269. Prop. Eleg. II. 32. Burchardi collect. can. L. X. c. 32. L. XIX. p. 270. Labbe concil. Tom. IX. pag. 474. Baluzii ad capit. Tom. I. p. 956.)

Es wird hier nicht unschicklich seyn zu bemerken, daß die Gewohnheit, welche die Celtischen Völker hatten, sich des Nachts zu versammeln, der Ursprung einer sehr alten und ausgebreiteten Fabel ist, nemlich von den nächtlichen Zusammenkünfften der Hexen und Zauberinnen. Nachdem die christliche Religion unter dem Schutz des Staats in Gallien und Deutschland war eingeführt worden, so schlichen sich die Personen, die noch der alten abgöttischen Religion ergeben waren, heimlich weg, und begaben sich des Nachts in die Versammlungen, die auf den Feldern und in den Wäldern gehalten wurden. Der Dienst, den man in diesen Versammlungen der Gottheit erwies,

wies, bestund in Opfern, in Tänzen, in Wahrsagungen, und magischen Ceremonien, wovon das gemeine Volk nichts verstund. Die Druiden, welche bey diesen Religionsversammlungen den Vorsitz hatten, rühmten sich, daß sie das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige, nebst alle dem, was die Natur verborgenes hätte, wüsten, sie gaben sich für Zauberer aus, die die Kunst verstünden, die Seelen der Verstorbenen zu citiren, Menschen in Thiere zu verwandeln, und die ganze Natur durch ihre Zauberkünste umzukehren. Alles dieses gab den Christen, die keinen allzu aufgeklärten Verstand hatten, Gelegenheit, daß sie die Heiden, die noch in ihrem Lande übrig waren, beschuldigten, sie wären Zauberer, die auf Besen durch die Lufft ritten, die nächtliche Zusammenkünfte mit dem Teufel hielten, die in gewissen Ceremonien um den Teufel herumtanzten, der ihnen in Bocksgestalt erschiene, und ihre Verehrung genösse. Das wunderbarste dabey ist, daß so gar die christliche Geistlichkeit diesen Fabeln Glauben beygemessen hat. Man siehet solches aus vielen alten Schlüssen der Kirchenversammlungen, welche Keysler gesammelt hat, die den Glaubigen mit allem Ernst verbieten, sich bey solchen Herenversammlungen einzufinden, und an den Wahrsagungen, Bezauberungen, und magischen Ceremonien Theil zu haben, die die F[illegible]en daselbst machten, um vom Teufel Unterricht, oder auch Reichthümer zu bekommen, die ihnen die Vorsicht versagt hätte. (Burchard. L. I. c. 94. Du Fresne in Diana Tom. II. p. 92. Keysler pag. 89.

Um nun wieder auf meine Hauptsache zu kommen, so ist es sehr schwer, die Gründe aufzusuchen und zu bestimmen, warum die Celten hauptsächlich des Nachts ihre gottesdienstlichen Versammlungen gehalten haben. Nächtliche Versammlungen haben etwas ausserordentliches

und gefährliches bey sich, und schicken sich nicht für solche Gemeinden, die eine freye Ausübung ihrer Religion haben. Allein diese Gewohnheit sich des Nachts zu versammeln, muß Völkern, die ihren Gottesdienst unter freyem Himmel, weit von ihren Wohnungen entfernt, hielten, sehr beschwerlich gefallen seyn. Ich gestehe, ich kan kaum begreifen, wie eine so ausserordentliche Gewohnheit bey den Celten eingeführt werden, und sich so viele Jahrhunderte erhalten konnte, und dies um so viel mehr, da man in ihrer Religion nichts findet, worauf sich diese Gewohnheit hätte gründen können. Julius Cäsar sagt zwar in der Stelle, die ich bereits schon etliche mal angeführt habe, daß die Gallier glaubten, sie stammten von dem Gott Dis ab, und daß sie aus dieser Ursache die Zeit nicht nach der Zahl der Tage, sondern der Nächte berechneten. Allein, es ist offenbar, daß Cäsar bey dieser Gelegenheit den Dis der Griechen und Lateiner, mit dem Dis der Gallier verwechselt habe. Die Römer brachten dem Pluto, und andern Göttern, die ihre Regierung in dem Reich der Finsterniß hatten, des Nachts ihre Opfer. Im Gegentheil war der Dis oder Teut der Gallier das höchste Wesen, der allgemeine Weltgeist, der Schöpfer der Welt und der Menschen. Man setzte seine Wohnung in die Valhalla, das ist, in den Ort der Seligkeit und Herrlichkeit. Warum weihete man ihm nun mehr die Nacht, als den Tag? Ich gestehe aufrichtig, ich kan nichts gewisses und befriedigendes davon sagen; und wenn man bedenkt, daß eine so ausserordentliche Gewohnheit ehemals allen Europäischen Völkern gemein war, so führt uns diese Gleichförmigkeit ganz natürlich auf den Gedanken, daß sie sie alle aus einer Quelle hatten, und sie also alle mit einander nur eine Nation waren.

Ist

Ist es mir erlaubt, nach Voraussetzung dessen, was ich gesagt habe, einige Muthmasungen zu wagen, so vermuthe ich erstlich, daß diese Gewohnheit von der alten Lebensart der Celtischen Völker herkomme. Sie waren Hirten, die ihre Herden niemals verlassen durften, und also niemals als bey Nachtzeit zusammen kommen konnten. Allein, was am meisten dazu beytrug, daß hieraus eine ordentliche Gewohnheit wurde, war meiner Meinung nach zweytens dieses, weil die nächtlichen Versammlungen den Wahrsagungen und magischen Ceremonien, welche das Wesentliche der Celtischen Religion ausmachten, sehr günstig waren. Diese Völker würden zu loben gewesen seyn, wenn sie die Einsamkeit und die Stille gesucht hätten, um ihren Gott ohne Zerstreuung in vollkommener Sammlung der Gedanken anzubeten. Allein, das war gewiß nicht die Ursache ihrer nächtlichen Zusammkünfte. Sie hielten ihre gottesdienstlichen Versammlungen fern von den Städten und Dörfern, in einsamen und wüsten Orten, damit die Gottheit, die nach ihrem Lehrbegriff nur in ihren Werken gegenwärtig war, frey und ungehindert würken konnte, und damit ihre Würkung durch keine fremde Ursache möchte gestört werden; sie erwählten deswegen die Nacht zu ihrem Gottesdienst, weil sie sich einbildeten, daß die Zeit, wo die Natur in einer einsamen Stille wäre, am geschicktesten sey, die Stimme der Gottheit zu hören, und die Zeichen und Winke, die sie dem menschlichen Geschlecht giebt, am genauesten zu beobachten. Die Zauberer verrichteten ihre Ceremonien blos des Nachts, wo eine zerrüttete Einbildungskrafft Gespenster und Geister sehen konnte, die so gleich verschwunden, wenn der Tag anfieng sich zu zeigen.

Es scheint nicht, daß die Celten von der Eintheilung des Jahres und der Monathe in Wochen etwas gewust, noch viel weniger, daß sie einen gewissen Tag in jeder Woche zum Gottesdienst bestimmt hatten. Aber das ist gewiß, daß sie ordentlicher Weise den Mondschein zu ihren öffentlichen und feyerlichen Versammlungen bestimmt haben. So versammelten sich die Celtiberier und die Völker, die auf der Nordseite an sie gränzten, des Nachts zur Zeit des Vollmonds, um den Gott ohne Namen zu verehren; sie brachten die ganze Nacht mit Tanzen zu, und machten sich mit ihren Familien aussen vor den Thoren lustig. Eben diese Gewohnheit war unter den Deutschen eingeführt. „Sie versammeln sich, sagt „Tacitus, wenn sie nicht eine unvermuthete Bege„benheit daran verhindert, an gewissen bestimmten „Tagen, entweder zur Zeit des Neumonds, oder „des Vollmonds; sie glauben daß diese Zeit am ge„schicktesten sey, Sachen von Wichtigkeit zu überle„gen.“ Sie heiligen den Göttern die Tage des Neu- und Vollmonds, und glauben, daß diese Tage am geschicktesten wären, wichtige Sachen abzuhandeln, weil die Gottheit, die an der Verehrung und dem Dienst ihrer Anbeter ein Vergnügen fände, alsdenn auf eine besondere Art ihre Berathschlagungen regierte. Auch die Gallier hielten ihre feyerlichen Zusammenkünfte zur Zeit des Vollmonds. Deswegen berechnen sie ihre Monathe und Jahre nicht nach dem, was wir Neumond zu nennen pflegen; sondern von der Zeit an, wenn der Mond hinreichendes Licht auf die Erde verbreitet, daß es ihnen helle genug war, wenn sie in ihre Heiligthümer giengen, oder von da wieder zurück kehrten. „Die Druiden, sagt Plinius, „sammeln das Mistel vom Eichbaum, wenn der „Mond sechs Tage alt ist, und von diesem Tage be„rechnen sie den Anfang des Monaths, der Jahre, „und der Jahrzeiten, die bey ihnen dreyßig Jahre

„aus-

„ausmachen. Sie gründen diese Gewohnheit dar„auf, weil alsdenn der Mond Stärke genug hätte, „ob er gleich noch nicht zur Hälfte seiner Grösse ge„kommen wäre." Diese Rechnungsart stammte nicht von der alten Astronomie ab, als welche den Neumond nicht von seiner Zusammenkunft mit der Sonne, oder wenn er mit ihr an einem Ort des Himmels steht, und ihn auf der entgegen gesetzten Seite beleuchtet, sondern von dem Tage anfängt, wo er sichbar wird. Der Mond aber erscheinet vor dem sechsten Tage; folglich muß die Berechnung der Celten einen andern Grund haben. Eben so wenig billige ich die Muthmasung derjenigen, welche geglaubt haben, "die Celten suchten in der Zahl sechs "etwas Geheimnisvolles, oder sie hätten diese Zahl "für die heiligste unter allen gehalten, und um ihr "einige Ehre zu erweisen, die natürliche Ordnung "der Monathe, Jahre und Zeiten verkehrt.„ Vielmehr wollte ich glauben, daß aus den Worten des Plinius dieser Verstand heraus zu bringen, daß die Gallier in dem Aberglauben, der den alten Sternsehern und Sterndeutern so gemein war, gestanden wären, und sich eingebildet hätten, daß der Mistel von Eichen und andern Bäumen mehr Krafft hätte, wenn er unter gewissen Constellationen und Mondserscheinungen gesammelt würde. Aber die Worte des Plinius haben einen viel ungekünstelter und natürlichern Verstand. Da die Gallier ihre Versammlungen beym Mondschein hielten; so fiengen sie sie zu der Zeit an, wo er bereits Stärke genug hatte, das ist, wo er so hell schiene, daß sie dabey sehen konnten. Allem Anschein nach dauerten diese Versammlungen fort, bis zum Vollmond, und vielleicht bis zum letzten Viertheil, doch so, daß die Versammlungen am Neumond und am Vollmond die feyerlichsten und zahlreichsten waren. Der sechste Tag des Monds war also der Anfang der Monathe und der Jahre, weil dieses der Tag war, wo die öffentlichen

Andach-

Andachten ihren Anfang nahmen. Es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß diese Art den Anfang des Monaths von dem sechsten Tag des Mondes an zu berechnen, so wohl den Deutschen als Galliern gemein gewesen ist, und daß diese Völker ihren Göttern gewisse Tage des Mondes geheiligt haben; sie sahen diese Tage als die vortheilhaftesten an, nicht allein zu wichtigen Berathschlagungen, sondern auch zu allen Unternehmungen. Zum Exempel die Druiden lehrten, daß man auf gewisse Tage des Mondes den Mistel an den Eichbäumen abmachen, ingleichen auch mit eben solcher Vorsicht die Eyer der Schlangen sammeln sollte, welchen letztern sie ein besondere Krafft zuschrieben. Man sieht auch, daß die Wahrsagerinnen, welche Ariovist in seinem Kriegsheer hatte, ihm erklärten, daß die Deutschen unfehlbar würden geschlagen werden, wenn sie vor dem Neumond den Römern ein Treffen liefern würden. (Strabo III. 164. T. G. II. Plin. H. N. L. XVI. c. 44. L. XXIX. 13. Cæs. B. G. I. 50. Plutarch. Cæs. 717. Dio. Cass. XXXVIII. p. 90.)

Ausser den ordentlichen Versammlungen, die die Celten an gewissen Tagen des Mondes hatten, feyerten sie auch noch einige grosse Feste, welche alle Jahre zu einerley Jahreszeit einfielen. Das Fest, welches die Deutschen der Erde zu Ehren feyerten, und wobey sie, nach dem Bericht des Tacitus feyerliche Umgänge und allerhand Lustbarkeiten hatten; das Fest, welches die Thracier Cotitia und Bendidia, nach dem Namen der Gottheiten, denen sie geheiligt waren, nennten; gehörten vorzüglich hieher. Ersteres hatte zum Gegenstand die Ehe des Odins mit der Erde, das ist, die Schöpfung der Welt; das andere hatte eine Aenlichkeit mit den Bacchanalien der Griechen, und war auch von dem Fest nicht unterschieden, welches andere Thracier unter dem Namen Sabazia feyerten. Hieher gehört auch das jährliche Fest, welches die Einwohner von Gevau-

dan drey Tage lang auf dem Berg Helenus gefeyert haben; ingleichen dasjenige, welches die Angel-Sachsen im Monath Aprill der Göttin Eoster oder Eostra gefeyert haben. (Tac. Germ. c. 40. Strabo L. 470. Gregor. Turon. cont. c. 2. Beda de temp. rat. c. 13. du Chesne Tom. I. p. 525.)

Das feyerlichste unter allen diesen Festen war dasjenige, welches sie zu Anfang des Frühlings feyerten, und wobey die Abgeordneten von ganzen Nationen zusammen kamen, um sich über die Bedürfnisse und Angelegenheiten des Staats zu berathschlagen. Dieses Fest wurde von allen Scythen und Celten gefeyert. Fremde haben es das Mars-Feld genennt, entweder weil es dem Gott Teut, oder Odin, dem Kriegsgott, nach dem Lehrbegriff dieses Volks geheiligt war, oder weil der gewöhnliche Gegenstand, der auf dieser Versammlung abgehandelt wurde, dieser war, wo man einen kriegerischen Einfall im künftigen Jahr thun wollte. Andere nennen es das May-Feld, weil das Fest in diesem Monathe gefeyert wurde. Diese Feyerlichkeit unterschied sich von andern dieser Art durch drey Stücke. Erstlich war es ein Fest ganzer Nationen, und nicht einiger besondern Landschaften, welche wahrscheinlicher weise einige Zeit vorher ihre Landtage hielten, um ihren Abgeordneten, die sie auf die allgemeine Volks-Versammlung schickten, die nöthigen Verhaltungsbefehle zu entwerfen. Zweytens opferte man alsdenn für das Beste des Staats Menschenopfer, um von den Göttern einen glücklichen Ausgang des Kriegs zu erbitten. „Unter allen Göttern, (sagt Tacitus,) verehren die „Deutschen vornehmlich den Mercur; sie glauben so „gar, daß es erlaubt sey, ihm an gewissen Tagen „Menschenopfer zu bringen.“ Die Zeit, wenn es erlaubt, oder befohlen war, solche grausame Opfer zu bringen, war die Zeit der allgemeinen Volks-Versammlung. Man sieht es aus einer Stelle des Tacitus

citus ganz deutlich.„ Die Semnoner, (sagt er,) ver„sammeln sich durch ihre Abgesandten an einem be„stimmten Tag, in einem heiligen Wald, und hier „fangen sie ihren barbarischen Gottesdienst mit dem „Opfer eines Menschen an, der im Namen des gan„zen Staats geschlachtet wird.“ Vielleicht bezieht sich dasjenige, was Julius Cäsar von den Galliern sagt, auf eben diese Gewohnheit: publice ejus gegeris habent instituta vitia, das ist, diese Opfer, die durch die Gesetze bestättigt sind, werden in der Versammlung des Volks öffentlich verrichtet: und dies ist, um im Vorbeygehen zu sagen, die Ursache, warum ihre obrigkeitliche Personen nur ein Jahr in ihrer Würde bleiben. Allemal bey Anfang des Jahres wurden neue gemacht. Herodot erzählt ebenfalls, "daß die Scythen auf einem jährlichen Fest, welches "sie zu Ehren ihres Mars feyerten, unter andern auch "den hundertsten der Gefangenen, die sie im Krieg "gemacht hatten, opferten.„ Ich zweifle gar nicht, daß dieses auf der allgemeinen Versammlung des Volks geschehen sey. Endlich war das Mars-Feld vor allen andern Celtischen Festen eine Zeit des Vergnügens und des Wohllebens. Da die Würden des Staats und die Befehlshaberstellen bey dieser Versammlung ausgetheilt wurden, und alle Vorfallenheiten daselbst nach den meisten Stimmen entschieden wurden; so liessen es die vornehmen Herrn weder an Schmeicheleyen, noch an Aufwand fehlen, um Stimmen zu bekommen, und die Zahl ihrer Clienten zu vermehren; und weil das beste Mittel, einen Celten zu gewinnen, war, wenn man ihm brav zu essen und zu trinken gab; so hielte der Adel und die Häupter der Partheyen während dieser ganzen Zeit, so lang die Versammlung dauerte, offene Tafel. Man wird also nicht irren, wenn man dasjenige, was Herodot erzählt, hieher rechnet. Er sagt: „jeder Vorsteher „einer Provinz gab alle Jahr ein Fest, wozu alle Tap-

„pfere,

„fere, die einen oder mehrere Feinde im Krieg getödet „hatten, gezogen wurden.“ Den Tapfern und Helden machte man allerhand Schmeicheleyen, weil bey diesem kriegerischen Volk die Stimme eines Helden ordentlicher weise die Stimme der ganzen Versammlung nach sich zog. Die Römer feyerten ehemals alle Jahr im Anfang des Frühlings ein Fest, welches vielleicht eben dasjenige war, wovon wir hier reden. Es war solches dem Vater Dis geheiligt, und dies war eben derjenige, den man sonst den Mars oder Teut der Celten nennte. Diesem Dis brachte man Menschenopfer; und nachdem diese barbarische Gewohnheit abgeschafft worden war; so behielte man doch noch ein Bild davon bey, indem man Männer von Stroh in die Tiber warf. Dieses Fest fiel beynahe in den Monath, in welchem die Celten ihre allgemeine Versammlung hielten. Dionys von Halicarnaß hat folgende Bemerkung gemacht: „man „stürzte diese menschliche Figuren nach der Tagund„nachtgleiche im Frühling in die Tiber, an dem Tage, „welchen die Römer die Idus des Maymonaths nen„nen, und sagen, daß der Mond, wenn er zur Hälfte „seiner Grösse käme, die Monathe in zween gleiche „Theile theile.“ (Du Chesne Tom. I. p. 525. Paul. Diac. rer. Longob. L. III. c. 18. Tuc. Germ. c. 9. & 39. Cæs. B. G. VI. 16. VII. 32. Herod. IV. 62. III. 6. Dionys. Halic. L. I. p. 30.)

Man hat nicht nöthig hier anzumerken, daß ausser den Festen, die in allen Celtischen Ländern gefeyert wurden, es auch noch andere gegeben habe, die nur in einzelnen Provinzen begangen wurden. Es hatte hierinnen mit den Celten keine andere Beschaffenheit, als wie mit andern Völkern, wo jede Provinz, jede Stadt, gewisse Begebenheiten hat, die ihr zu einer besondern Gelegenheit dienen, Feyerlichkeiten anzustellen. So feyerten die Einwohner von der Insel Thule, welches das heutige Island ist, alle

Jahr

Jahre im Monath Januar ein grosses Fest, auf welchem sie sich über die Rückkehr der Sonne freueten, welche nach einigen Tagen wieder an ihrem Horizont erscheinen muste. Ich finde auch, daß sie einige Feste gehabt haben, die nur allemal nach dem Verlauf einiger Jahre gefeyert wurden. Hieher gehört zum Exempel dasjenige, da die Geten Boten an den Zamolxis schickten; man warf sie in die Lufft und fieng sie mit Hellebarden wieder auf: und diese Ceremonie geschah alle fünf Jahre. Die Nordischen Völker hatten auch ihren grossen Juul, das ist, ein gewisses Fest, welches alle neun Jahre gefeyert wurde, und auf welchem man den Göttern neunzig Menschen, mit eben so viel Pferden, Hunden und Hähnen, opferte. Ich will nur noch eine einzige Anmerkung hinzufügen. Da die Galiischen und deutschen Völker das Christenthum annahmen, so verlegten sie auf die christlichen Feyertage alle ihre Wahrsagungen, Tänze und übrigen Aberglauben, den sie im Heidenthum getrieben haben. Man sieht dieses aus einer Verordnung des Königs Childebert, die wir zum Beschluß anführen wollen: „Es ist zu unserer Wissenschaft gekommen, „daß auf den gottesdienstlichen Versammlungen al„lerhand Greuel vorgehen, welche GOTT beleidigen „und das Volk in Todsünden stürzen; man bringt „die Nacht in Trunkenheit zu, man treibt Possen und „Narrentheidungen, man singt schändliche Lieder, „so gar am heiligen Oster- und Weihnachtfest, und „an andern Feyertagen. Wenn der Sonntag „kommt, so laufen die Tänzerinnen in den „Dörfern und Städten herum &c.

Ende des zweyten Bandes.

1-3 = 1000.-
März 84

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pelloutier, Simon

Aelteste Geschichte der Celten

Bd.: 2. (1778)

Frankfurt a. M. 1778

H.ant. 304 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10432871-6
VD18 80318789-001